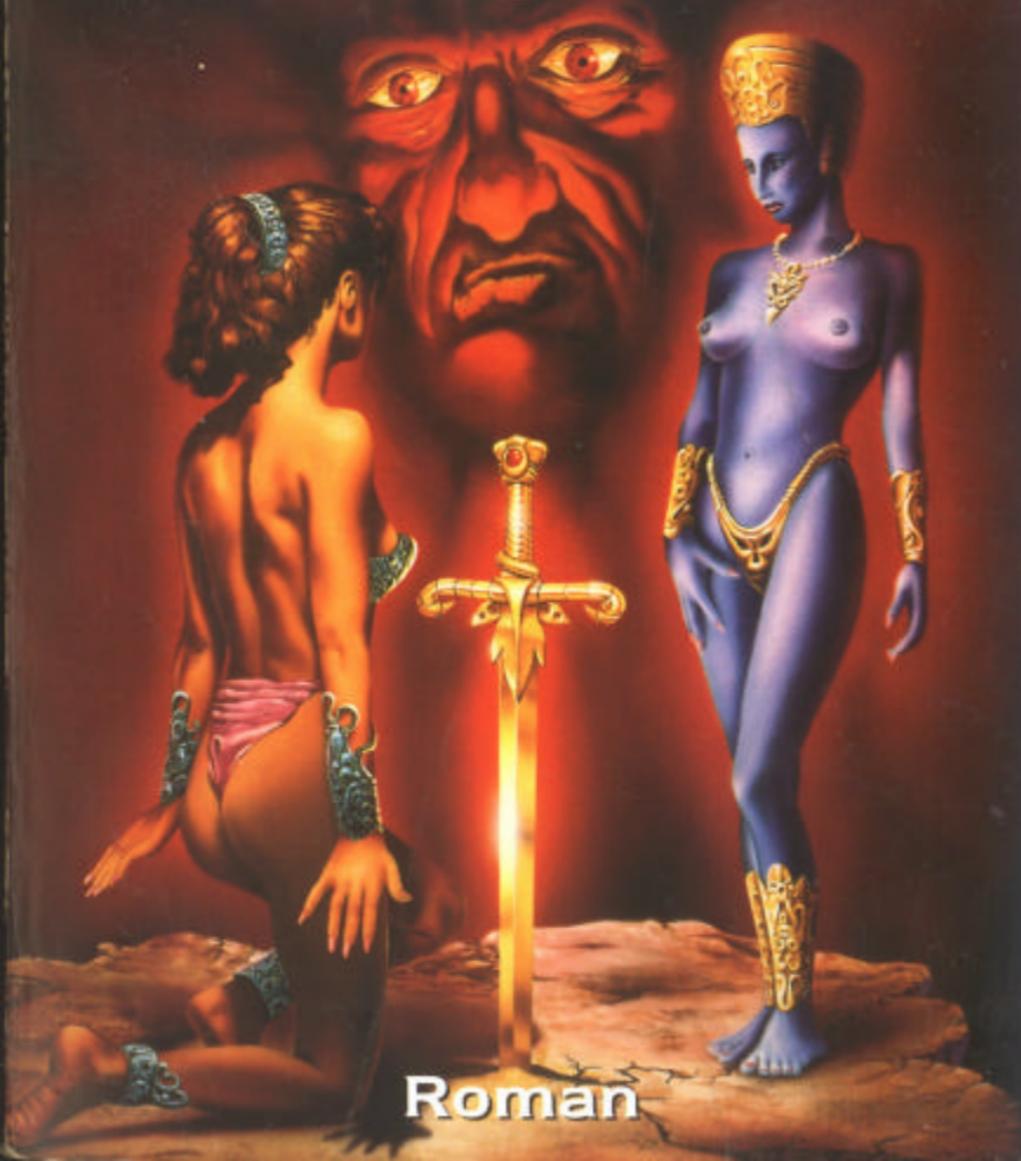


HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

GOR

Die Zauberer von Gor



Roman

Pre-Release!
(korrigierte Version folgt)

Fantasy

Herausgegeben von Friedel Wahren

Von der Neuausgabe des GOR-Zyklus
des Autors John Norman erschienen in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

Gor – die Gegenerde 06/3355
Der Geächtete von Gor 06/3379
Die Priesterkönige von Gor 06/3391
Die Marodeure von Gor 06/3521
In Sklavenketten auf Gor 06/3612
Die Erforscher von Gor 06/4045
Die Spieler von Gor 06/5125
Die Söldner von Gor 06/5427
Die Verräter von Gor 06/5658
Die Zauberer von Gor 06/9019

Weitere Bände in Vorbereitung

JOHN NORMAN

Die Zauberer von Gor

*Ein Roman aus dem
GOR-ZYKLUS*

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 06/9019

Titel der Originalausgabe

MAGICIANS OF GOR

Übersetzung aus dem Amerikanischen von

Andreas Decker

Das Umschlagbild malte Tiziano Cremonini

Die Karten auf Seite 6/7 und 8/9 zeichnete Erhard Ringer

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: F. Stanya

Copyright © 1988 by John Norman

Copyright © 1999 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

<http://www.heyne.de>

Printed in Germany 1999

scanned bywaldschrat ~ corrected by F451

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-14927-0

»Eigentlich müßtest du das Gesetz kennen, meine Liebe«, sagte der Mann.

Sie kämpfte gegen das Netz an, das von der Decke auf sie herabgefallen war, um dann von den Wächtern ergriffen zu werden, die aus ihren Verstecken an den Wänden des Raumes sprangen.

»Nein!« rief sie. »Nein!«

Man drehte sie zweimal auf dem Diwan herum, damit sie sich noch gründlicher in den Maschen verfing.

»Nein!« schluchzte sie.

Die vier Wächter hielten das Netz gepackt.

In ihren Augen lag ein gehetzter Ausdruck. Ihre Finger verkallten sich in den Maschen. Sie war wie ein verängstigtes Tier.

»Bitte!« schluchzte sie. »Was wollt ihr?«

Der Mann gab keine Antwort, sondern betrachtete sie nur, wie sie dort nackt in dem Netz gefangen lag; mit angezogenen Knien auf den weichen Fellen des großen Diwans, klein und verletzlich, entblößt und ertappt.

»Milo!« rief sie dem hochgewachsenen, hübschen Burschen zu, der an der Seite stand. »Hilf mir!«

»Aber ich bin ein Sklave«, sagte Milo und zog sich seine purpurne Tunika über.

Sie starre ihn gehetzt an.

»Ich bin davon überzeugt, daß dir das Gesetz bekannt ist«, sagte der Mann, an dessen Seite nun zwei Magistrate traten.

»Nein!« rief die Frau.

Die Magistrate waren von Amts wegen Zeugen, die die Umstände der Gefangennahme bezeugen sollten. Das Netz war sehr widerstandsfähig und mit Gewichten versehen.

»Eine freie Frau, die sich zu dem Sklaven eines anderen Herrn aufs Lager begibt oder sich anschickt, sich ihm dort hinzugeben, wird selbst zur Sklavin und gehört von nun an dem Besitzer des Sklaven. Es ist ein eindeutiges Gesetz.«

Die Frau schluchzte.

»Sieh es doch einfach so, wie es ist, wenn dir das hilft«, sagte der Mann. »Du hast dich Milo hingegeben, aber Milo gehört mir und kann nichts besitzen, also hast du dich mir hingegeben. Das ist wie die Münze, die eine freie Person einem Straßenmädchen gibt und die dann natürlich nicht dem Mädchen, sondern ihrem Herrn gehört. Was man dem Sklaven gibt, gibt man seinem Herrn.«

Sie starnte ihn entsetzt an.

»Ich verabscheue dich!« rief sie dann. »Bringt mir meine Kleider!« befahl sie den Wächtern.

»Wenn die Dokumente bestätigt und eingereicht sind – und in diesem Fall wird es weder Schwierigkeiten noch Einwände geben –, gehörst du mir.«

»Nein!« schluchzte sie.

»Hebt sie auf die Knie, mitsamt dem Netz!« befahl er.

Die Wächter gehorchten.

Die Frau starnte Milo an. Tränen glitzerten in ihren Augen. »Werde ich dann, als Sklavin, deine Frau sein?« fragte sie.

»Das halte ich für unwahrscheinlich«, erwiderte Milo mit einem Lächeln.

»Der hübsche, charmante, liebenswürdige, wortgewandte Milo«, sagte der Mann, »ist ein Verführungssklave.«

»Ein Verführungssklave?«

Der Mann nickte. »Er hat meinen Besitz um einige Sklavinnen erweitert.«

Die Frau zerrte tränenüberströmt an dem Netz, aber sie war hilflos.

»Wären du oder deine Vorgängerinnen nicht so ver-

stohlen vorgegangen, wärt ihr nicht so sehr darauf bedacht gewesen, eure Liebelei mit einem Sklaven zu verheimlichen, hätte Milos Nutzen als Verführungs-sklave mittlerweile bestimmt stark abgenommen. Andererseits verspricht die Sorge um euren Ruf, der euch freien Frauen so wichtig ist, den weiteren Erfolg dieser erfreulichen kleinen Unternehmungen.«

»Laß mich frei!« bettelte sie.

»Einige von Milos Eroberungen arbeiten auf meinen Feldern, andere in meinem Haus«, fuhr er fort. »Aber die meisten – und ich bin davon überzeugt, daß auch du dazu gehören wirst – werden verkauft, damit sie außerhalb der Stadt ein neues Leben beginnen können.«

»Ein neues Leben?« flüsterte sie.

Er lächelte. »Das Leben einer Sklavin.«

Sie kämpfte vergeblich gegen die Fesseln an.

»Schiebt ihr das Netz bis zu den Hüften hoch und streift es ihr bis zum Hals hinunter, dann bindet es fest«, befahl er. »Dann knebelt sie und stülpt ihr eine Haube über.«

Die Frau schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Heute abend wirst du dein Brandzeichen und deinen Sklavenkragen bekommen.«

»Nein, bitte!« schluchzte sie.

Die Wächter befolgten die Anweisungen des Sklavenherrn und verfuhren auf solche Weise mit dem Netz, daß die Beine und der Kopf der Frau frei waren, ihre Arme jedoch gebunden blieben.

Der Mann sah den hübschen Sklaven an. »Du nimmst den anderen Ausgang«, befahl er.

»Ja, Herr.«

Die freie Frau sah Milo hinterher.

»Du kniest nun auf einem Diwan«, sagte der Mann, »für eine Sklavin eine große Ehre. Vermutlich wirst du Monate in der Sklaverei verbracht haben, bevor sie dir erneut widerfährt.«

»Milo!« rief sie dem Sklaven hinterher.

Die Wächter zwangen ihr den Knebel, der mit der Haube fest verbunden war, in den Mund und banden ihn fest.

Sie gab einen leisen Protestlaut von sich.

Dann stülpte man der neuen Sklavin die Haube über den Kopf, zog sie zurecht und schnallte sie unter dem Kinn zu. Nun war das Gesicht völlig verhüllt.

»Was gab es da zu sehen?« fragte Marcus.

Ich trat von dem Spalt in den Fensterläden zurück, durch den ich alles beobachtet hatte.

»Nichts«, sagte ich.

Wir standen in einer Straße in Ar, einer schmalen, dicht bevölkerten Straße, in der man uns ständig anrempelte. Sie befand sich im Metellanischen Bezirk, der sich wiederum südöstlich des Bezirks des Zentralzylinders befindet. Es ist ein schäbiger, aber sauberer Bezirk. Hier gibt es viele Mietshäuser oder *insulae*. Es ist eine Gegend, die weit genug von den breiten Prachtstraßen des Stadtzentrums entfernt liegt, damit man sich dort für ein Schäferstündchen treffen kann.

»Ist Ar immer so dicht bevölkert?« fragte Marcus gereizt.

»In dieser Straße, zu dieser Tageszeit«, erwiderte ich schulterzuckend.

Mein Gefährte war Marcus Marcellus von den Marcelliani, aus der Stadt Ar-Station am Vosk. Wir waren von Brundisium nach Ar gereist. Wie auch ich gehörte er der Kriegerkaste an. Direkt hinter ihm, als fürchtete sie, ihn in der Menge zu verlieren – während sie gleichzeitig wie so oft versuchte, sich so klein wie möglich zu machen und sich hinter seinem Rücken zu verstecken – stand Phoebe, ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen mit auffallend heller Haut. Sie war vor einigen Monaten vor Brundisium in seinen Besitz übergegangen.

»Da wir die gelben Ostraka haben und es unsere

Passiermarken nicht gestatten, uns nach Einbruch der Dunkelheit in der Stadt aufzuhalten«, sagte Marcus, »sollten wir uns zum Sonnentor begeben.«

Marcus gehörte zu den Menschen, die sich wegen solcher Dinge sorgten, Dingen wie Verhaftungen, Pfählungen und dergleichen.

»Wir haben noch genug Zeit«, beruhigte ich ihn. Die meisten Städte haben ein Sonnentor, manchmal sogar mehrere. Sie heißen so, weil sie für gewöhnlich bei Sonnenaufgang geöffnet und bei Sonnenuntergang geschlossen werden, ihre Öffnungszeit also dem Tageszyklus entsprechen. Ar ist die größte Stadt des bekannten Gor, meines Wissens nach sogar noch größer als Turia im weit entfernten Süden. Ar verfügt über vierzig öffentliche Stadttore und zusätzlich über eine Anzahl kleinerer Tore, Geheimtore und Zugänge. Vor langer Zeit hatte ich die Stadt einmal durch einen solchen Zugang betreten, dessen Einstieg man durch eine vermeintliche DarKosos-Grube erreichte. Der Zugang war nun verschlossen, wie ich mich vergewissert hatte, als ich an einem Seil in die Grube heruntergestiegen war. Vermutlich traf das auch auf ähnliche Zugänge zu, zog man Ars Entsetzen über den Vormarsch der cosischen Truppen in Betracht. Eigentlich bedauerte ich diesen Verlust, denn es war ein geheimer Ein- und Ausgang in die Stadt gewesen. Es war durchaus möglich, daß es noch andere gab; leider kannte ich sie nicht.

»Laß uns weitergehen«, schlug Marcus vor.

Ich sah einer jungen Sklavin nach, die vorbeiging, gekleidet in eine kurze braune Tunika und mit einer Hand einen Krug auf dem Kopf balancierend; ihre Schönheit schien das kurze, enge Kleidungsstück beinahe zu sprengen. Der Eisenkragen stand ihr. Sie ging barfuß.

»Laß uns gehen«, sagte Marcus. Phoebe drängte sich an ihn, ihre kleinen Finger krallten sich in seinen Ärmel.

»Immer mit der Ruhe.«

»Ich mag solche Menschenmengen nicht.«

Wir wurden herumgestoßen.

»Die Passiermarken tragen eine Nummer, und die Wächter werden am Tor kontrollieren, wer die Stadt verlassen hat und wer nicht.«

»Ich glaube, sie kommen gleich heraus«, sagte ich, »dort, durch diese Tür.«

»Wer?«

»Da, sieh selbst!«

Die Tür öffnete sich, dann trat der Sklavenherr auf die Straße. Die beiden Magistrate, die in der Zwischenzeit vermutlich ihre Eintragungen gemacht hatten, folgten ihm. Dann kamen die vier Wächter; sie gingen nacheinander in einer Reihe. »Aus dem Weg!« rief der Mann, und die Passanten machten ihm Platz. Der dritte Wächter trug eine Last auf der rechten Schulter. Es war eine nackte Frau, deren Oberkörper fest in ein widerstandsfähiges Netz gewickelt war. Ihr Kopf wurde von einer zugeschnallten Haube verborgen. Sie wand sich hilflos. Sie wurde mit dem Kopf nach unten getragen, wie man eben eine Sklavin trägt.

»Das hast du also beobachtet«, meinte Marcus. »Wie eine Sklavin eingefangen wird.«

»In gewisser Weise«, antwortete ich.

Etwa zur selben Zeit kam uns ein großer, sich anmutig bewegender blondgelockter Bursche entgegen, der einige Meter Abstand zu der Gruppe hielt und erstaunlich gut aussah, ja, fast schon hübsch zu nennen war. An seinem linken Handgelenk war ein silbernes Sklavenarmband befestigt. Seine Tunika bestand aus purpurfarbener Seide. Er trug goldene Sandalen.

Als der stattliche Bursche vorbeigegangen war, sprach ich einen Mann an, der in den weißen und goldenen Farben der Kaufmannsgilde gekleidet war. »Wer ist das?« Ich ging davon aus, daß ein solcher Mann allgemein bekannt sein dürfte. Er war kein gewöhnlicher Sklave.

»Das ist Milo, der Schauspieler«, sagte der Kaufmann.

»Er ist ein Sklave?« fragte ich überrascht.

»Er gehört Appanius, dem Landwirt, Impresario und Sklavenhändler«, sagte der Kaufmann, »der ihn an die verschiedenen Theater ausleihst.«

»Ein attraktiver Bursche«, sagte ich.

»Der schönste Mann von ganz Ar«, bestätigte der Kaufmann. »Freie Frauen versinken zu seinen Füßen in Ohnmacht. Milos Auftritt in einem Stück garantiert seinen Erfolg.«

»Er ist also populär.«

»Vor allem bei den Frauen.«

»Das kann ich verstehen.«

»Einige Männer sind weniger von ihm begeistert«, sagte der Kaufmann, und ich entnahm seinem Tonfall, daß er dieser Gruppe angehörte.

»Auch das kann ich verstehen.« Ich wußte nicht, was ich von diesem Milo halten sollte. Möglicherweise war daran der Verdacht schuld, Milo könnte attraktiver sein als ich.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte der Kaufmann.

»Vielleicht dient Milo ja nicht nur als Schauspieler«, meinte ich.

»Woran denkst du?« fragte der Kaufmann.

Ich winkte ab. »Ach, nichts.«

»Es ist Milo«, flüsterte eine verschleierte freie Frau ihrer ebenfalls verschleierten Begleiterin zu.

»Laß uns ihm nacheilen, um noch einen Blick auf ihn zu erhaschen«, erwiderte die andere Frau.

»Sei nicht schamlos!«

»Wir sind verschleiert!« erinnerte die zweite Frau ihre Freundin.

»Wir sollten uns beeilen«, drängte die erste Frau, und die beiden bahnten sich einen Weg durch die Menge, der in Purpur gekleideten Gestalt hinterher.

»So hübsche Burschen sollten gezwungen werden, in

der Öffentlichkeit verschleiert zu gehen«, protestierte der Kaufmann.

»Vielleicht hast du recht«, gestand ich ihm zu. In den meisten goreanischen Stadtstaaten bewegen sich freie Frauen – vor allem Angehörige der höheren Kästen – in der Öffentlichkeit nur verschleiert. Darüber hinaus tragen sie die Gewänder der Verhüllung, die sie von Kopf bis Fuß bedecken. Meistens tragen sie sogar Handschuhe. Dafür gibt es viele Gründe – Schicklichkeit, Sicherheit und dergleichen mehr. Dafür laufen Sklavinnen nur aufreizend gekleidet herum, wenn sie überhaupt etwas tragen. Ihre Kleidung – sofern man sie ihnen gestattet – soll nur wenig von ihrer Schönheit der Phantasie überlassen. Ganz im Gegenteil, sie soll auf sie aufmerksam machen, sie enthüllen und in ihrer ganzen Großartigkeit zur Schau stellen. Goreaner schämen sich nicht der verruchten Pracht, der Sinnlichkeit, der Weiblichkeit und der Schönheit ihrer Sklavinnen. Nein, sie schätzen, preisen und feiern sie.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich zu dem Kaufmann.

Er wandte sich ab.

»Weitergehen!« rief da eine Stimme. »Bewegt euch!«

Ein Hausmarschall näherte sich, einen Schlagstock in der Hand, mit dem er die Leute berührte und einen Weg freimachte. Er ging der geschlossenen Sänfte einer freien, anscheinend sehr wohlhabenden Frau voraus, die von acht Sklaven getragen wurde. Ich trat zur Seite, um den Marschall, die Sänfte und ihre Träger vorbeizulassen. Die Seiten der Sänfte waren mit Vorhängen verhüllt.

»Seltsam, hier im Metellanischen Bezirk eine solche Sänfte zu sehen«, bemerkte ich.

»Vielleicht sollten wir uns lieber Gedanken darüber machen, unser Leben zu retten«, murkte Marcus.

Ich wandte den Kopf und blickte wieder in die an-

dere Richtung. Von den Magistraten oder den Wächtern mit ihrer wohlgeformten Gefangenen war nichts mehr zu sehen.

»He!« beschwerte sich Phoebe.

Zweifellos hatte jemand aus der Menge sie im Vorübergehen angefaßt. Marcus blickte sich wütend um. Ich fragte mich ernsthaft, was er eigentlich erwartet hatte.

Ich blickte über die Menge hinweg. Etwa fünfzig Meter entfernt konnte ich die blonden Locken Milos entdecken. Er stand in der Nähe einer Häuserwand. Die Sänfte der freien Frau hatte kurz neben ihm angehalten und machte sich jetzt wieder auf den Weg.

»He!« rief Phoebe erneut.

Marcus drehte sich wieder um, schnell und wütend. Doch nur das gesichtslose Gedränge der Passanten war zu sehen.

»Wenn du so etwas vermeiden willst, solltest du ihr etwas zum Anziehen geben«, riet ich ihm.

»Sie soll nackt gehen«, erwiderte er. »Sie ist eine Sklavin.«

»Vielleicht wäre ein Kleidungsstück ja nicht verkehrt.«

»Sie hat ihren Kragen.«

»Dir ist es ja vielleicht nicht aufgefallen«, sagte ich, »aber sie ist eine außergewöhnlich schöne Frau.«

»Sie gehört zu den niedersten und verabscheuungswürdigsten aller Wesen«, entgegnete er grob.

»Natürlich.«

»Außerdem darfst du nicht vergessen, daß ich sie hasse!«

»Wie könnte ich das, nachdem du mir das doch schon so oft gesagt hast.«

Phoebe senkte lächelnd den Kopf.

»Davon abgesehen ist sie meine Feindin.«

»Falls sie jemals deine Feindin war, dann in der Vergangenheit. Jetzt ist sie eine Sklavin. Sieh sie dir an. Sie

ist dein Eigentum. Glaubst du, sie wüßte das nicht? Ihr einziger Lebensinhalt besteht nur noch darin, dir zu dienen und dich zu erfreuen.«

»Sie ist eine Cosianerin«, sagte er.

»Zeig ihm deinen Oberschenkel, Sklavin«, befahl ich.
»Berühre deinen Kragen!«

Phoebe gehorchte.

»Du kannst ihr Brandzeichen sehen«, sagte ich. »Du kannst ihren Kragen sehen. Sie gehört dir.«

Er betrachtete die Sklavin, die demütig und gehorsam vor ihm stand, die Finger ganz leicht auf den Kragen um ihren hübschen Hals gelegt.

»Und es ist ein hübscher Oberschenkel«, sagte ich, »und ein hübscher Hals.«

Er stöhnte leise.

»Und du bist derselben Meinung, wie ich sehe.«

Der junge Krieger brachte seiner Sklavin außerordentlich zwiespältige Gefühle entgegen. Sie gehörte nicht nur zu den Frauen, die er unwiderstehlich und geradezu quälend schön fand – wie ich genau gewußt hatte, bevor ich sie ihm zum ersten Mal zeigte –, zu meiner Überraschung und Freude schien zwischen ihnen auch eine ganz besondere Magie oder Anziehungskraft zu bestehen. Jeder war der gestaltgewordene Traum des anderen. Es war, als wäre sie für seine Ketten geboren worden. Sie paßten zusammen wie ein Schloß und sein Schlüssel. Sie liebte ihn aufrichtig und hilflos, und das vom ersten Augenblick an. Auch er war von ihr hingerissen gewesen. Und dann hatte er entdecken müssen, daß sie aus Cos kam, aus dem Ubarat, das sein verhaßter Feind war, dessen Söldner und regulären Truppen seine Stadt zerstört hatten. Es war kein Wunder, daß er wütend geschworen hatte, die schöne Sklavin an Cos' Stelle für alles bezahlen zu lassen, an ihr seinen Haß auf alles Cosische abzureagieren. Und so hatte er sich entschlossen, sie zu demütigen und leiden zu lassen, aber mit jedem Be-

fehl und jedem Schlag der Peitsche liebte sie ihn nur noch mehr.

Phoebe lächelte schüchtern.

»Cosische Schlampe!« knurrte Marcus. Er packte sie bei den Armen, stemmte sie in die Höhe und stieß sie mit dem Rücken gegen die Häuserwand. Dort hielt er sie fest, mit den Füßen in der Luft.

»Ja!« rief sie. »Ja!«

»Werde auf diese Weise benutzt, wie es sich für dich gehört«, stieß er hervor, »Sklavin und cosisches Miststück!«

»Ja, Herr!« schluchzte sie, umschlang ihn mit den Beinen, schloß die Augen und warf stöhnend den Kopf in den Nacken.

Dann schrie er auf und setzte sie wieder ab. Sie sank auf die Knie, schluchzte dankbar und umklammerte sein Bein.

»Widerlich«, sagte eine freie Frau im Vorübergehen und zog sich den Schleier dichter vors Gesicht. Wußte sie nicht, daß sie, wäre sie eine Sklavin gewesen, auf ähnliche Weise dem Vergnügen ihres Herrn unterworfen gewesen wäre?

»Das hier ist ein sehr öffentlicher Ort«, sagte ich zu Marcus.

Um uns herum hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt, die im Strom der vorbeihastenden Bürger einem Strudel ähnelte.

»Dieses Miststück kommt aus Cos«, sagte Marcus zu einem der Umstehenden.

»Schlag sie für mich«, erwiederte der Mann.

»Sie ist nur eine Sklavin«, sagte ich.

»Eine cosische Schlampe«, sagte ein Mann zu seinem Begleiter.

»Sie ist nur eine Sklavin«, wiederholte ich, diesmal etwas energischer.

Die Menge schob sich bedrohlich ein Stück näher heran. Phoebe sah furchtsam auf.

In diesem Gedränge gab es nicht einmal genug Platz, um das Schwert zu ziehen, geschweige denn es zu schwingen.

»Töten wir sie«, schlug ein Passant vor.

»Geh zurück!« rief Marcus wütend.

»Ein Miststück aus Cos«, sagte ein anderer Passant.

»Bringt sie um!«

Phoebe kniete klein und hilflos vor der Wand auf den Pflastersteinen.

»Geht weiter«, sagte ich zu den Männern, die sich um uns versammelt hatten. »Kümmert euch um eure Angelegenheiten.«

»Cos ist unsere Angelegenheit«, erhielt ich zur Antwort.

Die Feindseligkeit der Menge war eine Reaktion auf die Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit, die in Ar Verwirrung, Unsicherheit und Angst heraufbeschworen hatten, vor allem aber auf die militärische Katastrophe im Vosk-Delta, ein Unternehmen, an dem absurd erweise der größte Teil der Streitkräfte beteiligt gewesen war. Und dann natürlich die Nachricht, daß das cosische Heer vor Torcodino – eine der größten Ansammlungen von Bewaffneten, die Gor je gesehen hatte – unter ihrem Polemarkos Myron, dem Vetter von Lurius von Jad, dem Ubar von Cos, seine Standarten in Richtung Ar bewegte. Torcodino hatte der cosischen Invasionsstreitmacht auf dem Kontinent als Nachschubbasis gedient. Die Stadt war von dem Söldnerführer Dietrich von Tarnburg erobert worden, um den Vormarsch auf Ar aufzuhalten.

Aber Ar hatte nichts unternommen. Es war weder der Besetzungsarmee in Torcodino zur Hilfe gekommen, noch hatte es Ar-Station im Norden des Kontinents Entschick geschickt. Als Dietrich schließlich begriff, daß in Ar an hoher Stelle Verräter am Werk waren, hatte er es geschafft, sich aus Torcodino zurückzuziehen. Sein Aufenthaltsort war unbekannt, und Cos hatte

auf seinen Kopf einen Preis ausgesetzt. Nun lag so gut wie kein Hindernis mehr zwischen der Hauptstreitmacht von Cos und den Toren von Ar. Obwohl in der Stadt viel von Widerstand, den Traditionen und dem Heimstein die Rede war, glaubte ich nicht, daß die Bürger, die von der scheinbar unerklärlichen Folge der Katastrophen verwirrt und wie betäubt waren, den Willen aufbrachten, sich den Cosianern entgegenzustellen. Wäre ein Mann wie Marlenus von Ar in der Stadt gewesen, ein Ubar, der die Menschen aufrütteln und sie anführen konnte, vielleicht hätte es dann noch Hoffnung gegeben. Aber die Stadt wurde nun von dem Regenten Gnieus Lelius regiert, der meiner Meinung nach unter normalen Umständen einen Stadtstaat, in dem alles seinen geregelten Gang ging, zweifellos hervorragend verwaltet hätte, der in einer Zeit der Dunkelheit, der Krise und des Schreckens jedoch keinen guten Führer abgab. Er war ein guter Mann und ein schätzenswerter Verwaltungsbeamter, aber er war nicht Marlenus von Ar. Marlenus war vor Monaten auf einer Strafexpedition in den Voltaibergen verschwunden. Man hielt ihn für tot.

»Tötet sie!«

»Tötet sie!«

»Nein!« sagte Marcus.

»Nein!« sagte ich.

»Die sind doch nur zu zweit«, sagte ein Bursche.

Ich hob die Hand. »Hört doch!«

Die Menge verstummte augenblicklich. Mehr als nur ein Mann wandte den Kopf. Wir drehten uns um. Phoebe schob sich noch dichter hinter Marcus' Beine.

Glockengebimmel und Gesang ertönten. Einen Augenblick später kam der an seinem Stab in die Höhe gehobene goldene Kreis in Sicht. Alle Passanten beeilten sich, sich eng an die Häuserwände zu drücken.

»Erleuchtete«, sagte ich zu Marcus.

Ich sah die Prozession jetzt deutlich.

»Knie nieder«, sagte einer der Männer neben uns.

»Knie dich hin«, sagte ich zu Marcus.

Wir gingen auf ein Knie hinunter. Es überraschte mich, daß die Passanten niederknieten, denn für gewöhnlich knien freie Goreaner nicht, nicht einmal im Tempel der Erleuchteten. Goreaner beten im Stehen, manchmal mit erhobenen Händen, im Gegensatz zu den Erleuchteten, die immer die Hände heben.

»Für so jemanden gehe ich nicht in die Knie«, sagte Marcus.

»Bleib unten«, raunte ich. Er hatte schon genug Unheil angerichtet.

Man konnte schon den Weihrauch riechen. Zwei junge Burschen mit geschorenen Köpfen und weißen Gewändern führten die Prozession an und schlugen die Glöckchen. Ihnen folgten zwei weitere, die die Weihrauchfässer schwenkten. Das waren die Novizen, die das erste Gelübde abgelegt hatten.

»Die Priesterkönige seien gepriesen!« rief ein Passant andächtig.

»Die Priesterkönige seien gepriesen!«

Unwillkürlich mußte ich an meinen Freund Misk denken, den Priesterkönig, der dieses Verhalten bestimmt gebannt und verblüfft verfolgt hätte.

Ein erwachsener Erleuchteter in einem fließenden weißen Gewand trug den Stab mit dem goldenen Kreis, eine Form ohne Anfang und ohne Ende, das Symbol der Priesterkönige. Ihm folgten zehn weitere Erleuchtete, die in Zweierreihen gingen. Sie sorgten für den Gesang.

Eine freie Frau zog hastig und furchtsam ihr Gewand zurück, damit es mit keinem der Erleuchteten in Berührung kam. Es ist den Erleuchteten verboten, Frauen zu berühren, das gleiche gilt natürlich auch für die Frauen. Erleuchtete meiden auch Fleisch und Bohnen. Den größten Teil ihrer Zeit widmen sie Opferungen, Andachten, Chorälen, Gebeten und dem Studium

mystischer Schriften. Durch das Studium der Mathematik versuchen sie sich zu reinigen.

»Errettet Ar!« schluchzte ein Mann.

»Rettet uns, o ihr Vermittler zu den Priesterkönigen!« bat eine Frau.

»Betet für uns zu den Priesterkönigen«, rief ein anderer Mann.

»Ich werde dem Tempel zehn Goldstücke spenden!«

»Und ich zehn Verr, ausgewachsene Verr, mit vergoldeten Hörnern!«

Aber die Erleuchteten beachteten die durchaus gerechtfertigten Bitten nicht. Was kümmerten sie schon solche Angelegenheiten?

»Laß den Kopf unten«, raunte ich Marcus zu.

»Schon gut«, knurrte er. Phoebe lag hinter uns am ganzen Leib bebend auf dem Bauch und bedeckte den Kopf mit den Händen. Ich beneidete sie nicht, eine nackte Sklavin, die es ohne eigenes Verschulden an einen solchen Ort verschlagen hatte.

Augenblicke später war die Prozession vorbei, und wir erhoben uns. Die Menge um uns herum hatte sich zerstreut.

»Du bist jetzt sicher«, sagte ich zu Phoebe.

Sie kniete eingeschüchtert zu Marcus' Füßen und umklammerte sein Bein.

»Wir können Cos nicht widerstehen«, hörte ich einen Mann sagen.

»Wir müssen auf die Priesterkönige vertrauen«, bekam er zur Antwort.

»Unsere Männer werden uns schon beschützen!« sagte ein anderer Passant.

»Die paar erbärmlichen Regimenter und die Bürgerwehr?« fragte jemand.

»Wir müssen auf die Priesterkönige vertrauen!«

»Die Menschen Ars haben Angst«, meinte Marcus.

Ich nickte. »Welches Ziel mögen die Erleuchteten wohl haben?« fragte ich ihn dann.

»Vermutlich ihren Tempel.«

»Wozu?«

»Für die Abendandacht, nehme ich an«, erwiderte er etwas gereizt.

»Das glaube ich auch.«

»Das Sonnentor!« rief er. »Wir müssen vor Einbruch der Dunkelheit dort sein!«

»Ja, das müssen wir.«

»Reicht die Zeit?«

»Ich glaube schon.«

»Dann komm«, sagte er. »Aber schnell!«

Er eilte davon. Ich folgte ihm, und Phoebe lief hinter uns her.

»Du darfst dich umdrehen«, sagte Marcus und stand auf.

Phoebe, die in unserem kleinen Zelt vor den Stadtmauern – inmitten Hunderter solcher Zelte, die hauptsächlich von Vagabunden, Reisenden und Flüchtlingen bevölkert wurden – noch immer keuchend auf dem Boden kniete, nahm die eben noch verschränkten Finger aus dem Nacken und hob den Kopf.

»Vielen Dank, Herr«, sagte sie atemlos. »Ich gehöre nur dir. Ich liebe dich. Ich liebe dich.«

»Steh auf und wende dich mir zu«, sagte er. »Laß die Arme an den Seiten herabhängen.« Er zog einen etwa anderthalb Meter langen Riemen aus der Gürteltasche und warf ihn sich über die Schulter.

»Werde ich jetzt gefesselt?« fragte sie.

»Außerhalb der Stadtmauern scheint die Luft viel sauberer und frischer zu sein«, sagte ich.

Um uns herum ertönte der Lärm des Lagerlebens.

»Hier stinkt es bloß nicht nach Weihrauch«, erwiderte Marcus mit einem Grinsen. »Weißt du, was das hier ist?« Er zog ein Stück Stoff aus der Tasche.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte sie schüchtern und hoffnungsvoll. »Herr.« Ihre Augen leuchteten.

Ich lächelte.

»Es ist eine Tunika!« rief sie entzückt.

»Eine Sklaventunika«, korrigierte er sie streng.

»Natürlich, Herr«, sagte sie begeistert, »denn ich bin ja eine Sklavin!«

Es handelte sich um eine ärmellose Tunika aus braunem Stoff. Großzügig bemessene Schlitze an beiden Seiten bewirkten, daß die Oberschenkel der Trägerin zusätzlich entblößt wurden. Ich sah, daß Phoebe das Kleidungsstück am liebsten an sich geris-

sen hätte, aber wie befohlen behielt sie die Hände an den Seiten.

Bei dem Riemen über Marcus' Schulter handelte es sich natürlich um den Sklavengürtel, mit dem die Kleidung der Sklavin gehalten wird. Solche Gürtel können auf die verschiedensten Arten zugeknüpft werden, meistens so, daß sie die Figur der Trägerin betonen. Darüber hinaus können sie natürlich als Fessel dienen.

»Das ist doch für mich, oder?« fragte Phoebe begierig und voller Aufregung.

»Es ist mein Eigentum, da du mein Eigentum bist«, stellte Marcus fest, »aber es stimmt, daß ich es für dich erstanden habe, damit du es trägst, wenn ich es dir erlaube oder befehle.«

»Darf ich sie anfassen, Herr?« fragte sie entzückt.

»Ja.«

Ich sah zu, wie sie das winzige Kleidungsstück dankbar und erfreut in die Hände nahm. Es war schon erstaunlich, wieviel eine so nebensächliche Sache einem Mädchen bedeuten konnte. Es war bloß eine Sklaventunika, ein billiges, winziges Stück Stoff, kaum mehr als ein Ta-teera, und doch begeisterte sie sich dafür. Es war ein Kleidungsstück, das freie Frauen angeblich verabscheuen, das sie unaussprechlich schrecklich und einfach widerwärtig finden; ein Kleidungsstück, das sie mit Entsetzen betrachten, bei dessen bloßem Anblick sie scheinbar bereit sind, in Ohnmacht zu fallen. Aber für Phoebe, die Sklavin, bedeutete es mehr als das kostbarste Kleid in der Garderobe einer freien Frau. Natürlich hatte ich den Verdacht, daß freie Frauen nicht immer ganz ehrlich sind, wenn sie uns ihre Meinung über solche Tuniken kundtun. Einem gooreanischen Sprichwort zufolge sind freie Frauen Sklavinnen, denen noch niemand einen Sklavenkragen um den Hals gelegt hat.

»Darf ich das anziehen?« fragte Phoebe.

»Ja, natürlich«, sagte Marcus. Er strahlte. Ich glaube,

er hatte in diesem Augenblick ganz vergessen, daß er dieses Mädchen von ganzem Herzen haßte.

»Warum hast du mich eigentlich nach Ar begleitet?« fragte ich ihn.

»Das weißt du doch genau«, lautete seine Antwort.

»Aber es ist Wahnsinn.«

Während der Belagerung von Ar-Station hatte man den Heimstein der Stadt durch die feindlichen Linien nach Ar geschmuggelt, wo er in Sicherheit verwahrt werden sollte. Dazu bediente man sich des Wagens eines Mannes namens Septimus Entrates. Allerdings hatten wir nach dem Fall von Ar-Station erfahren, daß im Süden das Gerücht kursierte, Ar-Station habe dem cosischen Expeditionsheer seine Tore geöffnet, und zwar für viel Gold. Aus diesem Grund galten die Bürger Ar-Stations nun als Verräter. Dieser angebliche Verrat diente natürlich als Erklärung für den gescheiterten Versuch Ars, die belagerte Stadt zu entsetzen. Wie man munkelte, hatte sich Ars Heer dem Dilemma gegenübergesehen, entweder seine einstige Kolonie anzugreifen oder sich um das Expeditionsheer zu kümmern. Aufgrund der Annahme, das letztere habe Priorität, drang das Heer Ars bei der Verfolgung der Cosianer in das Flußdelta des Vosk ein, in dessen trügerischem morastigen Untergrund ein Regiment nach dem anderen ausgelöscht oder dezimiert wurde.

Die Vernichtung der Arer im Delta war die vermutlich größte militärische Katastrophe in der Geschichte des Planeten. Von den über fünfzigtausend Mann, die das Delta betrat, überlebten kaum mehr als schätzungsweise vier- bis fünftausend. Einige von ihnen hatten sich natürlich bis nach Ar durchschlagen können. Und soweit es diese Männer wußten, entsprachen die Gerüchte der Wahrheit, daß Ar-Station seine Vaterstadt verraten hatte, daß seine Mauern unversehrt und es jetzt ein cosischer Außenposten war. Das hatte man ihnen in ihrem Winterlager in Holmesk erzählt.

Phoebe zog sich die Tunika über den Kopf.

Marcus ließ sie dabei keinen Augenblick lang aus den Augen.

Nach diesen offiziellen Verlautbarungen über die Geschehnisse im Norden wurden Ar-Station und seine Bürger in Ar verständlicherweise verachtet und gehaßt.

Phoebe zupfte die Tunika an den Oberschenkeln zurecht und drehte sich glücklich vor Marcus im Kreis.

»Aii!« rief Marcus.

»Gefällt dir deine Sklavin?« fragte Phoebe entzückt. Die Frage war offensichtlich rhetorisch gemeint.

»Sie ist zu kurz«, behauptete der junge Krieger.

»Unsinn«, sagte ich.

»Sie ist sogar viel zu kurz.«

»Um so besser kann mein Herr meine Oberschenkel betrachten«, sagte Phoebe. Sie waren tatsächlich entblößt, vor allem durch die Schlitze an den Seiten.

»Wie andere Männer auch«, sagte er wütend.

»Natürlich, Herr«, sagte sie. »Schließlich bin ich eine Sklavin.«

»Sie ist außerordentlich schön«, sagte ich. »Soll sie sich doch so entblößt zeigen. Sollen sich die anderen vor Neid verzehren, daß sie dein Eigentum ist.« •

»Hm«, machte Marcus und verlor sich in der verzückten Betrachtung seiner schöner Sklavin.

»Sicher hast du dein verrücktes Vorhaben mittlerweile verworfen«, fuhr ich fort.

»Nein«, sagte er abwesend.

Wie bereits erwähnt befand sich Ar-Stations Heimstein in Ar. Und allein aus diesem Grund war Marcus hierhergereist.

Weil die Wut auf Ar-Station so gewaltig war (nicht zuletzt durch die angebliche Tatsache, daß der Heimstein gar nicht aus Sicherheitsgründen nach Ar gesandt worden war, sondern als Geste der Verachtung und Zurückweisung, die der ebenfalls angeblichen Entge-

gennahme eines neuen, von den Cosianern überreichten Heimsteins vorausging), wurde der Stein zu bestimmten Stunden öffentlich zur Schau gestellt. Dies geschah in der Nähe des Zentralzylinders, auf der Straße des Zentralzylinders. Nun konnten die Bürger Ars ihren Abscheu an dem Stein abreaktieren, indem sie ihn verfluchten, ansleckten oder auf andere Weise besudelten.

»Der Stein wird scharf bewacht«, sagte ich.

Das hatten wir am Morgen herausbekommen. Wir waren zu Ludmillas Freudenhausgasse gegangen, in die Straße, in der Achiates *insula* steht. Ich hatte das *insula* nicht betreten, aber in seiner Nähe ein paar Erkundigungen eingeholt. Diejenigen, die ich suchte, wohnten hier anscheinend nicht mehr. Ich erkundigte mich allerdings nicht nach den Leuten, die so offensichtlich in seiner Nähe herumlungerteren.

Am Nachmittag gingen wir erneut hin. Die Männer lungerten noch immer herum. Das hatte mich zu der Annahme gebracht, daß sie dort als Wachposten aufgestellt worden waren. Ganz in der Nähe saß ein Straßenhändler hinter seiner Decke, auf der er seine Waren aufgebaut hatte. Ich konnte nicht sagen, ob er zu den Posten gehörte oder nicht. Es spielte auch keine große Rolle. Gewöhnlich werden derartige Überwachungen immer mit mindestens zwei Männern durchgeführt. Auf diese Weise kann einer den Vorgesetzten Bericht erstatten, während der andere an Ort und Stelle bleibt.

Soweit mir bekannt war, wußte niemand von meiner Anwesenheit in Ar. Mir war klar, daß mich bestimmte Personen erkennen konnten. Bei meinem letzten Besuch in Ar hatte ich dem Regenten Gnieus Lelius Briefe von Dietrich von Tarnburg aus Torcodino überbracht. Später hatte ich dann als Kurier eine gefälschte Botschaft befördert, die an Aemilianus, den Stadtkommandanten von Ar-Station, gerichtet war und mich beinahe das Leben gekostet hätte. Ich zweifelte keinen

Augenblick lang, daß man mich als Feind der Verräterclique identifiziert hatte, der eine Gefahr darstellte. Ich wußte allerdings nicht, ob der Regent Gnieus Lelius zu ihr gehörte oder nicht. Anhand der in Holmesk erhaltenen Informationen war mir jedoch klar, daß Seremides aus Tyros, der Hohe General der Stadt, in den Verrat verwickelt war. Vor langer Zeit in Brundisium erbeutete und entschlüsselte Dokumente hatten unter anderem noch einen weiteren Namen enthüllt, den einer Frau – Talena, Tochter des Marlenus von Ar, die er verstoßen hatte. Angeblich hatte sich ihr Glück gewandelt, und sie war wieder im Aufstieg begriffen.

»Ich bin mir durchaus bewußt, daß der Stein sehr gut bewacht wird«, sagte Marcus.

»Dann verzichte auf deinen verrückten Plan.«

»Nein.«

»Du wirst niemals an den Stein herankommen.«

»Bist du nicht aus einem Grund nach Ar gekommen, dessen Umsetzung noch viel geringere Erfolgsaussichten hat?«

Ich schwieg.

»Nun?« fragte Marcus mit einem Lachen.

Ich würdigte ihn keiner Antwort. Statt dessen dachte ich an die Frau, die nun in Ar eine hohe Stellung bekleidete, die mir einst irrtümlicherweise etwas bedeutet hatte, eine eitle, stolze Frau, die mich in dem Glauben, ich sei hilflos und verkrüppelt, verspottet und im Stich gelassen hatte. Ich dachte an sie und an Ketten. Natürlich war es unmöglich, an sie heranzukommen. Und doch, sollte es mir trotz allem gelingen, sie in meine Gewalt zu bekommen, wollte ich sie nicht einmal für mich behalten, sondern sie einfach nur loswerden, sie verschenken oder als geringste aller Sklavinnen verkaufen.

»Ich verstehe«, sagte Marcus.

»Herr?« fragte Phoebe und drehte sich wieder vor Marcus im Kreis.

»Ja«, sagte er, »du bist sehr hübsch.«

»Danke, Herr, daß du mir eine Tunika gegeben hast.«

»Daß ich dir erlaube, eine zu tragen«, verbesserte Marcus sie.

»Ja, Herr.«

»Draußen spielt Musik«, wandte sich Marcus an mich. »Vielleicht veranstaltet man ein Fest oder einen Jahrmarkt.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Laß uns nachsehen.«

»Nun gut.«

Marcus legte Phoebe die Leine an, und wir verließen das Zelt.

»*Steine!* Ratet die *Steine!*« rief ein Mann. »Wer will Steine spielen?«

Steine ist ein Ratespiel, bei man eine bestimmte Anzahl vorher festgelegter »*Steine*«, für gewöhnlich zwei bis fünf, in der Hand hält, und der Gegner muß die Anzahl erraten. Es gibt viele Variationen des Spiels; gewöhnlich bekommt man für das richtige Erraten der Anzahl einen Punkt. Verschätzt man sich, erhält man die Steine, und der Gegner ist mit Raten an der Reihe. Bei dem Spiel muß eine bestimmte Anzahl an Punkten erreicht werden, in der Regel fünfzig. Meistens dienen kleine Kiesel als »*Steine*«, aber es können auch andere kleine Gegenstände sein. Glasperlen oder sogar Edelsteine. Für den wohlhabenden Spielenthusiasten gibt es kunstvoll geschnitzte und bemalte Spielkästen mit liebevoll gefertigten Spielfiguren. Das Spiel ist auf Gor alles andere als ein simpler Zeitvertreib. Man bedient sich raffinierter psychologischer Spielzüge und Strategien. Ganze Vermögen haben aufgrund einer Partie *Steine* den Besitzer gewechselt. Erfolgreiche, bekannte Spieler werden allgemein als Meisterspieler anerkannt. In einigen Städten veranstaltet man richtige Turniere.

»Paga! Paga!« rief ein anderer Mann, der eine große Bota Paga über der Schulter trug. Links stand eine Gruppe Bauern. Gelegentlich brachen sie in Gelächter aus, vermutlich nachdem einer einen Witz oder eine Anekdote zum besten gegeben hatte.

Ein Mann eilte an mir vorbei, der zwei Sklavinnen hinter sich herzerrte; sie hielten die Arme ausgestreckt, die eng mit durch Ketten verbundene Handschellen aneinandergefesselt waren.

Ich hielt nach Phoebe und Marcus Ausschau. Hundert Meter entfernt wuchsen die Mauern von Ar in der

Dunkelheit empor. An einigen Stellen brannten Feuer, Signalfeuer für die Tarnsmänner. Bei meinem letzten Besuch in Ar, als ich die gefälschte Botschaft für Aemilianus erhalten hatte, war es nicht nötig gewesen, sich zum Betreten der Stadt eine gelbe Ostraka, eine Passiermarke, zu besorgen. Anscheinend waren in der Zwischenzeit solche Vorsichtsmaßnahmen für nötig befunden worden, zweifellos aus Sicherheitsgründen oder um den Strom der Flüchtlinge zu überwachen, die in die Stadt kamen und deren Anzahl schon damals beträchtlich gewesen war. Viele hatten auf der Straße geschlafen. Ich hatte mir damals ein Zimmer in Achiates *insula* gemietet.

Männer, denen man in Ar das Wohnrecht einräumte, erhielten ein Ausweis-Ostrakon, also zum Beispiel Bürger, Botschafter, zur Zeit dort wohnende Ausländer oder auch Handelsagenten. Solche Ostraka galten natürlich nur für freie Personen. Sie schlossen das Aufenthaltsrecht für Sklaven mit ein. Andere Besucher konnten die Stadt mit Passiermarken betreten, die gewöhnlich auf einen Tag befristet waren. Über die Besucher wurde Buch geführt. Ein Besucher, dessen Passiermarke abgelaufen war, wurde von Stadtwächtern gesucht. Die Wächter hatten auch das Recht, sich nach Belieben die Ostraka zeigen zu lassen. Die Passier- und Ausweismarken wurden manchmal illegal erworben. Einige Männer töteten sogar dafür. Darum tauschte man die Ostraka in gewissen Zeitabständen aus und ersetzte sie durch Marken von anderer Form oder Färbung.

Mein Blick fiel auf einige Männer, die sich um einen gefüllten, eingefetteten Weinschlauch versammelt hatten. Es gab viel Gelächter. Ich gesellte mich zu ihnen und sah zu. Derjenige, der es schafft, eine bestimmte Zeit – meistens eine Ehn – auf dem Schlauch zu balancieren, gewinnt ihn mitsamt Inhalt. Die Teilnahme kostet ein Tarskstück. Es ist außerordentlich schwierig,

auf dem Schlauch zu balancieren, nicht nur wegen der Glätte der dick mit Fett bestrichenen Haut, sondern vor allem wegen seiner runden Form und den unberechenbaren Bewegungen, die der darin enthaltene Wein verursacht.

»Aii!« rief ein Bursche mit rudernden Armen, bevor er herunterrutschte. Ausgelassenes Gelächter ertönte. »Wer ist der nächste?« rief der Besitzer des Schlauchs. Diese Art von Wettbewerb ist ein fester Bestandteil derartiger Bauernfeste, obwohl bei solchen Veranstaltungen, die gewöhnlich weitab von jeder Stadt inmitten der Dorfpalisaden stattfinden, die Teilnahme kostenlos ist und Wein mitsamt Schlauch als Geschenk für das Fest gestiftet werden, zu dem alle Dorfbewohner auf die eine oder andere Weise beisteuern, sei es mit fertigen Speisen, Fleisch oder Feuerholz. Bei solchen Festen finden die verschiedensten Wettbewerbe mit den unterschiedlichsten Preisen statt. Bogenschießen ist bei den Bauern ebenso beliebt wie der Kampf mit dem großen Stab. Manchmal kann sich der Sieger seinen Preis aussuchen, einen Ballen roten Stoffs, ein angebundenes Verr oder eine Sklavin. Mehr als nur ein Stadtmädchen, das einst eine parfümierte Sklavin war, die man aufs Land verkaufte und die sich den Bauern überlegen dünkte und sie wegen ihres angeblichen Gestanks und Drecks verachtete, findet sich gebunden und auf den Knien zwischen den ausgestellten Preisen wieder. Und zu ihrer Erbitterung stellt sie vermutlich fest, daß sie nicht einmal die erste Wahl ist.

In der Dunkelheit rempelte mich ein Mann an. So lange ich ihn noch sehen konnte, tastete ich nach meinem Geldbeutel. Er war noch da, völlig intakt. Diebe gehen für gewöhnlich nach zwei Methoden vor: Sie schneiden den Beutel an seinen Schnüren vom Gürtel oder schlitzen ihn an der Unterseite auf, wodurch der Inhalt in ihre Hand gleitet. Beide Methoden erfordern Geschick.

»Willst du ein gelbes Ostrakon kaufen?« Die Stimme des Mannes war kaum zu hören gewesen. Ich betrachtete ihn. Er hatte sich die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Falls sein Angebot ernst gemeint war, war mir in der Tat sehr daran gelegen, eine solche Marke zu erwerben.

»Die sind sehr wertvoll«, erwiderte ich.

»Nur einen Silbertarsk.«

»Bist du ein Bürger Ars?«

»Ich verlasse die Stadt«, sagte er. »Ich fürchte Cos.«

»Aber man wird sich Cos entgegenstellen und besiegen.«

»Ich verlasse die Stadt«, sagte er. »Ich brauche kein Ostrakon mehr.«

»Laß es sehen!«

Verstohlen zeigte er es mir, beinahe ohne dabei die Hand zu öffnen.

»Bring es her, hier ins Licht.«

Unwillig erfüllte er meinen Wunsch. Ich nahm ihm das Ostrakon aus der Hand.

»Zeig es nicht so auffällig herum«, flüsterte er.

Ich versetzte ihm einen harten Schlag in den Bauch, er krümmte sich zusammen und sank auf die Knie. Er ließ den Kopf sinken, würgte und übergab sich neben einem Feuer auf den Boden.

»Wenn du keinen Paga verträgst, dann troll dich«, knurrte ein Bauer, der dort saß.

Der Bursche sah mit schmerzverzerrtem Gesicht verständnislos zu mir hoch.

»Es ist tatsächlich ein gelbes Ostrakon«, sagte ich, »in einer ovalen Form, wie die gültigen Ostraka.«

»Bezahl mich!« stieß er mühsam hervor.

»Erst heute morgen war ich am Sonnentor«, fuhr ich fort, »wo die derzeitigen Listen angeschlagen sind, um solche Betrügereien zu verhindern, wie du sie vorhattest.«

»Nein.«

»Diese Ostrakon-Serie wurde eingestellt, vermutlich schon vor Monaten.«

»Nein«, keuchte er.

»Du könntest es aus einem Carnarium haben«, sagte ich. Das waren die großen Abfallgruben außerhalb der Stadtmauern.

Ich brach das Ostrakon in zwei Teile, die ich ins Feuer warf.

»Verschwinde!« raunte ich dann leise dem Burschen zu.

Er kam taumelnd auf die Füße und schlich zusammengekrümmt davon.

»Vielleicht müssen sie das mit den Ostraka aufhören«, sagte der Bauer, der mit untergeschlagenen Beinen am Feuer saß.

»Warum?«

»Es ist gefährlich, sie bei sich zu tragen«, sagte er.

»Zu viele Leute werden ihretwegen ermordet.«

»Und was wird Ar dann tun?« fragte ich.

»Ich glaube, es wird seine Tore schließen.«

»Aber seine Regimenter stehen zwischen seinen Toren und Cos.«

»Das ist wahr«, sagte der Bauer.

Ich begab mich wieder auf die Suche nach Marcus und Phoebe. Er war natürlich ziemlich stolz auf sie. Ich zweifelte keinen Augenblick lang daran, daß er hier seine Kreise zog, scheinbar ziellos umherschlenderte, doch in Wahrheit mit ihr angab. Sie war mit Sicherheit eine der schönsten Sklavinnen in der Gegend.

Ich betrachtete die Stadtmauern. Wie hoch ragten sie doch empor! Und doch bestanden sie nur aus Stein und Mörtel. Man konnte sie bezwingen, ihre Brücken in Blut tauchen. Aber zwischen ihnen und den Flaggen von Cos standen die restlichen Regimenter Ars. Alles war gut.

Plötzlich ertönte ganz in der Nähe lautes Grunzen und das Aufeinandertreffen großer Stäbe, untermalt

von Anfeuerungsrufen. Zwei kräftige Burschen trugen einen Stabwettkampf aus. Sie waren beide gut. Manchmal konnte ich den Bewegungen der Waffen kaum mit dem Auge folgen. »Paß auf!« rief ein Zuschauer einem der Kämpfer zu. »Ein Hurra für Rarir!« rief ein anderer. Einer der Kämpfer schrie auf und taumelte mit blutiger Schläfe zur Seite. »Guter Schlag!« rief ein Zuschauer. Aber der Kämpfer griff mit doppelter Energie wieder an. Ich blieb noch einen Moment lang stehen. Es gelang dem Jungen aus Rarir, die Deckung seines Gegners zu durchbrechen und ihm die Stabspitze vor die Brust zu rammen. Sofort ließ er einen Schlag auf den Kopf folgen, und der Mann geriet ins taumeln. Dann, im letzten Augenblick, hielt er sich zurück. Der benommene Gegner ließ sich zu Boden sacken und lachte.

»Ein Sieg für Rarir!« rief ein Zuschauer. »Bezahl uns!« rief ein anderer. Der Sieger hielt dem Besiegten die Hand hin und zog ihn auf die Füße. Sie umarmten sich. »Paga!« rief ein Mann. »Paga für beide!«

Ich ging weiter.

Weder von Marcus noch seiner zauberhaften Sklavin war etwas zu sehen. Vermutlich waren sie ins Zelt zurückgekehrt.

Zwei Männer feilschten um den Preis eines Verr.

Ein mit einem Joch beladenes Sklavenmädchen ging vorbei, an beiden Enden des Jochs schwankten Eimer. Vermutlich holte sie Wasser für die Zugtharlarion. Es befanden sich einige im Lager. Ich hatte sie gerochen.

Ein Kerl stolperte betrunken vorbei.

Ich sah dem Mädchen nach. Es war klein und hübsch. Vermutlich mußte es mehrmals gehen, um Wasser für die Tharlarion zu holen.

Ich fragte mich, ob der Betrunkene wußte, wo seine Lagerstatt war. Glücklicherweise gab es in der Nähe keine Carnaria. Es wäre nicht angenehm, in eine dieser Gruben zu fallen.

An einem der Lagerfeuer wurde gesungen.

Ich hörte das Knallen einer Peitsche, gefolgt von Schluchzen. Ein Mädchen wurde diszipliniert. Sie lag auf den Knien, gefesselt, die Handgelenke über dem Kopf an eine zwischen zwei Pfählen befestigte Stange gebunden. Soweit ich es verstand, war sie ungehorsam gewesen.

In einem Zelt gab es eine lautstarke, erhitzte politische Diskussion. Ich hörte zu.

»Marlenus von Ar wird zurückkehren«, sagte ein Mann, seinem Akzent nach zu urteilen ein Arer. »Er wird uns retten.«

»Marlenus ist tot«, widersprach eine zittrige alte Stimme.

»Dann soll doch seine Tochter Talena den Thron besteigen«, schlug ein dritter Mann vor.

»Sie ist nicht mehr seine Tochter«, erklärte der Arer. »Marlenus hat sie verstoßen.«

»Und wie kommt es dann, daß in der Stadt ihre Kandidatur für den Thron ernsthaft in Betracht gezogen wird?«

»Ich weiß es nicht.«

»Einige sehen in ihr schon eine mögliche Ubara.«

»Das ist absurd.«

»Da sind viele aber anderer Meinung.«

»Sie ist eine anmaßende und wertlose Schlampe«, behauptete der Alte. »Man sollte ihr einen Kragen um den Hals legen.«

»Paß auf, was du sagst, bevor man es dir als Verrat auslegt!«

»Kann es Verrat sein, wenn man die Wahrheit ausspricht?«

»Ja!«

»Vielleicht kennt sie ja sogar Marlenus' Aufenthaltsort«, sagte der Arer. »Sie und andere könnten sogar für sein Verschwinden oder seine lange, andauernde Abwesenheit verantwortlich sein.«

»Ich habe nicht gehört, was du da gesagt hast«, erklärte sein Freund.

»Und ich habe es nicht gesagt«, bekam er zur Antwort.

»Und ich glaube, Talena wird den Thron von Ar besteigen.«

»Wie praktisch für Cos!« sagte ein anderer Mann, der sich bis jetzt noch nicht zu Wort gemeldet hatte. »Das ist bestimmt genau das, was sich Cos wünscht: daß eine Frau auf dem Thron von Ar sitzt.«

»Vielleicht werden sie ja dafür sorgen, daß genau das geschieht.«

»Ar schwebt in großer Gefahr.«

»Wir müssen auf die Priesterkönige vertrauen!«

»Ja, genau!«

»Ich kann mich an eine Zeit erinnern«, sagte der erste Sprecher, der Arer, »da haben wir auf unseren Stahl vertraut.«

Ich ging weiter.

»Ai!« rief ein Mann ein paar Meter entfernt und rutschte von dem gefüllten Weinschlauch hinunter. Er würde weder den Schlauch noch seinen Inhalt gewinnen. Es gab viel Gelächter.

»Der nächste!« rief der Besitzer des Schlauchs. »Der nächste!« Bei einem Einsatz von einem Tarskstück hatte er bestimmt schon mehr Geld verdient, als Schlauch und Wein kosteten.

Ich fragte mich, ob es mir gelingen würde, auf dem Schlauch zu balancieren. Wie gesagt, es ist nicht einfach.

Der nächste versuchte sich an der Aufgabe, lag aber schon im nächsten Augenblick im Staub auf dem Rücken. Wieder erscholl vergnügtes Gelächter.

»Ein ausgezeichneter Versuch!« rief der Besitzer des Weinschlauches. »Möchtest du es noch einmal versuchen?«

»Nein«, sagte der Verlierer.

»Wir halten dich auch fest, während du hinaufsteigst«, bot der Besitzer an.

Aber der Mann winkte gutmütig ab und ging.

»Ein Tarskstück!« rief der Besitzer. »Nur ein Tarskstück! Gewinnt den Wein, den besten Ka-la-na, einen ganzen Schlauch, das ist genug für euer ganzes Dorf.«

»Ich versuche es«, sagte einer der Bauern entschlossen.

Ich gesellte mich zu dem Kreis der Zuschauer.

Man half dem Herausforderer auf den Schlauch hinauf. Aber schon eine Ihn später stürzte er zu Boden. Das Publikum schlug sich auf die Schenkel und brüllte vor Lachen.

»Wo ist jetzt der Wein?« rief einer seiner Freunde.

Weiteres Gelächter erscholl.

Mir ging durch den Kopf, wie seltsam es doch war, daß diese Menschen, die so wenig besaßen und in tödlicher Gefahr geschwebt hätten, wäre da nicht die Armee von Ar gewesen, die sich zwischen Cos und die Stadt stellte, so ausgelassen sein konnten.

Ich sah dem nächsten zu, dem man auf den Schlauch half.

Vermutlich hätte ich mittlerweile ohne weiteres ins Zelt zurückkehren können. Es war schon spät, und vermutlich waren Marcus und Phoebe längst eingeschlafen. Gewöhnlich ließ Marcus sie zu seinen Füßen schlafen – in diesem Fall wären ihre Fußgelenke überkreuzt und aneinandergekettet – oder an seiner Hüfte, dann trüge sie eine kurze Halskette, die an seinem Gürtel festgemacht war. Läßt man ein Mädchen auf diese Weise schlafen, hat das den Vorteil ihrer leichten Verfügbarkeit. Allerdings waren diese Vorkehrungen, falls sie ihre Flucht verhindern sollten, meiner Meinung nach völlig unnötig. Phoebe verbanden mit ihrem Herrn Bande, gegen die das stabilste, aus den stärksten, gröbsten Fasern geknüpfte Seil oder schwere, unzerstörbare Eisenketten so zerbrechlich wie Spin-

nenfäden waren. Sie liebte ihren Herrn innig und von ganzem Herzen. Und auch wenn er sich wegen seiner Schwäche Vorwürfe machte und gereizt, launisch und wütend war, war er doch vernarrt in seine schöne Sklavin.

Der Mann versuchte sich auf dem dicken, buckelnden Weinschlauch zu halten und rutschte herunter. Er war nicht schlecht gewesen. Beinahe hätte er den Wein gewonnen.

Applaus ertönte in dem kleinen Kreis.

Ganz in der Nähe pries ein Mann unüberhörbar den Stand eines Gedankenlesers an. Dieser Gedankenleser las vermutlich Münzen. Ein Zuschauer, der als Kandidat mitmacht, wählt aus einer Anzahl von Münzen, die auf einem Teller oder Tablett ausgebreitet liegen und vorher eingesetzt werden – für gewöhnlich Tarskstücke –, vorgeblich ohne Wissen des Gedankenlesers oder seines Vertrauten ein Geldstück aus, nimmt es fest in die Hand und konzentriert sich darauf. Nachdem die Münze wieder zurückgelegt wurde, dreht sich der Gedankenleser um und sucht die betreffende Münze heraus, weitaus öfter, als nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung möglich wäre. Der Zuschauer verliert dann das Tarskstück. Wählt der Gedankenleser die falsche Münze aus, erhält der Spieler das Geld. Es muß ein Trick dabei sein, obwohl ich ihn nicht kenne. Meiner Meinung nach nehmen die Goreaner ziemlich unkritisch an, daß der Gedankenleser tatsächlich Gedanken lesen kann.

Ihre Argumentation lautete wie folgt: Es ist eine Tatsache, daß ein Mann weiter in die Ferne sehen kann als ein anderer. Warum sollte es dann nicht auch möglich sein, daß jemand Gedanken ›lesen‹ kann? Einige Goreaner glauben auch an Magie, da sie im Gegensatz zu einem irdischen Publikum weniger mit Zauberkunststückchen, Taschenspielereien oder Illusionen vertraut sind. Ich habe Goreaner kennengelernt, die zum Bei-

spiel tatsächlich glaubten, daß ein Zauberer ein Mädchen verschwinden lassen und sie dann aus dem Nichts wieder herbeizaubern könne. Sie vertrauen blindlings ihren Sinnen. Das Befragen eines Orakels vor dem Beginn von Feldzügen, Geschäftsunternehmungen und dergleichen mehr ist auf Gor weit verbreitet. Viele Goreaner machen sich Gedanken wegen solcher Dinge wie den Spuren von Spinnenbeinen oder dem Vogelflug. In unsicheren, schwierigen Zeiten gibt es wie auch auf der Erde auf Gor eine Kundschaft für Leute, die behaupten, die Zukunft vorhersagen zu können.

»Edler Bürger!« rief der Besitzer des Weinschlauchs. »Was ist mit dir?«

Ich sah ihn überrascht an.

»Ein Tarskstück, eine Gelegenheit zu gewinnen!« lud er mich ein. »Denk nur an den Weinschlauch, für dich und deine Freunde!«

Ein Weinschlauch würde mindestens vier oder fünf Kupfertarsk einbringen.

»Also gut«, sagte ich.

Die Zuschauer nickten und gaben ihren Beifall kund. »Ein guter Mann«, sagte mehr als nur einer von ihnen.

»Du willst doch bestimmt nicht deine Sandalen anbehalten«, sagte der Besitzer.

»Natürlich nicht.« Ich streifte sie mir von den Füßen. Dann rieb ich die Füße fest durch den Staub.

»Laß dir hinaufhelfen«, sagte der Mann.

»Das ist nicht nötig«, erwiderte ich.

»Komm schon, ich helfe dir.«

»Also gut«, sagte ich. Es war mir nicht gelungen, auf den Schlauch zu steigen.

»Bist du bereit?« fragte der Besitzer und stützte mich.

»Ja«, sagte ich zögernd. Ich wünschte, Lecchio aus der Truppe von Boots Tarskstück wäre hiergewesen. Er hätte es mit Leichtigkeit geschafft.

»Bereit?«

»Ja!«

»Die Zeit läuft!« rief der Mann und ließ los. »Wie gut du das kannst!« rief er dann genau in dem Augenblick, in dem ich auch schon von dem Schlauch rutschte. Ich landete lachend auf dem Boden. »Das hat er gut gemacht!« sagte ein Zuschauer. »War er überhaupt schon drauf?« fragte ein anderer Mann, der anscheinend gewettet hatte. »Er ist schon heruntergerutscht«, wurde er belehrt. »Er hat sich gut gehalten, er muß mindestens zwei Ihn dort oben gewesen sein.« Ich war der Meinung, daß es schon etwas länger gewesen war. Oben auf dem Schlauch erschien eine Ihn wie eine Ehn.

»Wer ist der nächste?« fragte der Besitzer in die Runde.

Ich sah mich um und suchte meine Sandalen. Ich hielt sie gerade in der Hand, als mir eine gewisse Stille auffiel; die Männer blickten alle in eine Richtung. Ich folgte ihrem Blick. Dort, am Rand des Kreises, trat ein bärtiger großer Mann aus der Dunkelheit, der mit Tunika und Umhang bekleidet war. Ich hielt ihn für einen Bauern. Er blickte sich um, aber auf eine Weise, als sehe er nichts von Bedeutung.

»Möchtest du dein Glück versuchen?« fragte der Besitzer des Weinschlauchs. Es freute mich, daß er den Fremden angesprochen hatte.

Der Neuankömmling trat langsam und zögernd vor, als käme er von weither.

»Man muß auf dem Schlauch stehen«, sagte der Besitzer. »Es kostet ein Tarskstück.«

Der Bärtige stellte sich vor den Besitzer, der im Vergleich klein erschien, und blickte auf ihn hinunter. Der Besitzer zitterte leicht. Dann drückte der Bärtige ihm ein Tarskstück in die Hand.

»Man muß auf dem Schlauch stehen«, sagte der Besitzer erneut unsicher.

Der große Mann sah ihn nur an.

»Vielleicht wirst du ja gewinnen«, sagte der Besitzer. Dann rief er: »Was tust du da?«

Niemand machte Anstalten, den großen Mann aufzuhalten, der seinen Umhang zurückschlug, ein Messer aus der Scheide am Gürtel zog und dann ganz langsam und bedächtig den Schlauch aufschnitt. Wein schoß aus der Öffnung, spritzte über die Knöchel des großen Mannes und rann in breiten Bahnen über den Boden. Der Staub war jetzt rot. Es sah fast wie Blut aus.

Der große Mann steckte das Messer zurück und stellte sich auf den leeren Weinschlauch. »Ich habe gewonnen«, verkündete er.

»Der Schlauch ist zerstört«, sagte der Besitzer. »Der Wein ist weg.«

»Aber ich habe gewonnen«, sagte der Bärtige.

Der Besitzer des aufgeschlitzten Weinschlauchs verstummte.

»Zwanzig Mann waren bei mir«, sagte der große Mann. »Allein ich überlebte.«

»Er gehört zu der Bauernwehr!« rief da einer der Zuschauer. Man hatte Bauernwehren als Verstärkung für die restlichen regulären Truppen aufgestellt.

Plötzlich rief alles durcheinander.

»Berichte! Sprich!«

»Der Schlauch ist aufgeschlitzt«, sagte der Mann. »Der Wein ist weg!«

Dann nahm er den Umhang ab und legte' ihn sich über den Arm.

»Er ist verwundet!« sagte ein Mann. Die linke Seite der Tunika des Bauern war blutverkrustet. Der Umhang war daran festgeklebt, als er ihn abnahm.

»Berichte!«

»Ich habe gewonnen!« sagte der Bärtige.

»Er spricht im Fieberwahn«, sagte einer der Zuschauer.

»Nein!« widersprach ich.

»Ich habe gewonnen«, sagte der Bärtige mit dumpfer Stimme.

»Ja«, sagte ich. »Du hast auf dem Schlauch gestanden. Du hast gewonnen.«

»Aber der Schlauch ist zerstört, der Wein versickert«, sagte ein Mann.

»Aber er hat gewonnen«, beharrte ich.

»Was ist im Westen geschehen?« wollte ein anderer Mann wissen.

»Ar hat verloren«, sagte der Bärtige.

Die Umstehenden blickten sich fassungslos an.

»Die Flaggen Cos' bewegen sich auf die Tore von Ar zu«, sagte der Bärtige.

»Nein!«

»Ar ist wehrlos«, stöhnte jemand.

»Schlagt die Alarmstäbe!« schluchzte ein anderer.

»Die Stadt muß die Tore versiegeln.«

Ich hatte eine ziemlich genaue Vorstellung von der Macht Cos'. Ich hatte auch eine ziemlich genaue Vorstellung von den Streitkräften, die sich in Ar befanden und hauptsächlich aus Stadtwächtern zusammensetzten. Ar würde keiner Belagerung standhalten.

»Ich habe gewonnen«, sagte der Bärtige.

»Und wieso hast du gewonnen?« fragte ein Mann wütend.

»Ich habe überlebt.«

Ich betrachtete den aufgeschlitzten Weinschlauch und den geröteten Staub. Ja, dachte ich, er gehört zu der Sorte von Mann, die überleben werden.

Zuschauer flohen aus der Runde. In weniger als einer Ihn war das Lager in Aufruhr.

Zelte wurden umgerissen.

Eine Sklavin rannte vorbei.

Aus Ar drang der Klang von geschlagenen Alarmstäben heran. Einige Insassen des Lagers schienen zu jammern. Aber die meisten, vor allem die Bauern, schienen ihre Besitztümer zusammenzusuchen.

Der bärtige große Kerl saß nun auf dem Boden und drückte weinend den feuchten Weinschlauch an die Brust.

Ich blieb eine Zeitlang dort stehen, die Sandalen in der Hand.

Männer hasteten an mir vorbei, zogen ihre Wagen und Karren. Einige hatten ihre Sklavinnen davorgekettet. Ein Teil der Frauen stand auch dahinter und schob. Tharlarion brüllten, als sie angeschirrt wurden.

»Wie weit ist Cos entfernt?« fragte ich den Bärtigen.

»Zwei, drei Tage«, erwiderte er.

Mir wurde klar, daß es von Myrons Entscheidung abhing, wie viele Tagesmärsche er befehlen wollte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er seine Männer antrieb. Er war ein ausgezeichneter Befehlshaber, und ich entnahm dem Gehörten, daß es nicht den geringsten Grund zur Eile gab. Möglicherweise ließ er seine Männer sogar einen Tagt oder zwei Tage ausruhen. Auf jeden Fall würde er sie frisch und munter vor die Tore Ars führen.

Ich zog die Sandalen an.

Viele der Lagerfeuer waren gelöscht worden. Unter Umständen würde es schwierig werden, den Rückweg zum Zelt zu finden.

»Alles in Ordnung mit dir?« fragte ich den Bärtigen.

»Ja«, sagte er.

Ich blickte zu den Mauern von Ar herüber. Hier und dort huschten Schatten an den Tarnfeuern vorbei; die Tarnsmänner kehrten zurück.

Ich blickte nach Westen. Irgendwo dort draußen standen die Truppen von Cos, deren Appetit vom Sieg angeregt worden war. In weniger als einer Woche stünden sie in Sichtweite von Ar, begierig auf den Kampf und auf Beute. Ich lauschte den Tönen der Alarmstäbe aus der Ferne, aus der Stadt. Ich fragte mich, wie ihre freien Frauen heute nacht wohl schlafen würden. Würden sie sich voller Furcht auf ihnen mit Seidenlaken be-

zogenen Betten herumwerfen? Ich fragte mich, ob sie in dieser Nacht ihre Abhängigkeit von den Männern besser begriffen als in anderen Nächten. Sicherlich wußten sie tief im Innern ihrer hubischen Körper, daß sie genau wie die Sklavinnen in ihren Käfigen Kriegsbeute darstellten.

»Betet zu den Priesterkönigen! Betet zu den Priesterkönigen!« schluchzte ein Mann.

Ich stieß ihn beiseite und suchte mir meinen Weg durch die Menschenmenge, vorbei an den Wagen und den Tharlarion. Ein paar Ehn später war ich an unserem Zelt angelangt.

»Schmähe den Heimstein von Ar-Station, solange du noch kannst«, sagte der Wächter zu einem Kaufmann. »Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt.«

»Nein«, sagte der Kaufmann und blickte sich um. Er wußte nicht, wer sich unter Umständen in der Menge aufhielt oder wo die Sympathien lagen. Also trat er nicht zwischen die Samtkordeln, die einen Korridor zu dem abgesperrten Platz bildeten, auf dem der Stein ausgestellt war.

»Ich habe keine Angst, es zu tun«, verkündete ein kräftiger Bursche aus der Kaste der Metallarbeiter.

»Ganz ruhig«, raunte ich Marcus zu, der neben mir stand.

»Ich fürchte auch nicht die Legionen von Cos, genausowenig wie ihre Anhänger oder Spione!« verkündete der Metallarbeiter. »Ich bin ein Bürger Ars!« Er trat zwischen den Seilen zu dem Stein, der auf einer Planke lag, die wiederum auf zwei großen Terracottafässern von der Art ruhten, in die man in *insulae* die Nachttöpfe ausleerte. In der Regel holt man diese Fässer ein- oder zweimal wöchentlich ab und kippt ihren Inhalt dann in eine der vor der Stadt befindlichen Carnaria, spült sie aus und bringt sie zum *insula* zurück.

»Ar-Station soll verflucht sein«, rief er, »eine ehrlose Stadt, korrupt, eine Zuflucht für Schurken, Heim von Feiglingen, die die Vaterstadt verraten hat! Nieder mit Ar-Station! Es soll verflucht sein!« Dann spuckte er auf den Heimstein.

»Ganz ruhig«, flüsterte ich Marcus zu. »Ganz ruhig.«

Ohne sich umzusehen, ging der Mann zwischen den Absperrungsseilen auf der anderen Seite wieder aus dem Kreis.

Gestern noch hatte es hier Warteschlangen gegeben, um den Stein zu verspotten, obwohl sie kürzer als noch bei unserem Eintreffen in der Stadt gewesen waren. Heute war so gut wie niemand gekommen. Der abgesperrte Platz lag in Sichtweite des Zentralzylinders, auf der Straße des Zentralzylinders.

Ich ergriff Marcus' Handgelenk, um ihn daran zu hindern, das Schwert zu ziehen. »Vergiß nicht, sie glauben, daß Ar-Station Cos die Tore geöffnet hat.«

»Das ist eine verfluchte Lüge!« stieß er hervor.

»Allerdings«, sagte ich ziemlich laut, weil ich bemerkte, daß sich einige Passanten nach Marcus umdrehten, »ist es eine verfluchte Lüge, auch nur anzudeuten, den Männern von Ar fehle es an Mut. Sie gehören zu den Tapfersten von ganz Gor.«

Mehr als nur einer der Umstehenden stimmte mir lautstark zu und kümmerte sich dann wieder um seine eigenen Angelegenheiten.

»Komm weg von hier«, sagte ich zu Marcus.

Phoebe war nicht bei uns. Wir hatten bei einem der Mietwagendepots auf der Straße der Wagen im südöstlichen Teil der Stadt haltgemacht und sie in einen Sklavenkäfig gesperrt, die Miete von einem Tarskstück bezahlt und den Schlüssel abgezogen. Das Depot war sehr überfüllt gewesen, allerdings mit Menschen und nicht mit Wagen. Die meisten Wagen, Kutschen und Mietwagen waren verschwunden. Die Fahrpläne innerhalb und außerhalb der Stadt wurden nicht mehr eingehalten. Tharlarion und Transportmittel waren mittlerweile angeblich ihr Gewicht in Gold wert. Ich hatte gehört, daß reiche Männer mehr als fünfzehn ausgebildete Sklavinnen – ausgesuchte »Blumen« aus ihren Vergnügungsgärten – gegen ein einziges Tharlarion mitsamt Wagen eingetauscht hatten. Ich fragte mich nur, wie weit sie wohl kamen, wimmelte es auf den Straßen doch vor Briganten und cosischen Spähtrupps.

Wie ich ebenfalls gehört hatte, waren einige Männer von den Wächtern außerhalb der Stadt zurückgeschickt worden. Das war nur schwer nachvollziehbar. Aber wie dem auch sein mochte, die meisten Bewohner – auf jeden Fall der größte Teil der Bevölkerung – hatten keine wie auch immer geartete Möglichkeit, die Stadt zu verlassen, es sei denn zu Fuß. Und selbst in diesem Fall hätten die meisten keinen Ort gewußt, an den sie hätten flüchten oder wo sie gar hätten bleiben können. Wer wußte schon, welche Gefahren außerhalb der Stadtmauern lauerten? Darüber hinaus konnte man jederzeit von Tharlarionkavallerie oder cosischen Tarnsmännern überholt werden.

Die Bürger von Ar waren in ihrer Stadt gefangen. Es kursierten Gerüchte, man werde bald die Stadttore schließen und sie sogar versiegeln, um sie gegen Belagerungsmaschinen zu verstärken. Natürlich wurde auch viel darüber geredet, die Stadt zu verteidigen.

Aus diesem Grund hatte ich übrigens am Morgen die Stadt betreten, um mein Schwert, ein kleines Stück Söldnerstahl, zu ihrer Verteidigung zur Verfügung zu stellen. Sicher, diese Sache war mit ziemlicher Sicherheit zum Scheitern verurteilt. Ich zweifelte nicht daran, daß die Männer Ars mit der richtigen Führung einen energischen und wilden Widerstand leisten würden, aber im Gegensatz zu vielen anderen – darunter übrigens auch Marcus – hatte ich eine gewisse Vorstellung von der Arithmetik des Krieges.

Zog man die Stärke der sich gegenüberstehenden Einheiten, die Vergleichbarkeit der Waffen, die Fähigkeit der Befehlshaber und dergleichen in Betracht, war Ar bei jedem gewöhnlichen Kampf zum Untergang verurteilt. Die cosische Armee stellte das größte Heer dar, das jemals auf Gor ins Feld geführt worden war und das jetzt, nach dem Fall von Ar-Station, von zahllosen Einheiten noch verstärkt wurde. Außerdem hatte Cos den ganzen Winter lang Zeit gehabt, sein Belagerungsgerät

zu vervollständigen, nachdem Dietrich von Tarnburg das ursprüngliche Material in Brand gesteckt hatte.

Wegen der kürzlichen Erfolge im Feld konnte Cos nun auf Tausende von Quadratpasang für seine logistische Unterstützung zurückgreifen. Darüber hinaus waren die Kommunikationslinien vom Palast in Telnus auf Cos zum Zelt Myrons, des Polemarkos, schnell und verlässlich. Ich bezweifelte, daß Ar länger als einige Wochen standhalten konnte, selbst unter der Führung von Marlenus. Und dann mußte man noch den in Ar stattfindenden Verrat mit in die traurige Rechnung einbeziehen. Ar war zum Untergang verdammt, davon war ich überzeugt.

»Seht!« sagte ein Mann und zeigte in den Himmel. »Tarnsmänner!« Sofort riefen alle wild durcheinander.

»Sie sind in Blau gekleidet!«

»Cosische Tarnsmänner über der Stadt!«

»Der Tarndraht wird uns beschützen!«

»Wo sind unsere Männer?«

»Die können nicht überall sein.«

Das Auftauchen cosischer Tarnsmänner über Ar war ein deutlicher Hinweis, daß Cos nun den Himmel beherrschte.

»Der Tarndraht wird uns beschützen.«

»Draht kann man zerschneiden.«

»Man darf keinem erlauben, jemals wieder Ar-Stationen Heimstein zu schänden!« sagte Marcus.

»Komm hier weg«, sagte ich und zog ihn von den Männern fort. Der Heimstein von Ar-Station, der offen auf dem auf den Terracottafässern ruhenden Brett lag, wurde von mindestens zehn Wächtern beschützt, außerdem befanden sich etwa hundert Männer in unmittelbarer Nähe.

»Ich halte es für unmöglich, daß es dir zu diesem Zeitpunkt gelingt, den Heimstein mit Gewalt an dich zu bringen«, sagte ich. »Selbst wenn du dir einen Weg zu ihm bahnst, kommst du kaum weiter als ein paar

Schritte, bevor dich ein Speer oder eine Klinge niederrstreckt.«

»Ich kann bei dem Versuch sterben, ihn zu retten«, erwiderte er grimmig.

»Ja, ich schätze, das könntest du«, sagte ich, »und vermutlich ohne große Mühe, aber du willst ihn doch retten und nicht bei einem Rettungsversuch sterben. Jetzt ist nicht die Zeit zum Zuschlagen.«

Er blickte mich wütend an.

»Du magst viele Qualitäten eines Kriegers haben, aber eine mußt du noch lernen. Geduld.«

»Es ist nicht dein Heimstein.«

»Und genau das ist vermutlich auch der Grund, warum es mir leichter fällt, diese Angelegenheit gleichmütiger als du zu betrachten.«

»Der Stein könnte weggebracht oder versteckt werden.«

»Das ist eine Möglichkeit.«

»Wir müssen jetzt zuschlagen«, sagte er.

»Wir müssen warten.«

»Ich will nicht warten.«

»Ich habe eine Idee«, sagte ich. Sie war mir gekommen, als ich den Stein und die Aufstellung der Wächter betrachtet hatte.

»Eine Idee?«

»Sie dürfte dir nicht gefallen«, sagte ich, »da sie nichts mit einem blutigen Frontalangriff zu tun hat.«

»Wie lautet sie?«

»Es ist eigentlich nur eine Möglichkeit«, sagte ich.

»Reden wir später darüber.«

Ich wandte mich in Richtung der Straße der Wagen, und Marcus schloß sich mir zögernd an.

»Unsere Aufenthaltserlaubnis für die Stadt endet bei Sonnenuntergang«, sagte er. »Und das Lager vor der Stadtmauer ist größtenteils verlassen. Heute nacht könnten cosische Späher und Flankier an der Stadtmauer sein. Die Tore werden geschlossen sein, wir

werden draußen sein. Möglicherweise gelingt es uns nicht einmal mehr, in die Stadt hineinzukommen.«

»Ich habe die Absicht, in der Stadt zu bleiben«, antwortete ich. »Ich will ihr mein Schwert zur Verfügung stellen.«

»Du schuldest Ar gar nichts«, sagte er.

»Das stimmt.«

»Ar ist verloren.«

»Vielleicht.«

»Warum willst du dann also hierbleiben?«

»Ich habe meine Gründe.«

»Sollen wir darüber diskutieren, wie sinnvoll diese Gründe sind – von einem objektiven Standpunkt aus betrachtet?«

»Bestimmt nicht«, sagte ich.

»Das habe ich mir gedacht.«

Wir reichten uns die Hand und gingen weiter, um Phoebe zu holen.

»Wolltest du heute nacht nicht gemütlich in Ar schlafen?« fragte Marcus, der sich neben mir die Decke enger um die Schultern zog; Phoebe hatte sich ebenfalls in eine Decke gehüllt, damit sie nicht in die Dunkelheit und Kälte vor dem Sonnentor hinaussehen mußte, vor dem sich etwa dreihundert Menschen versammelt hatten.

»Es gab keine Rekrutierungstische«, mußte ich zugeben.

»Man wollte also deinen Schwertarm nicht haben«, stellte er fest.

»Nein.«

»Was immer das zu bedeuten haben mag.«

»Sie haben nach meiner Passiermarke gefragt und mich darauf hingewiesen, daß ich nach Sonnenuntergang nichts mehr in der Stadt zu suchen hätte.«

»Vielleicht nimmt ja Cos Leute in seine Dienste«, mischte sich ein in der Nähe sitzender Mann ein.

»Die haben genug«, gab ein anderer seinen Kommentar ab.

Das war sicher richtig.

»Ist schon komisch«, sagte Marcus. »Es hätte mich nicht einmal gewundert, wenn sie die Sklaven befreien und bewaffnen.«

Ich zückte mit den Schultern.

»Andererseits gibt es in der Stadt vermutlich nicht allzu viele Sklaven, die man als Kämpfer gebrauchen könnte.«

»Vermutlich nicht.« Man konnte davon ausgehen, daß es in der Stadt keine große Anzahl von gefährlichen, kräftigen Sklaven gab, wie man sie auf Galeeren, in Steinbrüchen oder den großen Landkommunen vorfindet. In großer Menge hätten sie gefährlich werden

können. Die meisten Sklaven der Stadt waren verhätschelte Seidensklaven, die goreanischen Frauen gehörten, die sich noch nicht zu ihrem Geschlecht bekannt hatten. Solche Sklaven werden bei einer Gefangen nahme wie Sklavinnen zusammengetrieben – falls man sie nicht an Ort und Stelle erschlägt –, in Ketten gelegt und auf den Märkten verkauft. Natürlich gab es in Ar auch ein paar kräftige Sklaven. Viele der Burschen, die sich um die großen Exkrementefässer der *insulae* kümmerten, waren Sklaven. Normalerweise arbeiteten sie unter der direkten oder indirekten Aufsicht freier Männer. Gelegentlich spendierte man ihnen einen Dram oder Paga oder stellte ihnen für den Abend ein Kessel mädchen zur Verfügung.

»Ich hätte gedacht, daß die Arer im Moment einen Freudentanz aufführen, wenn sie schon die Dienste eines Jungen mit einer Schleuder angeboten bekämen.«

»Anscheinend nicht.«

»Begreifst du das?«

»Ja«, sagte ich. »Ich glaube schon.«

»Was meint ihr?« fragte der Mann. »Ob sie morgen früh das Tor öffnen?«

»Ganz bestimmt.«

»Wie weit ist Cos noch entfernt?« fragte Marcus den Mann, der seine Decke enger zog.

»Zwei Tage. Vielleicht ist es auch schon näher.«

»Man wird die Stadt bis zum Tode verteidigen«, sagte ein anderer Mann.

»Vielleicht«, erwiderte der erste Sprecher.

»Bist du nicht davon überzeugt?«

»Nein.«

»Habt ihr schon das Neueste gehört?« fragte ein Mann, der die Farben der Kaufmannsgilde trug.

»Was denn?« fragte Marcus.

»Das Gerücht kam ganz plötzlich auf, ich hörte es, bevor man mich aus der Stadt warf und die Tore schloß.«

»Und, worum geht es?«

»Talena, die Tochter von Marlenus, hat angeboten, sich für die Sicherheit der Stadt zu opfern.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte der Mann, der in Marcus' Nähe saß.

»Erzähl mir davon«, bat ich den Kaufmann.

»Talena hat sich bereit erklärt, sich den Cosianern nackt und in Sklavenketten auszuliefern, unter der Voraussetzung, daß sie Ar verschonen!«

Es hatten noch mehr Leute zugehört, und plötzlich rief alles wild durcheinander.

»So etwas darf man ihr nicht erlauben!«

»Nein!«

»Eine edle Frau!«

»Die edle Talena!«

»Dabei ist es absurd«, fuhr der Kaufmann fort. »Sie ist nicht mehr Marlenus' Tochter. Er hat sie verstoßen.«

»Und aus genau diesem Grund hat ihr Angebot nicht mehr Gewicht, als käme es von einer beliebigen freien Frau«, sagte ich.

»Das ist Verrat!« rief ein Mann.

Der Kaufmann ließ sich davon nicht beirren. »Es heißt, sie sei eine Sklavin gewesen.«

»Das habe ich auch gehört.«

»Marlenus hat sie nicht verstoßen!«

»Sie hat nicht einmal ihren ursprünglichen Namen zurückhalten, sondern mußte diesen behalten, nachdem sie befreit wurde. Außerdem stand sie lange im Zentralzylinder unter Hausarrest, durfte keinen Kontakt zur Außenwelt pflegen.«

»Genau wie Claudia Tentia Hinribia, von den Hinravianern«, sagte der Bauer neben Marcus. »Erinnert ihr euch noch an sie?«

»Ja, natürlich«, meinte der Kaufmann. Claudia Tentia Hinribia war die Tochter von Minus Tentius Hinri-bius, des damaligen Ubars von Ar. Als Marlenus den Thron zurückeroberete, hatte er sie aus der Sklaverei be-

freit, in die sie sein Feind Cernus schickte, der Minus Tentius Hinrabius vom Thron gestoßen hatte. Ich erinnerte mich an sie. Sie war eine schlanke, dunkelhaarige Schönheit gewesen, mit hohen Wangenknochen. Also lebte sie nach all der Zeit noch immer im Zentralzylinder.

»Auch ich habe gehört, daß Talena einst eine Sklavin war«, sagte ich, »angeblich soll sie noch immer das Zeichen Treves auf dem Oberschenkel tragen, ein Andenken an den Tarnsmann, dem sie dort gehörte.«

»Sie ist die Tochter von Marlenus«, sagte ein Mann mürrisch. »Sie sollte die Ubara sein.«

Der Kaufmann schüttelte den Kopf. »Ihr Angebot, sich den Cosianern auszuliefern, damit sie die Stadt verschonen, ist lächerlich. Wenn sie die Stadt einnehmen, dann haben sie sie ohnehin, und noch alle anderen freien Frauen dazu. Das Ganze ist doch absurd.«

»Aber unglaublich edel!« sagte der Bauer.

»Genau, eine Tat, wie sie einer Frau würdig ist, die Ubara sein sollte.«

Ich dachte über das Gehörte nach. Indem Talena überhaupt ein solches Angebot machte, beanspruchte sie für sich insgeheim den Status, der einer Ubartochter zustand, ansonsten wäre das Angebot absurd gewesen, wie der Kaufmann richtig bemerkt hatte. Im Grunde beanspruchte sie auf diese Weise den Thron. Es konnte also keine Rede davon sein, daß sie bloß eine von tausend freien Frauen war, die alle das gleiche Angebot machten.

»Hat sie darum gebeten, daß tausend freie Frauen sie bei diesem Angebot unterstützen?« fragte ich.

»Nein«, sagte der Kaufmann.

Ich war überrascht gespannt, wie die Cosianer auf dieses Angebot reagieren würden. Nach dem zu urteilen, was ich über die in Ar stattfindenden Ränke in Erfahrung gebracht hatte, gab es für mich persönlich nicht den geringsten Zweifel, daß es bei den komplizierten

politischen Manövern, die in dieser Stadt vor sich gingen, eine Rolle spielte.

Ein Mann kam aus der Richtung des Tors angerannt. »Cosianer!« rief er. Männer schrien auf. Genau wie einige Sklavinnen. Einige der Ausgesperrten stürmten auf die Stadtmauer zu und trommelten mit den Fäusten gegen das geschlossene Tor.

»Wo?« fragte ich und schnellte mit gezogenem Schwert in die Höhe. Marcus stieß Phoebes Kopf noch tiefer nach unten. Dann sprang er an meine Seite, ebenfalls mit der gezückten Klinge in der Hand. Das waren zwei der wenigen Waffen in unserer Gruppe. Mir wurde klar, daß man uns zwischen Mauer und Tor in die Zange nehmen und niedermachen konnte. Ich tat einen Schritt auf das kleine Lagerfeuer zu, um es auszutreten. »Nein!« sagte der Kaufmann. »Nein!«

»Verteilt euch in der Dunkelheit!« sagte ich.

»Nein, dann haben sie uns doch sofort mit ihren Klingen niedergemacht.«

»Laßt uns herein!« rief ein Mann zur Mauer hoch, auf der Wächter standen.

»Ob das wohl Späher sind?« fragte Marcus.

»Vermutlich«, sagte der Kaufmann. »Und sie werden uns bestimmt angreifen!«

»Vielleicht verteidigen sie uns ja von der Mauer aus«, meinte der Bauer. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Armbrustfeuer von der Mauer uns etwas nützen würde. Im Gegenteil, man würde uns genauso treffen wie die Cosianer. Außerdem war es sehr dunkel. Nur wenige Schützen verschwendeten bei solchen Lichtverhältnissen ihre Munition.

»Ich glaube nicht, daß wir in Gefahr sind«, meldete sich plötzlich ein anderer Mann zu Wort. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen.

»Wie kommst du darauf?« fragte ich.

»Seht her.« Er hielt die Hand in die Nähe des Feuers. Ein Silbertarsk funkelte im Licht.

»Den hat mir ein Cosianer im Dunkeln zugesteckt«, sagte er noch immer verwundert.

»Ich verstehe nicht.«

»Er hat ihn mir einfach in die Hand gedrückt«, erzählte der Mann, »gerade als ich schon glaubte, im nächsten Augenblick von seiner Klinge durchbohrt zu werden.«

»Was hat der Soldat gesagt?«

»Er sagte, Cos sei unser Freund.«

»Wie viele waren es denn?« wollte ich wissen.

»Nur ein paar Mann.«

»Also Späher«, sage ich zu Marcus.

»Anscheinend.«

»Und was sollen wir nun tun?« fragte der Kaufmann.

»Hier warten, bis die Tore geöffnet werden«, sagte der Mann mit der Münze. »Bis zum Sonnenaufgang ist es ohnehin nur noch eine Ahn.«

Ich blickte in die Dunkelheit hinaus. Irgendwo dort draußen lauerten die Cosianer. Dann fiel mein Blick auf den Neuankömmling. Er saß jetzt zitternd am Feuer. Vermutlich war ihm kalt. Seine Faust war zusammengeballt. Mit ihr hielt er den Silbertarsk umklammert.

»Ich glaube nicht, daß sich Ar dazu entscheidet, Widerstand zu leisten«, sagte ich.

»Der Meinung bin ich auch«, erwiderte Marcus leise.

»Zweifellos gab es darum keine Rekrutierungstische.«

»Zweifellos«, gab er mir recht.

Marcus und ich drehten uns einen Augenblick lang der Straße zu und beobachteten eine Abteilung Wächter, die eilig vorbeimarschierte; ihre wadenlangen, stieffühllichen Sandalen knallten lautstark auf das Straßenpflaster.

»Ar wird sich bis zum letzten Mann verteidigen«, sagte ein Bürger.

»Genau«, stimmte ihm jemand zu.

Ich sah den sich zurückziehenden Wächtern zu und bezweifelte, daß es in der ganzen Stadt mehr als ein-tausendfünfhundert von ihnen gab.

»Es besteht keine Gefahr«, sagte der Bürger. »Der Tarndraht wird uns beschützen.«

»Unsere Tore sind unüberwindbar«, sagte der andere Mann. »Unsere Mauern können nicht genommen werden.«

Wie wenig wissen diese Männer doch vom Krieg, dachte ich.

»Da steht es«, sagte Marcus. »Die öffentliche Bekanntmachung.« Die städtischen Anschlagtafeln findet man an vielen Stellen Ars, für gewöhnlich auf Markt- und anderen großen Plätzen. Diese Tafeln säumten die Straße des Zentralzylinders und waren Eigentum der Stadt, die amtlichen Communiques, Verlautbarungen und Ankündigungen vorbehalten waren. Es gibt auch Tafeln, die von Privatleuten unterhalten werden und dort Platz für Werbung, persönliche Nachrichten und Ankündigungen vermieten. Natürlich gab es auch immer Leute, vor allem unter den ärmeren Teilen der Bevölkerung, die sich das Tarskstück sparen wollten und ihre Botschaften einfach als Graffiti auf Häuserwände oder Säulen schmierten. Auf den Plätzen findet man auch viele handgezeichnete Plakate, die von den

Besitzern der Bäder, Sportarenen und Theatern dort aufgehängt werden. Tharlarion- und Sklavenauktionen werden ebenfalls auf diese Weise angekündigt. Herolde und Ausrüfer sind aber auch nicht unbekannt. Geschäftsinhaber vermieten in ihren Läden Platz für Schwarze Bretter. Es gibt auch Hausbesitzer, deren Häuser an belebten Straßen liegen und die eine Gebühr für die Benutzung ihrer Wände nehmen. Es gibt so unendlich viele Formen der Werbung; Paraden von Akrobaten, Jongleuren, Spaßmachern, Tierbändigern, Schauspielern; offene Wagen fahren durch die Straßen, auf denen Ausschnitte des Programms dargestellt werden, die die Neugier des Zuschauers erregen sollen.

»Ich sehe es«, sagte ich und las die Bekanntmachung.

Neben mir unterhielten sich zwei Bürger. »Ich habe gehört, daß sich viele freie Frauen wie Talena angeboten haben, in die Sklaverei zu gehen, damit die Stadt verschont wird.«

»Davon steht auf den Tafeln aber nichts zu lesen.«

»Das ist wahr.«

»Lest es mir doch bitte vor«, bat ein Mann, der die Tafel betrachtete. »Ich kann nicht lesen. Was steht dort?«

»Grüße von Lurius von Jad, dem Ubar von Cos, an die Bürger des glorreichen Ar«, las ein Mann, ein Schmied, ziemlich langsam vor und zeigte dabei auf die Buchstaben, was in mir den Verdacht erweckte, daß es um seine Lesekünste auch nicht viel besser bestellt war als bei dem anderen. Ehrlich gesagt konnte ich das Goreanische auch nicht flüssig lesen, da sich in jeder zweiten Zeile die Schriftrichtung ändert. Die erste Zeile wird ganz normal von links nach rechts geschrieben, die zweite dann von rechts nach links und so weiter. Schreibschrift ist – zumindest für mich – noch schwerer, vor allem habe ich Mühe, sie zu schreiben. Zu meiner Verteidigung kann ich sagen, daß ich die

Druckschrift ganz gut beherrsche und meine Unterschrift mit einem Schwung schreiben kann, der bei denjenigen, die es nicht besser wissen, unweigerlich den Eindruck erweckt, daß ich die Schrift mühelos beherrsche. Zu meinen Gunsten spricht auch, daß viele Krieger – aus zugegeben mir unerfindlichem Grund – auch noch stolz auf ihren vermeintlichen Analphabetismus sind. Tatsächlich nehmen einige mir bekannte Angehörige der Scharlachroten Kaste große Mühen auf sich, um ihre Kenntnisse im Lesen und Schreiben zu verbergen; offenbar schämen sie sich dieses Könnens, sind der Meinung, es gezieme sich eher für Schriftgelehrte als für Krieger. Ich passe allerdings sehr gut zu diesen Gesellen, wie ich ehrlich gesagt zu meiner Schande feststellen muß. Übrigens will ich auch nicht verschweigen, daß ich andererseits mehrere Krieger kennengelernt habe, die sich nicht scheuen, ihr Interesse für Literatur einzugeben, Männer, die begabte Historiker, Essayisten und Dichter sind.

»Bürger des glorreichen Ar, wisset, daß Cos euer Freund ist«, fuhr der Schmied stockend fort.

»Das steht da?« fragte der Analphabet.

»Ja«, erwiderte der Schmied entschlossen. Er las weiter. »Cos hat keinen Streit mit den Bürgern Ars, die es verehrt und respektiert. Cos hat nur Streit mit dem hinterhältigen und korrupten Regime und der unehrlichen und skrupellosen Politik Gnieus Leims', des Vergifters des Friedens und Feindes der Freundschaft zwischen beiden Staaten. Erst nachdem alle Verhandlungsmöglichkeiten und Aussöhnungsversuche ausgeschöpft waren, sah sich Cos mit größtem Zaudern und tiefstem Bedauern dazu gezwungen, im Namen aller freien Menschen der Welt die Waffen zu ergreifen, um den Tyrannen Gnieus Lelius, den Feind unserer beider Staaten, für seine Taten zur Rechenschaft zu ziehen.«

»Ich wußte gar nicht, daß Gnieus Lelius ein Tyrann ist«, sagte jemand.

»Das ist doch absurd.«

»Aber es steht auf der Anschlagtafel.«

»Dann muß es stimmen.«

»Wer hat die Bekanntmachung dort aufgehängt?« wollte jemand wissen.

»Angehörige der Palastwache, der Taurentianer«, erhielt er zur Antwort.

»Dann muß es in der Tat stimmen!«

»Nein«, meldete sich ein anderer Bürger zu Wort.

»Hier werden wir doch nur über die Botschaft Lurius' von Jad informiert.«

»Das ist wahr«, sagte jemand erleichtert.

»Nun wurde ich, Lurius von Jad, mit Unterstützung und Zuspruch der bekannten Welt, die nun mit mir verbündet ist, voller Trauer und ohne anderen Ausweg gezwungen, vor euren Toren aufzumarschieren«, las der Schmied weiter. »Die Priesterkönige sind mit mir. Mein Heer ist unbesiegbar. Ich habe das Delta erobert. Ich habe Torcodino erobert. Ich habe alles bis auf drei Tagesmärsche vor euren Toren erobert. Jeder Widerstand mir gegenüber ist sinnlos. Doch obwohl Ar unter der Tyrannie des Gnieus Lelius so vieler Verbrechen schuldig ist und meine Geduld so sehr strapaziert wurde, bin ich bereit, mich gnädig zu zeigen. Ich biete euch die Alternativen Vernichtung oder Freundschaft, Zerstörung oder Wohlstand. Trefft eure Entscheidung nicht mit Hast, sondern mit Sorgfalt. Zwingt mich nicht, Ar den Flammen zu übergeben. Laßt uns statt dessen lieber in Frieden und Brüderlichkeit leben.«

»Steht da noch mehr?« unterbrach jemand.

»Noch ein paar Sätze«, sagte Schmied.

»Was denn?« riefen sofort einige wie im Chor.

»Sollte Ar den Frieden wünschen und überleben wollen, sollte es den Frieden wünschen und von dem drückenden Joch des Tyrannen befreit werden wollen, soll es meinem Abgesandten Myron, dem Polemarkos des Kontinentalheeres des cosischen Ubarats, ein Zei-

chen seines Verlangens nach Frieden überbringen, einen Beweis seiner Hoffnung auf Versöhnung, eine Bestätigung seines guten Willens.« Der Schmied verstummte. Sofort brach eine hitzige Debatte los.

»Was will er?«

»Ist Gnieus Lelius ein Tyrann?«

»Da ist die Sache mit den Ostraka!«

»Und die Identitätsmarken!«

»Das ist Tyrannie!«

»Gnieus Lelius ist ein Tyrann!«

»Das ist doch absurd!« rief jemand dazwischen.

»Er ist schwach, weich, ein Zauderer.«

»Er ist kein Ubar«, widersprach jemand. »Aber auch kein Tyrann.«

»Aber da ist die Sache mit den Ostraka und den vielen Verboten!«

»Das ist wahr!«

»Vielleicht ist er ja doch ein Tyrann.«

»Schon möglich.«

»Ja!« rief jemand energisch. »Er ist ein Tyrann!«

Diese Bekanntmachung machte mir klar, daß es doch sehr unwahrscheinlich war, daß sich Gnieus Lelius an dem Verrat beteiligt hatte, was mich freute. Sicher, es war durchaus vorstellbar, daß er anfangs dazugehörte und im Lauf der Zeit ausmanövriert wurde, um sich plötzlich in der Rolle des Sündenbocks wiederzufinden, jemand, den man der Menge zum Fraß vorwarf, um sie zufriedenzustellen und andere zu schützen. Doch allem, was ich über ihn wußte, entnahm ich, daß er ein ehrlicher Mann war. Zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort hätte er dem Gemeinwohl möglicherweise als beliebter, tatkräftiger Administrator gedient. Schlimmstenfalls war er ein Dummkopf, ein vertrauensseliger Mann, der sich ohne eigenes Verschulden als eine Figur im Spiel um die Macht wiederfand, in einem Spiel, in dem es außer Sieg und Überleben keine Regeln gab.

»Lies weiter!« wurde der Schmied gedrängt.

»Mehr steht da aber nicht.«

»Das ist alles?«

»Na gut, da steht nur noch ›Ich wünsche euch alles Gute, Lurius von Jad, Ubar von Cos‹«, sagte der Mann.

»Aber was will Cos denn nun von uns?« fragte jemand.

»Anscheinend ein Zeichen unseres Friedenswillens«, erklärte der Schmied und betrachtete die Bekanntmachung.

»Sag ihnen, sie sollen sich nach Cos zurückscheren!« rief ein Bürger wütend. »Dann überlegen wir uns die Sache.«

»Da ist die Rede von einem Beweis für unsere Hoffnung auf Versöhnung«, sagte der Schmied, »ein Zeichen unseres guten Willens.«

»Dann gebt ihnen unseren Stahl zu schmecken!« rief der Aufgebrachte.

»Und zwar mit den besten Grüßen!« fügte ein Töpfer hinzu.

»Das ist ein Zeichen, das sie verstünden!«

»Aber was genau wollen sie?«

»Vermutlich unsere Talena!« mutmaßte ein Kaufmann.

»Diese tapfere und edle Frau? Die werden wir niemals preisgeben!«

»Ich würde eher selbst das Tor blockieren, bevor ich zusehe, wie sie die Stadt am Steigbügel eines cosischen Abgesandten verläßt!« rief ein Soldat.

»Sie hat doch angeboten, sich zu opfern.«

»Das steht sogar in den Bekanntmachungen, direkt auf der Tafel dort drüben«, sagte ein Schriftgelehrter.

»Sie können unsere Talena nicht haben!«

»Ich glaube nicht, daß sie Talena wollen«, sagte der Schmied.

»Aber was dann?« mußte er sich fragen lassen.

»Die Bürger, die die hohen Ämter bekleiden, werden

sich dieser Sache annehmen. Sie sind klüger als wir und werden das tun, was für uns am besten ist.«

In diesem Augenblick kam es in den Seitenstraßen zu einem lautstarken Tumult, und zwar aus westlicher Richtung.

»Cos! Man kann die Cosianer von der Mauer aus sehen!«

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß man zu diesem Zeitpunkt Zivilisten auf die Mauer ließ. Sonst wäre ich auf die Zinnen geeilt. Von dort oben konnte man bestimmt die Legionen von Cos sehen. Ein solches Heer erscheint zuerst als schmaler Strich am Horizont. Anfangs ist es schwer, die einzelnen Einheiten auseinanderzuhalten. An sonnigen Tagen blitzt es am Horizont unaufhörlich auf – das sind die erhobenen Standarten. Nachts sieht man gewöhnlich nur die Lagerfeuer, drei bis vier Pasang entfernt. Im Augenblick sah man von der Mauer aus vermutlich ohnehin nur den Rauch von in Brand gesteckten Feldern oder, noch wahrscheinlicher, den Staub der Tharlarionkavallerie.

»Sind es denn viele Cosianer?« fragte jemand.

»Sie sind wie die Blätter der Bäume, wie die Sandkörner am Meerestrand!«

»Seht doch, dort oben!«

Cosische Tarnsmänner überflogen die Stadt.

»Ar ist verloren!« sagte ein Mann.

»Wir kämpfen bis zum Tode!«

»Vielleicht können wir mit ihnen ja verhandeln.«

»Niemals!«

Plötzlich ertönte ein Befehl. »Aus dem Weg, macht Platz!« Südlich auf der Straße des Zentralzylinders kamen mehrere Reiter auf Tharlarion in Sicht, die auf das große Stadttor zuhielten.

»Das ist das persönliche Banner Seremides'!«

Die Reiter waren fast vollständig mit Umhängen verummt. Der Präzision ihrer Reihen und der Diszi-

plin und der Mühelosigkeit, mit der sie in den Sätteln saßen, entnahm ich, daß es sich um Soldaten handelte. Wenn der Mann recht hatte und es sich tatsächlich um Seremides' Banner handelte, dann befanden er oder sein Bevollmächtigter sich unter den Reitern.

»Seremides, rette uns!« rief der Schmied.

Dann waren die Reiter auch schon vorbei.

»Wo ist eigentlich Gnieus Lelius, der Regent?« fragte ein Bürger.

»Den hat man schon seit Tagen nicht mehr in der Öffentlichkeit gesehen. Vielleicht ist er ja aus der Stadt geflohen.«

»Letzte Nacht haben cosische Späher vor den Stadtmauern an die Obdachlosen Silbertarsk verteilt«, berichtete der Töpfer, »und sie der guten Absichten und der Freundschaft des See-Ubarats versichert.«

»Das ist doch lächerlich!«

»Ich kenne einen der Burschen, die einen Tarsk bekamen!« versicherte der Töpfer.

»Leider lag ich zu Hause im Bett.«

»Du hättest eben draußen vor der Mauer sein müssen«, erhielt der Sprecher zur Antwort.

»Ich könnte einen Silbertarsk gebrauchen.«

»Glaubst du, daß Cos wirklich unser Freund ist?« fragte ein Mann den Burschen, der neben ihm stand.

»Nein.«

Sofort richteten sich alle Blicke auf ihn.

»Warum sagst du das?«

»Ich war im Delta«, erwiderte der Mann und wandte sich ab.

»Ar-Station ist jedenfalls von Cos gut behandelt worden!« rief jemand.

»Einfach nicht darauf reagieren«, raunte ich Marcus zu und zog ihn ein Stück zurück an den Rand der Menschenmenge. Das Gesicht des jungen Kriegers war gerötet. Ich bemühte mich, weitere Gespräche aufzuschnappen.

»Vielleicht kann Seremides uns ja retten«, sagte ein Bürger.

»Oder die Fürsprache unserer geliebten Talena.«

»Wir müssen bis zum Tod kämpfen.«

»Cos wird uns keine Gnade erweisen.«

»Möglicherweise verschonen sie die Stadt, wenn wir unsere Verfehlungen zugeben und klarmachen, daß wir den Frieden wollen.«

»Welche Verfehlungen denn?« fragte der Töpfer.

»Wir müssen doch etwas getan haben, das nicht richtig war!«

»Vermutlich.«

Da fielen mir auf Anhieb drei Dinge ein: das Versäumnis, Cos vor Torcodino entgegenzutreten, das Versäumnis, Entsatz nach Ar-Station zu schicken, und der überstürzte Vorstoß ins Vosk-Delta, um angeblich das cosische Expeditionsheer zu verfolgen.

»Wir können nichts tun«, verkündete ein Kaufmann.

»Wegen der Tyrannie Gnieus Lelius' sind wir hilflos.«

»Wer kann uns von dem Joch des Tyrannen befreien?« fragte ein Stadtwächter.

»Vielleicht unsere Freunde aus Cos.«

»Man kann Ar nicht auf unabsehbare Zeit verteidigen«, erklärte ein Soldat.

»Dann müssen wir eben öffentlich verkünden, daß wir eine offene Stadt sind.«

Der Töpfer schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was wir tun sollten.«

»Klügere als wir werden es schon wissen.«

»Wie sollen wir Cos wissen lassen, daß wir seine Freunde sind?« fragte der Kaufmann.

»Ich will nicht sein Freund sein!« erwiderte der Soldat wütend.

»Unsere militärische Situation ist doch hoffnungslos«, meinte der Stadtwächter. »Wir müssen den Cosianern beweisen, daß wir den Frieden wollen.«

»Und wie soll das vonstatten gehen?«

»Sie wollen bestimmt ein deutliches, unmißverständliches Zeichen haben«, erwiderte der Wächter.

»Aber was?«

»Keine Ahnung.«

Ich wandte mich Marcus zu. »Komm mit.«

Wenige Minuten später hatten wir den Sklavenring erreicht, an dem wir Phoebe festgemacht hatten. »Hast du Hunger?« fragte Marcus seine Sklavin.

»Ja, Herr.«

»Dann wirst du heute vielleicht nichts zu essen bekommen«, verkündete er.

»Ich darf meinen Herrn nicht anlügen«, sagte sie. Er ging in die Hocke und befreite sie von dem Ring.

»Ich habe auch Hunger«, sagte ich. »In der Straße der Edelsteine gibt es Eßstuben.«

»Ist das weit?« fragte er.

»Nein.«

Und so gingen wir wieder zurück, folgten der Straße des Zentralzylinders nach Norden, vorbei an Läden, Springbrunnen, Säulen, bis wir schließlich nach links in Richtung der Straße der Edelsteine abbogen. Phoebe, die Hände auf den Rücken gefesselt, ging direkt hinter Marcus.

»Sieh mal«, sagte ich, als wir uns noch auf der Straße des Zentralzylinders befanden, und zeigte zum Himmel hinauf.

»Ein weiterer cosischer Tarnsmann.«

Ich nickte.

»Kupferstücke, Kupferstücke für den Tempel!« rief ein Erleuchteter und klimperte mit den wenigen Tarskücken in seiner Schale.

»Was will Cos deiner Meinung nach?« fragte Marcus.

»Die Zerstörung der Stadttore.«

»Das ist lächerlich.«

»Allerdings.«

»Das werden sie nicht erreichen, niemals.«

»Nein«, erwiderte ich. »Niemals.«

Wir wurden ständig angerempelt.

»Hörst du die Stäbe?« fragte Marcus.

»Sie verkünden die Freude«, antwortete ich.

Es war nun zwei Tage her, daß wir die ersten Bekanntmachungen der versöhnlichen Botschaft von Lurius von Jad an den Anschlagtafeln gelesen hatten.

»Heil Ar! Heil Cos!« riefen die Menschen um uns herum. Es war schwierig, auf den Füßen zu bleiben.

»Kommen sie endlich?« rief ein Mann.

»Ja«, antwortete ein anderer und schob sich auf die Straße.

»Zurück«, sagte ein Stadtwächter. »Zurück.«

Wir hatten diesen günstigen Platz gewählt, am Morgen in aller Frühe, zur zweiten Ahn. Trotzdem hatten sich hier bereits viele Menschen versammelt, einige mit Decken, um auf dem Steinboden schlafen zu können. Es handelte sich um einen offenen Platz in der Nähe des Zentralzylinders, der sich inmitten eines kreisrunden Parks genau im Mittelpunkt der Straße erhob, dessen freies Gelände sich gut verteidigen ließ.

»Glück und Segen für Ar! Glück und Segen für Cos!« rief ein Zuschauer.

Viele Leute hielten kleine cosische Fähnchen in den Händen, mit denen sie winken konnten. Auch das Banner von Ar war oft zu sehen.

Vorgestern nacht, nachdem wir die Bekanntmachung gelesen hatten, waren die Tore von Ar ausgehängt und verbrannt worden. Einige Bürger hatten versucht, sich dagegenzustellen, waren aber mit Schlagstöcken und Klingen von ihrem Vorhaben abgebracht worden. Es hatte sogar vereinzelt Meutereien kleiner Einheiten von Stadtwächtern gegeben, die entschlossen gewesen waren, ihre Posten zu halten, aber

sie waren beendet worden, als man erfuhr, daß der Befehl vom Zentralzylinder gekommen war. Zwei der bewaffneten Widerstandszellen, die weder vernünftigen Argumenten noch Befehlen zugänglich waren, wurden von den Taurentianern blutig ausgelöscht. Anscheinend war Gnieus Lelius gestürzt worden, und Seremides hatte – mit Hilfe einer Militärrevolte, die er selbst als bedauerlich bezeichnete – für eine Übergangszeit die Macht an sich gerissen, eine Macht, die er so lange behalten wollte, bis der Hohe Rat, jetzt die höchste zivile Autorität, einen neuen Führer wählen konnte, sei es ein Administrator, ein Regent, ein Ubar oder eine Ubara.

»Ich hätte niemals gedacht, einmal die Tore Ars brennen zu sehen«, sagte Marcus, »noch dazu von den eigenen Bürgern angezündet.«

»Nein«, sagte ich.

Man hatte die Eisenplatten abgerissen, um sie einzuschmelzen. Dann waren die riesigen Holzbohlen zerschlagen, zu gigantischen Scheiterhaufen aufgetürmt und verbrannt worden. Ich glaube, man konnte ihr Licht noch in einer Entfernung von fünfzig Pasang sehen. Marcus, Phoebe und ich hatten eine Zeitlang zugesehen, wie das große Stadttor brannte. Viele Bürger der Stadt waren herausgekommen, um ebenfalls zuzusehen, manche voller Trauer, andere ungläubig oder wie betäubt. Wir konnten ihre Gesichter in dem Licht sehen. Viele hatten geweint. Einige klagten lautstark, rauften sich das Haar und rissen an ihrer Kleidung. Noch hundert Schritte von den Flammen entfernt war es unerträglich heiß gewesen, so groß war die entstehende Hitze gewesen. Ich war oft an dem Tor vorbeigegangen.

In der Ferne ertönte Jubel.

»Die Cosianer haben die Stadt betreten«, sagte Marcus.

»Endlich sind wir frei!« rief ein Zuschauer.

»Wir sind befreit worden!« jubelte ein anderer und schwenkte ein cosisches Fähnchen.

Die Stadt war mit Schleifen und Girlanden geschmückt. Inmitten des Lärms der Alarmstäbe und des Jubels der Menge fiel es mir schwer, Marcus zu verstehen.

»Gab es je einen Tag in Ar, an dem es Grund für ein solches Fest gab?« fragte mich ein Mann.

»Kann ich nicht sagen«, gab ich zur Antwort. Schließlich stammte ich nicht aus Ar.

In der Ferne ertönten Fanfaren und Trommelschlag.

»Glaubst du, Cos wird die Stadt jetzt brandschatzen und plündern?« fragte Marcus.

Ich schüttelte den Kopf.

»Sie sind innerhalb der Stadtmauern.«

»Ausgesuchte, disziplinierte Einheiten, vermutlich überwiegend reguläre Truppen.«

»Du rechnest nicht damit, daß sie Ar niederbrennen?«

»Nein«, sagte ich. »Ar ist eine prächtige Beute, in seinem jetzigen Zustand sicherlich wertvoller als ein Aschehaufen.«

»Werden sie die Bevölkerung nicht abschlachten?«

»Das bezweifle ich«, sagte ich. »Hier gibt es ein großes Reservoir an Fertigkeiten und Talenten. Auch das gehört zur Beute.«

»Aber sie werden doch wohl die Stadt plündern!«

»Vielleicht im Laufe der Zeit.«

»Was willst du damit sagen?«

»Studiere die Feldzüge Dietrichs von Tarnburg«, erwiderte ich.

Marcus blickte mich an.

»Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß Myron, der Polemarkos von Cos, oder seine Berater das getan haben.«

»Du sprichst in Rätseln«, sagte Marcus.

»Ich kann sie sehen!« rief ein Mann.

»Seht doch, dort, am Zentralzylinder!« rief ein anderer Zuschauer.

Am Rand des kreisrunden Parks, in dem sich der Zentralzylinder erhob, war eine Plattform errichtet worden, vermutlich damit die zahllosen Bürger, die sich in den Straßen versammelt hatten, die zu erwartenden Geschehnisse verfolgen konnten. Wir standen nur wenige Meter von der Plattform entfernt. Sie konnte von zwei Seiten bestiegen werden; eine Rampe befand sich an der Rückseite, die auf den Zentralzylinder hinaussah, die andere vorn, zur Straße des Zentralzylinders hin. Phoebe klammerte sich an Marcus fest, damit sie in der Menge nicht von uns getrennt wurde.

»Dort, am Fuß der Plattform!«

»Dieser Sleen! Der Schuft, der Tyrann!«

Haßerfüllte Rufe waren zu hören. Kinder zerrten eine traurige Gestalt an einem Dutzend Ketten heran, die an dem schweren Eisenkragen um ihren Hals befestigt waren. Der Mann stolperte, da seine Füße aneinandergefesselt waren; der Oberkörper war fast völlig unter Ketten verborgen. Es war Gnieus Lelius. Fünf Kinder mit Peitschen schwirrten wie Stechfliegen um ihn herum. Gelegentlich erhielten sie die stumme Erlaubnis der aufmerksam wachenden Taurentianer, auf die sie begierig warteten, dann stürmten sie vor und schlugen auf ihn ein. Das entlockte den Zuschauern fröhliches Gelächter. Gnieus Lelius war barfuß. Darüber hinaus hatte man ihn in Lumpen gesteckt, Lumpen von der Art, die Narren auf der Bühne trugen. Meiner Meinung nach war das nicht einmal das schlechteste. So hatte Gnieus Lelius immerhin die Hoffnung, dem Tod auf dem Pfahl auf den Mauern von Ar zu entgehen. Vielleicht schickte man ihn zum Palast von Telnus, damit er dort als Hofnarr in einem Käfig Lurius und seinen Hof erheiterte.

»Sleen! Tyrann!«

Ein paar Männer stürmten los und bewarfen ihn mit

Ostraka. »Hier, nimm deine Ostraka, Tyrann!« riefen sie. Gnieus zuckte zusammen, als ihn einige der Geschosse trafen. Es waren dieselben Ostraka, die noch vor ein paar Tagen ihr Gewicht in Gold wert gewesen waren, Passiermarken, die das Aufenthaltsrecht in der Stadt garantierten. Nach dem Verbrennen der Tore mußte man sich natürlich nicht länger um Dinge wie Ostraka und Passiermarken kümmern.

»Wir sind jetzt frei!« brüllte ein Mann und schleuderte sein Ostrakon auf Gnieus Lelius.

Bürger stürmten herbei, um sich auf den einstigen Regenten zu stürzen, aber die Taurentianer trieben sie mit gezielten Stößen ihrer Speerschäfte zurück.

Sie zerrten Gnieus Lelius über die Vorderrampe auf die Plattform. Viele Zuschauer, die ihn zuvor nicht hatten sehen können, brüllten nun ihren Haß heraus. Oben angekommen, zwang man ihn auf die Knie, die Kinder befestigten die Ketten an vorher kreisförmig im Boden versenkten Halteringen und verschwanden dann. Die fünf Jungen mit den Peitschen erhielten zum Vergnügen der Menge ein letztes Mal Gelegenheit, den einstigen Regenten zu schlagen, bevor man auch sie wegschickte.

Die Trommeln und Fanfaren waren schon näher gekommen.

»Seht doch, dort!« rief ein Zuschauer. Er zeigte in Richtung Zentralzylinder, aus dem vor wenigen Augenblicken Gnieus Lelius und seine Eskorte gekommen waren.

»Seremides und Mitglieder des Hohen Rates!«

Seremides, den ich schon lange nicht mehr aus solcher Nähe gesehen hatte – das war ebenfalls in Ar gewesen, damals in den Tagen von Minus Tentius Hirnabius und Cernus –, bestieg mit anderen Männern die Plattform.

»Er trägt kein Büßergewand!« rief ein Zuschauer freudig.

»Nein, er ist in Uniform!«

»Und seht doch, er trägt sein Schwert!«

»Seremides darf sein Schwert behalten!« rief ein Mann denjenigen zu, die ein Stück weit von der Plattform entfernt standen.

Diese Nachricht wurde mit viel Jubel begrüßt.

Dann trat der Hohe Rat zur Seite, während sich Seremides zur hinteren Rampe begab.

Die Alarmstäbe verstummen, zuerst die des Zentralzylinders, dann folgten die in seiner Nähe und schließlich die in der ganzen Stadt. Das geschah jedoch so schnell, daß es garantiert nicht die Idee der Trommler gewesen, sondern durch ein Signal vom Zentralzylinder ausgelöst worden war, ein Signal, das mit Hilfe von Flaggen weitergeleitet wurde.

Die Zuschauer blickten einander gespannt an.

Jetzt, nach dem Schweigen der Alarmstäbe, hörte ich auch nicht länger die Fanfaren und Trommeln der anrückenden Cosianer. Diese Instrumente waren ebenfalls verstummt. Ich hegte jedoch nicht den geringsten Zweifel, daß sie noch immer auf der Straße des Zentralzylinders näher kamen.

Seremides streckte die Hand aus und geleitete eine in blendendes Weiß gekleidete und verschleierte Gestalt auf die Plattform. Es war eine anmutige Gestalt, die mit gesenktem Kopf und den Fingern der linken Hand in Seremides' huldvollem Griff nach vorn trat.

Ein Aufstöhnen ging durch die Menge.

»Es ist Talena«, schluchzte ein Mann.

Trotz des weißen Schleiers bezweifelte ich keinen Augenblick lang, daß es sich tatsächlich um Talena handelte, der einstigen Tochter von Marlenus von Ar, des Ubars aller Ubars.

»Sie trägt ja keine Handschuhe!«

»Sie ist barfuß!«

»Sie trägt das Gewand einer Büßerin, einer Bittstellerin!«

»Talena, nein!«

»Das lassen wir nicht zu!«

»Die Menge wird unruhig«, bemerkte Marcus.

»Das ist Ar nicht wert!«

»Da lassen wir es eher niederbrennen!«

Ein paar Männer stemmten sich mit dem Ruf »Laßt uns kämpfen!« gegen die Taurentianer, die mit ihren ausgestreckten Speeren Mühe hatten, sie aufzuhalten.

»Gut«, sagte Marcus. »Es wird einen Aufstand geben.«

»Dann sollten wir uns zurückziehen«, meinte ich.

»Da habe ich nun Gelegenheit, einigen dieser Burschen das Messer in den Leib zu stoßen«, sagte er.

»Phoebe könnte verletzt werden.«

»Sie ist nur eine Sklavin«, entgegnete er, aber mir entging nicht, daß er sie in die Arme nahm, dazu bereit, sich einen Weg rückwärts durch die Menge zu bahnen.

Ich legte ihm die Hand auf den Unterarm. »Warte.«

Auf der Plattform streckte Talena die Arme aus und bat mit fast verzweifelten Bewegungen um Ruhe.

Ich mußte lächeln.

Dieses Benehmen schien kaum zu der Würde einer vermeintlichen Ubartochter zu passen, ganz zu schweigen zu ihrem Gebaren als Büßerin.

»Sie will, daß wir ruhig sind!« rief ein Mann.

»Sie bittet uns, ruhig zu bleiben!« rief ein anderer.

»Kommt zurück.«

»Edle Talena!« schluchzte jemand in unserer Nähe.

Die Menge geriet in Bewegung. Einige der Männer, die sich bis zur Straße durchgekämpft hatten, kehrten an den Straßenrand zurück.

Jetzt, da die Zuschauer in zwei Lager gespalten und verwirrt waren, schienen sie auch lenkbarer zu sein, und Talena ließ den Kopf hängen, hob die Arme und machte eine demütig und zugleich erhaben wirkende Geste, mit der sie die Menge weiter zurückdrängte.

»Sie will unseren Beistand nicht«, sagte ein Mann.

»Sie hat Angst, wir könnten ihretwegen leiden«, stöhnte ein anderer.

Es war wirklich knapp gewesen. Hätte Talena nicht plötzlich ihren Willen auf so unmißverständliche, fast schon verzweifelte Weise kundgetan, hätte es auf der Straße und der Plattform nur so von wütenden Bürgern gewimmelt, die zu ihrer Rettung herbeigeeilt wären. Die Handvoll Taurentianer wäre beiseite gefegt worden wie Blätter von einem Wirbelsturm.

»Laß das nicht zu, Seremides!« rief ein Mann.

»Beschütze Talena!«

Jetzt nahm Seremides ganz ruhig die Hände in die Höhe, hob und senkte sie mehrmals langsam.

Ein drohendes, unbehagliches Murmeln durchlief die Menge.

»Talena will sich für uns opfern, für die Stadt und den Heimstein!«

»Das dürfen wir nicht zulassen!«

»Wir werden es nicht zulassen! Laßt uns handeln.«

Wieder ging ein Ruck durch die Menge. Männer drängten auf die Plattform zu. Die Taurentianer gingen in Stellung und stemmten sich mit den Speerschäften gegen die Bürger.

Seremides bat noch immer um Geduld.

Wieder kehrte Ruhe ein, aber es herrschte noch immer eine gespannte Atmosphäre. Es würde eines geringen Anstoßes bedürfen, damit es zu Gewalttätigkeiten käme. Im Augenblick war noch alles ruhig, aber unter der Oberfläche brodelte es. Solche Ereignisse unterliegen stets einem hochsensiblen Gleichgewicht; manchmal genügt schon der geringste Anlaß, ein scheinbar nichtssagender Vorfall, der eine plötzliche, massive Reaktion auslöst.

Seremides hielt Talena wieder die Hand hin. Dann führte er sie zur Vorderrampe. Als sie sich Gnieus Lelius näherten, der neben der Rampe in seinen Ketten kniete,

schien Talena zu zögern, voller Abscheu vor ihm zurückzuschrecken. Sie streckte sogar die Hand aus, mit abgewinkelten Handfläche, als wolle sie allein schon seinen Anblick abwehren, als könne sie den Gedanken nicht ertragen, in seiner Nähe sein zu müssen. Sie wandte sich sogar Seremides zu, zweifellos flehte sie ihn mit der ganzen mitleiderregenden Verletzlichkeit der Büßerin an, nicht in der Nähe dieses ekelregenden Mannes stehen zu müssen, der die schreckliche Katastrophe und solches Elend über die Stadt gebracht hatte.

Seremides schien kurz zu zögern, aber dann ging sichtlich ein Ruck durch ihn, und er schien eine Entscheidung getroffen zu haben, einerlei, wie unklug auch immer, und er führte Talena ein Stück von dem knienden Lelius weg.

Die Menge gab murmelnd ihren Beifall kund.

Als Talena stehenblieb, zog sie ihr weißes Gewand mit der rechten Hand ein Stück in die Höhe, bis es ihre Knöchel entblößte. Auf diese Weise sah auch der letzte Zuschauer, daß sie barfuß ging. Dieser winzige Akt der Enthüllung, der so völlig natürlich aussah, fast schon zufällig, als wolle sie nur einen sicheren Stand suchen, mußte der vermeintlichen Tochter des Marlenus einiges von ihrer Schicklichkeit abverlangt haben.

Ein Mann, der neben mir stand, schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Marcus schenkte ihm einen verächtlichen Blick.

Plötzlich ertönten rechts von uns ein Fanfarenstoß und ein Trommelwirbel, der nicht nur mich zusammenschrecken ließ. Reguläre Truppen von Cos rückten vor, in geordneten Reihen, in sauberem, frisch gestärktem Blau, mit polierten Helmen und Schilden; ihnen voraus marschierten zahllose Musikanten und Standartenträger, die mit Sicherheit mehr Einheiten repräsentierten, als sich im Augenblick tatsächlich in der Stadt aufhielten. Sie wurden von Tharlariionkavallerie flankiert, sowohl zwei- als auch vierbeinigen Echsen.

Die Straße erbebte unter dem Schritt der Bestien. Hätte man sie auf die Menge losgelassen, hätten sie Hunderte von Menschen zertrampelt.

Beim Anblick der Cosianer schien die Menge auf eine seltsame Weise fügsam zu werden. Das war keine Handvoll Taurentianer, die man hätte aus dem Weg fegen können wie Figuren von einem Kaissabrett. Dort standen Krieger in geordneten Reihen, von denen die meisten zweifellos in der Schlacht gekämpft hatten. Gegen sie anzutreten wäre dasselbe gewesen, als hätte man sich freiwillig gegen die Messermauern von Tyros geworfen. Sollten die Truppen auseinanderströmen und mit gezückten Klingen angreifen, hätten sie Tausende töten, sie wie Sa-tarna zur Erntezeit niedermähen können.

Die Cosianer kamen mit Trommelwirbel und einem Fanfarenstoß nur wenige Meter vor der Vorderrampe zum Stehen.

Ich glaubte sehen zu können, daß Talena dort oben auf der Plattform erzitterte. Vielleicht erkannte sie in diesem Augenblick, was es bedeutete, die Cosianer in der Stadt zu haben. Begriff sie plötzlich, wie verwundbar sie und Ar tatsächlich waren, daß diese Männer tun konnten, was immer ihnen in den Sinn kam? Sie trug das weiße Büßergewand. Der Büßer hat unter dem Stoff eines solches Gewandes nackt zu sein. Doch ich bezweifelte, daß Talena unter dem Stoff nackt war. Sie wollte höchstens, daß die guten Bürger glaubten, sie sei es.

Einen Augenblick lang schien eine unheilverkündende Stille einzukehren. Hätte ich gesprochen, hätte man es sicher meterweit hören können, so still war die zusammengedrängt stehende Menge.

»Myron«, ertönte ein Flüstern. »Myron, der Polemar-kos von Cos!«

Ich sah nichts außer der Menge, der Plattform, den dort oben stehenden Leuten und den Cosianern.

»Er kommt!«

Falls es sich tatsächlich um den Polemarkos handelte, mußte er sich seiner Sache sehr sicher sein, um Ar auf eine solche Weise zu betreten. Ich glaube nicht, daß Lurius von Jad es getan hätte. Lurius verließ nur selten die Umgebung seines Palastes in Telnus. Mehr als ein triumphaler Einzug in eine goreanische Stadt war vom Bolzen eines Attentäters verdorben worden.

»Ich sehe ihn«, sagte ich zu Marcus.

»Ja, ich auch.« Phoebe stand auf den Zehen und klammerte sich an Marcus' Arm, während sie den schlanken, süßen Körper ganz gerade hielt und den Nacken gestreckt hatte. Doch ich bezweifelte, daß sie viel sehen konnte. Der enganliegende Eisenkragen schmiegte sich aufregend um ihren Hals. Der Kragen und sein Schloß steigern die Schönheit einer Frau beträchtlich.

Ein stattliches zweibeiniges Satteltharlarion mit aufwendigem Geschirr, polierten Krallen und sauber geputzten Schuppen kam vor den Standardenträgern zum Stehen. Hinter ihm ritten weitere prächtige Tharlarion heran, die allerdings kleiner und weniger prächtig herausgeputzt waren. Myron oder derjenige, der in seinem Namen handelte, ließ sich mit Hilfe eines Abstiegsbügels, der durch das Gewicht des Reiters nach unten glitt, zu Boden sinken. Es war seltsam, den Mann zu sehen, von dem ich so viel gehört hatte. Er war ein großer Mann mit einem goldenen Helm, der von einem ebenfalls goldenen Helmbusch gekrönt wurde, und einem goldenen Umhang. Bewaffnet war er mit einem gewöhnlichen Gladius, dem Kurzschwert, der gebräuchlichsten Infanteriewaffe Gors, und einem Dolch. In der Sattelscheide steckte eine längere Waffe, ein Zweihänder, mit dem man andere Tharlarionreiter gut erreichen konnte, der nun aber dort verblieb. Im Sattelschuh steckte keine Lanze.

Er nahm den Helm ab und reichte ihn an einen sei-

ner Adjutanten weiter. Er schien ein ansehnlicher Bursche mit langen Haaren zu sein. Begleitet von zwei weiteren Adjutanten, von denen jeder einen Tornister schleppete, schritt er zur Plattform hinauf.

Seremides ging ihm entgegen, zog das Schwert und hielt es ihm mit dem Griff entgegen.

»Myron nimmt sein Schwert nicht an!«

Tatsächlich hatte sich Myron mit einer großmütigen Geste geweigert, die Waffe Seremides' anzunehmen, des Hohen Generals von Ar. Seremides steckte das Schwert zurück in die Scheide.

»Heil Cos! Heil Ar!« flüsterte ein Mann.

Ein Aufstöhnen durchlief die Menge, als Seremides die Hand nach Talena ausstreckte und sie Myron zuführte.

Die Töchter besieгter Ubars versüßen oft die Triumphe siegreicher Generäle. Das kann auf verschiedene Weise geschehen. Manchmal müssen sie nackt und in Ketten neben ihren Steigbügeln hermarschieren; manchmal sind sie nur eine Sklavin von vielen, die die andere Beute schleppen. Aber fast immer werden sie in aller Öffentlichkeit versklavt, entweder vor oder nach dem Triumph, entweder in ihrer Stadt oder der Stadt der Eroberers.

Myron verbeugte sich jedoch tief vor Talena, salutierte damit vor der Ehrbarkeit ihres Status als freie Frau.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Marcus.

»Warte ab.«

»Wird er sie jetzt nicht ausziehen und in Ketten legen lassen?« fragte Marcus.

»Sieh zu«, erwiderte ich.

»Noch vor Einbruch der Nacht wird sie als eine seiner Frauen in seinem Zelt liegen.«

»Du sollst zusehen.«

»Vielleicht kommt sie in die Lustgärten von Lurius oder die Unterkünfte seiner Haussklavinnen, falls sie für die Gärten nicht schön genug sein sollte.«

»Warte doch einen Moment ab.«

Wie ich nur zu gut wußte, war Talena eine außerordentlich schöne Frau, mit olivfarbener Haut und dunklen Augen und Haaren. Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, daß sie es wert war, in den Lustgarten eines Ubars aufgenommen zu werden.

Myron wandte sich einem seiner beiden Adjutanten zu, die mit ihm die Plattform betreten hatten.

»Was wohl in dem Bündel steckt?« fragte ein Mann.

»Ein Sklavenkragen, Handschellen und so weiter«, erhielt er zur Antwort.

»Nein, seht doch«, sagte ein anderer Mann.

Myron zog einen schimmernden Schleier aus dem Tornister. Er schüttelte ihn aus und zeigte ihn der Menge.

»Das ist der Schleier einer freien Frau!« sagte ein Zuschauer.

Myron reichte ihn Talena, die ihn entgegennahm.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Marcus.

Ein Mann schnaubte verächtlich. »Das ist alles, was sie bekommen wird«, stieß er ärgerlich hervor.

»Ein Scherz der Cosianer. Sie werden ihn ihr abnehmen, wann immer sie wollen.«

»Cosische Sleen.«

»Wir müssen kämpfen.«

»Wir können nicht kämpfen«, sagte ein anderer Bürger. »Es ist hoffnungslos.«

Myron zog ein reichbesticktes Gewand der Verhüllung aus dem Tornister und zeigte es der Menge, wie er es zuvor mit dem Schleier getan hatte. Es wurde ebenfalls Talena übergeben.

»Warum geben sie ihr ein solches Gewand?«

»Das ist ein cosisches Gewand.«

»Vielleicht will Lurius von Jad der erste sein, der sie vollständig zu Gesicht bekommt, in seinen Lustgemächern.«

»Wehe Talena.«

»Wehe uns, wehe Ar!«

»Wir müssen kämpfen«, sagte der Mann, der das schon eben gesagt hatte.

»Aber das ist hoffnungslos!«

»Nein, seht doch«, unterbrach sie ein anderer Mann. »Er verbeugt sich wieder vor ihr. Myron, der Polemarkos, verbeugt sich vor unserer Talena!«

Auch Talena neigte nun den Kopf vor dem Polemarkos, sie tat es auffällig schüchtern, dankbar.

»Sie würdigt die Achtung, die er ihr entgegenbringt!« sagte ein Mann.

»Anscheinend will sie sich zurückziehen.«

»Arme, sittsame kleine Talena.«

Es sah wirklich so aus, als hege Talena, die nun, von Sittsamkeit überwältigt, das Gewand dankbar mit einer Hand umklammerte, während sie mit der anderen offenbar versuchte, an dem weißen Gewand herumzuzupfen, um die nackten Füße besser zu bedekken, den Wunsch, die Plattform zu verlassen.

Doch Seremides hielt sie sanft zurück.

Der Polemarkos trat an den Rand der Plattform. Gnieus Lelius kniete zu seiner Rechten.

Schließlich begann Myron zu sprechen. Er sprach mit klarer, energischer, weittragender Stimme. Außerdem sprach er deutlich und langsam.

»Ich überbringe euch Grüße von meinem Ubar Lurius von Jad, eurem Freund.« Er drehte sich zu Talena um, die ein Stück hinter ihm stand, während noch immer Seremides' Hand auf ihrem Arm lag, als brauche sie dringend Unterstützung in diesen aufreibenden Augenblicken. »Zuerst«, fuhr Myron fort, »überbringe ich Grüße von Lurius von Jad an Talena von Ar, die Tochter des Marlenus von Ar, des Ubars aller Ubars!« Talena senkte den Kopf und nahm die Grüße entgegen.

Myron wandte sich wieder der versammelten Menge zu.

Talena zuerst zu grüßen war sehr eindrucksvoll ge-

wesen, und ich hegte nicht den geringsten Zweifel, daß dies eine tiefere Bedeutung hatte. Außerdem war mir nicht entgangen, daß Cos sie als Marlenus' Tochter nannte, obwohl Marlenus sie verstoßen hatte. Indem Cos sie als seine Tochter anerkannte, war klar, daß es sich kaum einem möglichen Thronanspruch von Seiten Talenas oder einer in ihrem Namen handelnden Seite in den Weg stellen würde.

Lurius hätte es vermutlich nicht sonderlich geschätzt, daß Marlenus als Ubar der Ubars bezeichnet wurde, da er vermutlich der Meinung war, ihm stehe der Titel eher zu; von Myrons Standpunkt aus gesehen war die Bezeichnung jedoch vernünftig. Es war ein eindeutiger Appell an den Patriotismus der Arer. Diese Erwähnung Marlenus' würde Talenas Bild in keiner Weise schädigen, sie aber stillschweigend als Tochter des Ubars aller Ubars bestätigen.

»Und Grüße an unsere Freunde und Brüder, die edlen Bürger von Ar!«

Die Zuschauer blickten einander an.

»Ab heute seid ihr frei!«

»Heil Cos! Heil Ar!« rief ein Mann lautstark.

»Der Tyrann, unser gemeinsamer Feind« – Myron zeigte auf Gnieus Lelius –, »ist besiegt!«

»Tötet ihn!« rief jemand, und der Ruf wurde sofort von anderen aufgenommen.

»Unseren Brüdern in Ar wünschen wir Frieden, Freundschaft, Freude und Liebe!« rief Myron.

Eines der Mitglieder des Hohen Rates, dem Anschein nach der Vorsitzende, der dem Regenten Lelius in zivilen Angelegenheiten direkt unterstellt gewesen war, so wie Seremides in militärischen Dingen, trat vor, um auf Myrons Worte etwas zu erwideren, wurde aber von Seremides mit einer Warnung zurückgehalten.

»Ich spreche für Talena von Ar, der Tochter Marlenus' von Ar, dem Ubar der Ubars!« rief Seremides. »Im Namen der Bürger und des Heimsteins von Ar dankt

sie unseren Brüdern und Freunden aus Cos, daß sie ihre Stadt und ihr Volk von dem Joch Gnieus Lelius' befreit haben.«

Genau an dieser Stelle ertönten die Alarmstäbe des Zentralzylinders – zweifellos auf ein vorher abgesprochenes Signal hin –, nur Augenblicke später gefolgt von den anderen Stäben der Stadt. Aber man hatte den Eindruck, die Stäbe nicht hören zu können, so laut, wild, dankbar und erleichtert war der Jubel der Menge. Die Schreie waren ohrenbetäubend.

Auf der Plattform griffen Myron und seine Adjutanten in den zweiten Tornister, nahmen Hände voll Münzen heraus und warfen sie ins Volk. Männer griffen danach, so schnell sie konnten. Taurentianer traten zurück. Die Gefahr eines plötzlichen Aufstandes bestand nicht länger.

Während Myron und seine Helfer die Münzen verteilten, verließen Seremides, der der Menge zugewinkt hatte, Talena, die ebenfalls die Hand erhoben hatte, und der Hohe Rat die Plattform. Beinahe unbemerkt stieg gleichzeitig eine Abteilung Cosianer hinauf. Man stieß Gnieus Lelius' Kopf nach unten. Eine etwa zwei goreanische Fuß lange Kette wurde ihm um den Hals gelegt und an der kurzen Kette befestigt, die seine Fußschellen zusammenhielt. Außerdem legte man ihm eine Leine um. Dann zog man ihn auf die Füße. Die Länge der neuen Halskette verhinderte, daß er aufrecht stehen konnte; er war gezwungen, tief gebückt zu gehen. Ein Taurentianer befreite ihn von dem schweren Eisenkragen mit den kreisförmig angebrachten Ketten, an denen ihn die Kinder auf die Plattform geführt hatten. Dann zerrten ihn die Cosianer an der Leine die Rampe hinunter, und Gnieus Lelius, der ehemalige Regent von Ar, der in ein Narrenkostüm gekleidet und dessen Oberkörper mit Ketten umwunden war und der wegen der kurzen Kette zwischen seinem Hals und seinen Fußfesseln tief gebückt gehen mußte,

versuchte das Gleichgewicht zu bewahren und machte kleine Schritte.

Er stürzte zweimal, solange er in meinem Blickfeld war, und beide Male prügelte man ihn mit Speerenden wieder auf die Füße und stieß ihn eilig die Straße des Zentralzylinders entlang. Einige der Bürger, an denen er auf seinem Weg so hilflos und gefesselt vorüberkam, brüllten vor Lachen; andere machten ihrem Haß Luft und riefen ihm Beleidigungen zu, spuckten ihn an und versuchten ihn zu schlagen.

Meiner Meinung nach steckten hinter der Entscheidung der Verräterclique, Gnieus Lelius in ein Narrenkostüm zu stecken, politische Gründe. Sollte es ihm jemals gelingen, seine Freiheit wiederzuerlangen, würde es nicht nur mit ziemlicher Sicherheit seine Rückkehr zur Macht verhindern, sondern auch die Gründung einer Partei, die dies befürworten könnte. Tatsächlich würden sogar seine engsten Anhänger geneigt sein, den Betrug, dem er zum Opfer gefallen war, als gegeben hinzunehmen. Die Verräter mußten erkannt haben, daß viele Bürger Ars wußten oder es im Laufe der Zeit begreifen würden, daß Gnieus Lelius alles andere als ein Tyrann gewesen war, ganz gleich, welche Fehler er als Führer in einer Krisenzeit auch begangen haben mochte. Falls überhaupt, waren seine Fehler in seiner Toleranz, Kompromißbereitschaft und Duldsamkeit zu suchen, in einer Politik, die es Cos und seinen Partisanen erlaubt hatte, beinahe ohne jeden Widerstand in der Stadt zu agieren, in einer Politik, die zuließ, daß man ihm Ar entriß. Nein, würden sie vermutlich untereinander sagen, er war kein Tyrann, aber ein Narr.

Lurius von Jad wußte natürlich, daß Gnieus Lelius kein Tyrann war.

Ich blickte ihm nach. Vermutlich brachte man ihn nach Cos. Vielleicht würde er Lurius' Hof als angeketteter Hofnarr schmücken. Vielleicht würde er irgend-

wann Bankettgäste unterhalten, an seiner Leine so tun, als wäre er ein Tanzsleen.

Die Münzen regneten noch immer herab, und die Menge bejubelte Myron.

Er und seine Adjutanten liefen die Rampe hinunter und saßen wenige Augenblicke später in ihren Sätteln. Sie drehten ihre Reittiere und trabten in südlicher Richtung davon. Myrons Helmträger schloß sich ihnen an. Es war ein geschickter Schachzug von ihm gewesen, der Menge sein Gesicht zu zeigen. Es kündete von Offenheit, Mut und Vertrauen. Er lächelte. Er winkte. Die Alarmstäbe dröhnten ihre Freude in die ganze Stadt hinaus. Die Menge zu beiden Seiten der Straße jubelte. Dann stimmten die Musikanten einen Marsch an, und die Standartenträger wandten sich um. Dann drehten auch die Soldaten von Cos um. Umgeben von der jubelnden Menge, begaben sie sich auf den Rückzug. Mädchen rannten herbei und überreichten den Soldaten Blumen. Einige der Männer banden sie sich an die Speere.

»Heil Cos! Heil Ar!« brüllten zahllose Bürger.

»Wir sind frei!« jubelten andere. »Lurius von Jad sei Dank!«

Kinder wurden auf Schultern gehoben, damit sie die Soldaten sahen. Tausende cosischer Fähnchen wurden geschwenkt. Beide Straßenseiten verwandelten sich in ein Meer aus Farben und Jubel. »Heil Seremides! Heil Talena!«

Ich blickte Marcus an.

Phoebe hielt den Kopf gesenkt; sie hatte die Augen geschlossen und hielt sich die Hände vor die Ohren, so groß war der Lärm.

Aber ein paar Ehn später löste sich die Menge auf, nachdem die Cosianer abgezogen waren. Ich sah zu der verlassenen Plattform hinüber. Dort hatte die barfüßige Talena gestanden, in einem Büßergewand. Der Sitte nach hätte sie unter dem Gewand nackt sein müs-

sen, aber ich bezweifelte, daß sie nackt gewesen war. Ich fragte mich, was wohl geschehen wäre, wenn sich die Dinge anders als geplant entwickelt hätten, wenn zum Beispiel Myron ihr das Gewand ausgezogen und sie bekleidet vorgefunden hätte. Ich mußte lächeln. Sie hätte getötet werden können. Zumindest hätte sie erfahren, wie eine Peitsche die Unzufriedenheit des Mannes zum Ausdruck bringen kann, und zwar in aller Deutlichkeit.

Es war aber unwahrscheinlich, daß sie oder Seremides diese Möglichkeit gefürchtet hatten. So war sie der Verräterclique, in der sie sicherlich einen hohen Rang einnahm, viel nützlicher, von den Cosianern ganz zu schweigen, die sie lieber auf dem Thron sahen statt nackt und in Ketten. Seremides und Myron hatten ihre Rollen gut gespielt.

Während ich über diese Dinge nachdachte, kamen ein paar Arbeiter und begannen damit, die Plattform abzureißen. Sie hatte ihren Zweck erfüllt. Mittlerweile waren auch die Alarmstäbe des Zentralzylinders verstummt. Ich sah wieder zur Plattform hinüber. Dort oben hatte Talena von Ar barfuß gestanden. Ich ging davon aus, daß sie sich dabei die Füße nicht verletzt hatte.

Phoebe kniete mit gesenktem Kopf neben Marcus.

»Es ist seltsam«, sagte ich. »Der Krieg zwischen Cos und Ar hat sein Ende gefunden.«

Er nickte bloß.

»Es ist vorbei. Einfach so.«

»Und Cos hat den Sieg davongetragen«, sagte Marcus.

»Einen vollständigen Sieg.«

Marcus blickte zu Phoebe hinunter. »Du hast gewonnen«, sagte er bitter.

»Nein, ich habe nicht gewonnen«, erwiderte sie.

»Cos hat gewonnen«, sagte er.

»Cos«, sagte sie. »Nicht ich.«

»Du bist eine Cosianerin.«

»Das war ich einmal. Jetzt bin ich eine Sklavin.«

»Aber zweifellos freust du dich über ihren Sieg.«

»Vielleicht freut sich ja mein Herr, daß Ar, das sich weigerte, Ar-Station zu Hilfe zu eilen, gefallen ist.«

Marcus blickte sie an.

Sie fragte mit bebender Stimme: »Werde ich jetzt getötet?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Du bist nur eine Sklavin.«

Aufschluchzend umklammerte sie seine Beine und bedeckte seine Füße mit Küssem. Dann sah sie tränenblind zu ihm hoch. »Dann bin ich nicht mehr deine kleine Cosianerin?«

»Du wirst immer meine kleine Cosianerin sein«, sagte er.

»Ja, Herr.«

»Spreize die Beine, Cosianerin!«

»Ja, Herr!« erwiderte sie lachend.

Ich hörte das Klopfen von Hämmern, als die Arbeiter Bretter von der Plattform abrißsen.

»Wir sollten uns eine Unterkunft suchen«, meinte Marcus.

»Ja«, sagte ich. »Das sollten wir tun.«

Phoebe stand auf und schmiegte sich an ihn. Er legte den Arm um sie.

»Ich schätze, daß Myron morgen seine Triumphfeier bekommen wird«, sagte Marcus.

»Wohl eher der Ubar von Cos, mittels seines Stellvertreters. Ar wird sein Bestes tun, seinem Befreier Lurius von Jad seinen Dank auszudrücken.«

»Der durch seinen Hauptmann und Vetter Myron, den Polemarkos von Temos, repräsentiert wird«, sagte er. Das war Myrons genauer Titel. Temos ist eine der größten Städte auf der Insel Cos. Die Menge sah ihn bloß als den Polemarkos von Cos, womit sie gar nicht so falsch lag.

»Natürlich.«

»Seremides wird zweifellos an dem Triumph teilhaben.«

Ich nickte. »Das sollte er auch. Schließlich ist es genausogut sein Triumph. Er hat ohne jeden Zweifel lange und hart gearbeitet, um ihn in die Tat umzusetzen.«

»Und Talena.«

»Ja.«

»Du klingst bitter.«

»Vielleicht.«

»Myron wollte Seremides' Schwert nicht haben.«

»Das ist verständlich.«

»Tatsächlich?«

»Bestimmt sogar.«

Die Entgegennahme des Schwertes hätte soviel wie die öffentliche Kapitulation der Armee von Ar bedeutet, der Fußsoldaten wie auch der Kavallerie, der Tharnstreitkräfte wie auch der Tharlarionreiter. Daß Myron das Schwert in der Öffentlichkeit auf der Plattform nicht angenommen hatte, stand völlig mit der vorgespielten Befreiung in Einklang.

»Ich glaube, sie haben das Schwert gestern in Myrons Zelt übergeben oder, was wahrscheinlicher ist, irgendwo abseits der Stadt vor seinen Truppen, um es ihm dann später im kleinen Kreis wieder zurückzugeben.«

»Ja«, sagte Marcus. »Ich wette, du hast recht!«

»Die Truppen des Polemarkos würden so etwas erwarten.«

»Natürlich. Von Lurius von Jad ganz zu schweigen.«

»Auf jeden Fall hat Ar in jeder Hinsicht kapituliert, mit oder ohne Pfand. Man hat befohlen, den Widerstand gegen Cos einzustellen. Die Streitkräfte Ars, zumindest was davon noch übrig ist, haben die Waffen niedergelegt. Vermutlich wird man in Kürze ihre Zahl reduzieren, wenn man sie nicht sogar ganz auflöst. Vielleicht bleibt eine Handvoll Wächter übrig, die cosischen

Offizieren unterstellt werden. Man wird das Waffentragen innerhalb der Stadt unter Strafe stellen. Die Tore sind verbrannt worden. Ich rechne damit, daß man auch die Stadtmauern abträgt, und zwar Stein für Stein. Dann wird Ar schutzlos und völlig auf die Gnade von Cos oder seiner Marionetten angewiesen sein.«

»Das ist das Ende der Kultur«, meinte Marcus.

»Eine Form von Kultur wird bestehen bleiben«, erwiderte ich, »Teile der Kunst, der Literatur, eben solche Dinge.«

»Vielleicht wird Gor ja davon profitieren.« Marcus' Stimme klang bitter.

Ich schwieg.

»Wie werden die Männer ihre Männlichkeit bewahren?«

»Vermutlich werden sie es irgendwie schon schaffen.« Ich hatte großen Respekt vor den Männern von Ar.

»Und was wird aus den Frauen?«

»Das weiß ich nicht. Wenn die Männer ihre Männlichkeit nicht behalten, wird es für die Frauen schwer, wenn nicht aussichtslos, Frauen zu bleiben.«

Er nickte.

»Cos ist der Herrscher über Gor.« Ich mußte wieder daran denken, daß Dietrich von Tarnburg diese Möglichkeit – die Vorherrschaft einer der großen Mächte – befürchtet hatte. Für die freien Söldnerkompanien konnte das das Ende bedeuten.

Marcus sagte: »Nur in einem gewissen Sinn.«

Ich blickte ihn fragend an.

»In vielen Städten und Ländern, eigentlich in den meisten Teilen der Welt, werden die Dinge bestimmt so bleiben, wie sie sind.«

Ich dachte über die Mühen der Nachrichtenübermittlung nach, wie schwierig es war, Nachschublinien zu unterhalten, über die Länge von Märschen, den Zustand der Straßen, die Abgelegenheit mancher Städte, über die mannigfaltigen Kulturen.

»Ich glaube, du hast recht.«

Cos wäre von nun an lediglich die beherrschende Macht auf dem Kontinent. Geopolitisch gesehen war es eher unwahrscheinlich, daß es diese Macht für alle Zeiten aufrechterhalten konnte. Sein Stammsitz lag in Übersee, und seine Armeen setzten sich hauptsächlich aus Söldnern zusammen, die nur schwer zu kontrollieren und teuer zu unterhalten waren. Dieser Feldzug mußte eine gewaltige Loch in die Staatsfinanzen von Cos und in die seines Verbündeten Tyros gerissen haben. Sicher, die Kosten konnte man wieder hereinholen, dafür war zum Beispiel das besiegte Ar gut geeignet.

Cos war es gelungen, Ar zu besiegen. Aber plötzlich wurde mir klar, daß seine Vorherrschaft damit nicht zwangsläufig gesichert war. Sollte Cos nun, da Ar hilflos und verletzlich und als militärische Macht ausgeschaltet war, irgendwann seine Macht verlieren, könnte ein neues barbarisches Zeitalter anbrechen, zumindest innerhalb der traditionellen Einflußsphäre Ars. Eine gesetzlose Barbarei, die nur hier und da von unbedeutenden Tyranneien gebrochen werden würde, von Inseln der Macht, wo bewaffnete Männer ihren Willen durchsetzten.

»Ich höre die Alarmstäbe nicht mehr«, sagte Marcus.
»Die Menge auch nicht.«

»Stimmt.«

Im Park des Zentralzylinders schien Stille eingekehrt zu sein, die nur von den Geräuschen der Arbeiter gebrochen wurde, die die Plattform abbauten. Es waren nur wenige Leute in der Nähe. Der Wind wehte winzige Banner aus buntem Papier über den Boden, die Banner von Ar und Cos.

Ich sah wieder zur Plattform hinüber. Dort oben hatte Talena barfuß gestanden.

»Sieh mal«, sagte ich dann und zeigte auf einige Holzbohlen, die man bereits aufgestapelt hatte.

Marcus zuckte mit den Schultern. »Und?«

»Die Bohlen, ihre Oberseite wunde geglättet«

»Und dem Glanz nach zu urteilen hat man Sie auch versiegelt.«

»Genau.«

»Zweifellos hat man sie für die Füße der edlen Talena vorbereitet.«

»Ja.«

»Eine ungewöhnliche Sorge für eine Büßerin.«

»Da hast du recht«, mußte ich ihm zugestehen.

»Aber wir wollten ja nicht, daß ihre kleinen Füße Schaden nehmen, oder?« fragte Marcus seine Sklavin.

»Nein, Herr«, antwortete Phoebe.

Obwohl Marcus' Worte ironisch gemeint waren, hatte Phoebe ihre Antwort völlig ernst gemeint, was auch richtig war. Sie konnte nicht einmal daran denken, sich in dieselbe Kategorie wie eine freie Frau einzureihen. Auf Gor trennt ein unüberbrückbarer und furchterregender Abgrund die freie Frau von einer Sklavin wie Phoebe.

»Es ist bedauerlich, daß sie gezwungen war, auf so demütigende Weise barfuß aufzutreten, nicht wahr?« fragte Marcus.

»Ja, Herr«, erwiderte Phoebe, »schließlich ist sie eine freie Frau.«

In der Tat hatte es Talena bestimmt eine große Überwindung gekostet, sich der Öffentlichkeit barfuß zu zeigen.

Phoebe ging natürlich barfuß. Das ist bei Sklavinnen so üblich.

Ich sah zu, wie das nächste Brett der Plattform auf dem Stapel landete. Dabei dachte ich darüber nach, wie wohl Talena auf einer anderen Art von Plattform aussähe, einer Auktionsplattform, nackt und in Ketten, wo Männer um sie feilschten.

»Laß uns eine Unterkunft suchen«, schlug Marcus vor.

Ich nickte. »Gehen wir.«

»Ich hatte das Glück, für den Dienst auf der Mauer ausgewählt zu werden«, sagte der junge Mann zu seinem gleichaltrigen Freund.

»Ich habe mich freiwillig dafür gemeldet.«

»Das ist das mindeste, was wir tun können.«

»So wird Ar Größe erlangen.«

»Nicht alle Werte sind materieller Natur.«

»Mit solchen Taten demonstrieren wir in aller Deutlichkeit unsere Friedensliebe.«

Marcus sagte: »Ich bin müde.«

»Daran sind die Wagen schuld«, erwiderte ich.

In vielen goreanischen Städten sind die Straßen, vor allem die Nebenstraßen und Gassen, zu schmal für Wagen. Träger und Handkarren liefern die Dinge des täglichen Bedarfs ins Haus. Um verstopften Straßen und dem Lärm vorzubeugen – und auch aus Gründen der Ästhetik, die die Goreaner sehr ernst nehmen –, sind einige Straßen für jeglichen Wagenverkehr gesperrt, während er wiederum auf anderen zu bestimmten Zeiten erlaubt ist, gewöhnlich in der Nacht oder in aller Frühe. Lebensmittellieferungen vom Land, soweit sie nicht von den Bauern auf dem Rücken getragen werden, erfolgen stets nachts und in aller Frühe. Das gleiche gilt auch für Waren, die die Stadt verlassen.

Wir spazierten durch den Metellanischen Bezirk und bogen dann nach Osten auf die Straße von Turia ab. Phoebe ging dicht hinter Marcus.

Einige Ahn vor Tagesanbruch war ein Konvoi an unserer Unterkunft im Metellanischen Bezirk im *insula* von Torbon in der Straße des Demetrios vorbeigerattert. Unser Zimmer hatte keine Fenster, aber ich war auf den Flur gegangen und hatte den Schlagladen, der zur Straße hinausblickte, ein Stück aufgestoßen. Unten

fuhrten Wagen vorbei, die von Jungen mit Laternen geführt wurden. Es waren viele. Die Straße des Demetrios verfügte wie die meisten goreanischen Straßen über keine Bürgersteige; eine beidseitige sanfte Neigung führte zur Abwasserrinne in der Straßenmitte. Die Jungen mit den Laternen, deren sanfter Schein sich hier und dort auf den Wänden abzeichnete, dienten einem wichtigen Zweck. Ohne eine derartige Beleuchtung kann man nur zu leicht eine Abzweigung verpassen oder mit der Radachse eine Häuserwand rammen. Nach einiger Zeit hatte sich Marcus zu mir gesellt. Die Wagen waren mit Segeltuchplanen verhüllt, die man festgezurrt hatte. Es war nicht der erste Konvoi, den wir in den vergangenen Wochen gesehen hatten.

»Und was transportieren sie?« hatte Marcus gefragt.

»Wer weiß das schon?« hatte meine Erwiderung gelautet, woraufhin er lachte.

Natürlich wußten wir im Grunde, was dort transportiert wurde. Das war nicht schwer zu erraten. Gewöhnliche Güter verlassen nicht in solcher Anzahl die Stadt. Zwar ist es nicht ungewöhnlich, daß derartige Transporter an Treffpunkten in Nähe der Stadttore zusammenkommen, Wagen verschiedenster Manufakturen und Handelshäuser, um dann als Konvoi zu reisen, aber in einem solchen Fall kommen die Wagen von verschiedenen Orten und bilden erst in der Nähe des Tors einen Konvoi, manchmal sogar erst außerhalb der Stadt, um die Straßen nicht zu blockieren. Für gewöhnlich wird die Zusammenstellung solcher Konvois auf den Anschlagtafeln verkündet, da diese Information für viele Leute wichtig ist, seien es Kaufleute, die ihre Waren verschicken wollen, Spediteure und Wächter, die Arbeit suchen, oder Menschen, die eine Passage buchen wollen. Reiche Kaufleute stellen auch selbst Konvois zusammen, gestatten aber, daß sich andere Wagen ihnen anschließen. In der Menge liegt Sicherheit, und je größer die Menge, desto größer die Sicher-

heit. Wagen, die sich einem Konvoi anschließen, müssen eine Gebühr entrichten, die hauptsächlich der Bezahlung der Wächter dient. Oder für anfallende Zölle, Trinkwasser, Tierfutter. Es gibt Unternehmer, die mit der Organisation und Ausstattung von Konvois ihren Lebensunterhalt verdienen.

Aber die Wagen, die unten auf der Straße vorbeifuhren, gehörten zu einer anderen Art von Konvoi.

Zum Beispiel hatte man den Konvoi nicht angekündigt. Vermutlich wußten viele Bürger nichts davon. Ein weiterer Hinweis war, daß die Wagen zusammengewürfelt wirkten. Es gab alle möglichen Modelle, sogar Ausflugswagen, die nur wenig Ähnlichkeit mit den stabiler gebauten Transportern hatten, die für den Überlandverkehr konstruiert waren, wo die Straßen kaum mehr als kaum ausgebauten, zufällige, steile, zerklüftete und trügerische Pfade darstellten. Einige gooreanische Stadtstaaten isolieren sich – vermutlich aus militärischen Erwägungen –, indem sie sich weigern, Gelder für gute Straßen zur Verfügung zu stellen. Im Frühling ist es dann wegen der Regenfälle fast unmöglich, eine solche Stadt überhaupt zu erreichen. Besnit ist eine solche Stadt.

Viele Wagen trugen keinerlei Markierungen, aber es gab unter ihnen auch solche, die der Welt ihre Besitzer verkündeten und für Weber, Bäcker, Handwerker oder Kerzenmacher warben; man hatte sie requirierte. Einen letzten Hinweis bot die Tatsache, daß diese Konvois zuviel Personal mit sich führten, insbesondere für die Stadt. Anstelle eines Fahrers und eines zusätzlichen Mannes, der als Beifahrer oder Ladehelfer diente, sowie eines Jungen, der innerhalb der Stadt durch die Dunkelheit führte, saßen auf jedem Wagen mindestens vier oder fünf ausgewachsene, bewaffnete Burschen, von denen für gewöhnlich zwei oder drei auf dem Kutschbock hockten, während die übrigen auf der Ladung oder dem Segeltuch saßen oder auf den Trittbret-

tern unterhalb der Hinterluke standen. Außerdem gingen ein paar an den Seiten nebenher.

»Ar blutet«, hatte Marcus gesagt.

Jetzt ging er hinter mir und fragte: »Wohin gehen wir?«

»Ich will sehen, was auf der Stadtmauer passiert«, erwiederte ich.

»Das gleiche wie beim letzten Mal.«

»Ich will sehen, welche Fortschritte sie machen.«

»Du willst doch bloß den Flötenmädchen zusehen.«

»Das auch«, gab ich zu.

Ein paar Ehn später hatten wir die Straße von Turia erreicht, eine der Hauptstraßen Ars. Sie wird von Turbäumen gesäumt.

»Welch schöne Straße!« rief Phoebe aus. Der Anblick, vor allem wenn er einen unerwartet trifft, ist eindrucksvoll.

Marcus drehte sich ruckartig um und starre sie an. Sie blieb wie angewurzelt stehen.

»Trägst du einen Kragen?«

»Ja, Herr.«

»Bist du eine Sklavin?«

»Ja, Herr.«

»Glaubst du, nur weil ich dich am Tag von Cos' Sieg nicht getötet habe, bin ich schwach?«

»Nein, Herr.«

»Vielleicht denkst du dann das nächste Mal nach, bevor du unaufgefordert sprichst!«

»Ja, Herr.«

Wir gingen weiter.

»Ist dir das Haar des jungen Burschen aufgefallen, an dem wir eben vorbeigingen?« fragte ich.

»Ja. Es war wie Myrons Haar geschnitten.«

»Genau.«

»Da sind die Anschlagtafeln.«

»Gibt es etwas Neues?« Ich zog es vor, daß Marcus die Bekanntmachungen entzifferte. Er konnte flüssig lesen.

»Eigentlich nicht«, sagte Marcus. »Das Übliche, Verlautbarungen von Beamten, Beschwörungen der Aufrichtigkeit sowohl von Cos wie von Ar, Erklärungen prominenter Bürger, wie sehr sie sich der unter Gnieus Lelius erfolgten Verbrechen Ars schämen.«

»Ich verstehe.« Seit dem Einzug Myrons in die Stadt und dem sich daraus ergebenden Triumph Lurius' von Jad, der einen Tag später in seinem Namen von dem Polemarkos unter Teilnahme von Seremides und Talena gefeiert worden war, waren etwa zwei Monate vergangen; dem folgte vor einigen Wochen die Thronbesteigung Talenas. Ihre Krönung zur Ubara mochte etwas weniger spektakulär als Myrons Einzug oder Lurius' Triumph gewesen sein, was ihr möglicherweise gar nicht gefallen hatte, aber ich hatte sie durchaus eindrucksvoll gefunden. Myron hatte ihr die Krone aus Turblättern aufgesetzt, allerdings im Namen des Volkes und des Rates von Ar. Seremides und die meisten Angehörigen des Hohen Rates waren ebenfalls anwesend gewesen. Lediglich gewisse Ratsmitglieder waren angeblich verhindert. Gerüchten zufolge standen sie unter Hausarrest.

Man hatte Talena ein Medaillon von Ar umgehängt, aber das traditionelle Medaillon, das Marlenus getragen und selten aus der Hand gegeben und vermutlich bei seinem Aufbruch aus der Stadt vor so langer Zeit mitgenommen hatte, blieb unauffindbar. Das gleiche galt für den Ring des Ubars, der allerdings sowieso viel zu groß für Talenas Finger gewesen wäre. Angeblich war der Ring schon vor Jahren aus Ar verschwunden. Es hatte sogar schon vor Marlenus' Verschwinden das Gerücht gegeben, er sei bei einem Jagdausflug in den Nordwäldern verlorengegangen.

Nach dem Medaillon überreichte man Talena den Heimstein von Ar, den sie in der linken Hand halten mußte, während ihr das Zepter, das Symbol ihres Amtes und der Macht, in die rechte gelegt wurde. Der

Krönung folgte die Verkündung, daß man fünf Feiertage anberaume. Bei Lurius' Triumph hatte es zehn Tage gegeben. Die Hauptberater der neuen Ubara waren Myron von Cos und Seremides, ehemals aus Tyros.

»Hier steht etwas«, sagte Marcus, »auch wenn ich es nicht für wichtig halte.«

»Was denn?«

»Dort ist ein Aufruf an alle Bürger und Stadträte Ars, demnach sie sich Gedanken darüber machen sollen, wie sie für ihre Komplizenschaft bei den Verbrechen ihrer Stadt Schadenersatz leisten können.«

»Reparationen?«

»Keine Ahnung.«

»Ich hätte gedacht, daß Ar schon beträchtlichen Schadenersatz geleistet hat.« Ich mußte sofort an die Konvois denken, die unter unserem Fenster vorbeigerattert waren.

»Sei vorsichtig mit deinen Reden«, murmelte ein Obsthändler, der neben mir stand.

»Wir sind schuldig«, sagte ein anderer Bürger.

»Genau.«

»Es ist nur richtig, daß wir bei unseren guten Freunden aus Cos und anderen, denen wir geschadet haben, Wiedergutmachung leisten.«

»Das ist wahr.«

Marcus und ich gingen weiter.

»Ar-Stations Heimstein wird nicht länger öffentlich zur Schau gestellt«, sagte Marcus düster.

»Das werden sie schon wieder tun.«

»Wie kommst du darauf?« fragte er.

»Ich habe meine Gründe«, erwiederte ich. »Warte einfach ab.«

Wir kamen an einem öffentlichen Gebäude vorbei, einem Gerichtsgebäude. »Die Wände scheinen auffallend leer zu sein«, meinte Marcus. Die Häuserwand war von kleinen Löchern übersät.

»Sicher sind dir schon vergleichbare Wände aufgefallen«, sagte ich. »Schmückende Marmorreliefs wurden entfernt. Wenn ich mich recht entsinne, feierte man hier Hesius, einen legendären Helden Ars.«

Marcus nickte. »Nach ihm wurde der Monat Hesius benannt.«

»Ich glaube schon.« Hesius ist in Ar der zweite Monat. Er folgt der ersten Passage-Hand. Wie in den meisten Städten der nördlichen Hemisphäre beginnt auch in Ar das neue Jahr mit der Frühlingstagundnachtgleiche.

»War es ein gutes Relief?« fragte Marcus.

»Obwohl ich kaum qualifiziert bin, solche Dinge zu beurteilen, fand ich sie sehr gelungen. Es war die Arbeit eines alten Meisters, Aurobion, obwohl es auch die Ansicht gab, sie stammten nur aus seiner Schule.«

»Ich habe von ihm gehört.«

»Einige Leute vertreten die Meinung, daß der größte Teil der Hauptfiguren von seiner Hand stammt, während die unwichtigeren Teile und die Nebenfiguren die Arbeit seiner Schüler sind.«

»Warum sollte man die Kunstwerke entfernen?«

»Sie haben antiquarischen und ästhetischen Wert«, sagte ich. »Ich schätze, sie sind mittlerweile auf dem Weg in ein Museum auf Cos.«

»Die Reliefs auf der Straße des Zentralzylinders sowie die am Zentralzylinder und am Justizzylinder selbst sind noch vorhanden.«

»Zumindest im Augenblick noch.« Das Haus, an dem wir gerade vorbeigekommen waren, schien ein außerordentlich altes Haus zu sein. Viele Bürger waren sich nicht einmal sicher, in welchem Jahr es erbaut worden war. Möglicherweise stammte es aus dem Ersten Ubarat von Titus Honorius. Viele Behörden, die ursprünglich in seinem Innern untergebracht waren, waren schon vor langer Zeit in den neuen Justizzylinder verlegt worden, der in der Nähe des Zentralzylinders stand.

ders lag. Übrigens gab es in diesem Bezirk, der zu den ältesten Bezirken der Stadt gehörte, viele sehr alte Häuser. Das galt vor allem für die öffentlichen Gebäude. Viele kleinere Gebäude, Läden, *insulae* und der gleichen mehr waren vergleichsweise neu.

Wir gingen weiter auf der Straße der Geschirre in östlicher Richtung.

»Hat dir die Vorstellung im Großen Theater gestern abend eigentlich gefallen?« fragte ich Marcus.

»Aber sicher«, sagte Marcus. »Das war genau das Richtige, um einen langen Abend totzuschlagen, bevor man dann in der Morgendämmerung von einem Konvoi aus dem Schlaf gerissen wird.«

»Ich glaubte, es könnte dir gefallen.«

Das Stück hatte den Titel ›Die Ehre von Cos‹ getragen, und Milo, trotz seines Sklavenstatus der berühmteste Schauspieler der Stadt, hatte die Rolle des Lurius von Jad gespielt. Die überdachte Bühne des Großen Theaters, das allgemein so genannt wurde, obwohl es sich eigentlich um das Theater von Pentilicus Tallux handelte, einem Arer Dichter des vorigen Jahrhunderts, der am berühmtesten für seine Gedichte in der schwierigen Trilesianischen Form sowie zweier einfühlsamer Dramen war, hatte eine Länge von hundert und eine Tiefe von etwa zwanzig Metern. Diese Bühne bot sich für große Aufführungen wie Zirkusvorstellungen und Feste an, allerdings wurde meistens nur die Mitte genutzt. Sie konnte leicht tausend Schauspieler aufnehmen. Ihre stabile Bauweise ermöglichte den Auftritt von Tharlarion, anderen Tieren und Wagen, wie sie am vergangenen Abend in den nachgestellten Schlachten, in denen Lurius durch sein persönliches Eingreifen und unter großem persönlichen Risiko immer wieder das Ruder herumgerissen hatte, sowie dem Triumphaufmarsch am Ende des Stücks gebraucht wurden.

»Hat dir das Stück gefallen?« fragte ich Phoebe.

»Ja, Herr.«

»Ich glaube, ich hörte dich aufstöhnen, als Milo die Bühne betrat«, sagte Marcus.

»Er bietet in seinem Kostüm eine stattliche Erscheinung, Herr.«

»Zweifellos«, sagte Marcus.

»Mein Herr ist doch wohl nicht eifersüchtig?« fragte Phoebe entzückt.

»Nein«, knurrte er.

»Ich glaube, sie haben elf freie Frauen entweder ohnmächtig oder hilflos aus dem Theater getragen«, sagte ich.

Marcus schüttelte den Kopf. »Es waren nicht mehr als eine oder zwei.«

»Nein, elf«, sagte ich.

»Mein Herr ist tausendmal schöner als Milo«, sagte Phoebe.

»Anscheinend willst du unbedingt die Peitsche spüren«, sagte er.

»Nein, Herr!«

»Bin ich wirklich so anziehend?« fragte er.

»Für mich schon, Herr«, sagte sie.

»Hm.« Darüber mußte Marcus nachdenken. Er war schon ein gutaussehender junger Bursche. Wenn auch nicht ganz so gutaussehend wie ich.

»Dort vorn liegt die Straße der Mauer«, sagte Marcus. Es ist die längste Straße Ars. Sie folgt der Innenseite der Stadtmauer. Das ist nicht nur für die Einwohner bequem, sondern versetzt Truppen in die Lage, schnell von einem Verteidigungspunkt zum anderen verlegt zu werden.

Ich hörte Flötenspiel.

»Halt!« befahl eine Stimme.

Marcus und ich blieben stehen; Phoebe kniete neben ihrem Herrn nieder.

»Ihr seid bewaffnet!« Der Mann trug die Uniform eines Arers, aber sein Akzent war eindeutig cosisch. Es

gab noch einheimische Stadtwächter, aber ihre Zahl war stark verringert worden, und man wies ihnen Aufgaben von niedriger Verantwortung zu. Und selbst dann standen sie unter dem Befehl cosischer Offiziere. Cosianer in arische Uniformen zu stecken erweckte den Eindruck, daß sie in gewissem Sinn so etwas wie einheimische Stadtwächter waren. Vielleicht fanden die Bürger dies ja irgendwie beruhigend oder zumindest weniger anstößig, als wenn die Männer wie Angehörige einer fremden Besetzungsarmee erschienen, die für alle sichtbar cosische Uniformen trugen. Natürlich konnte man nicht abstreiten, daß sich eine große Zahl regulärer Soldaten aus Cos in der Stadt aufhielt. Ganz zu schweigen von den Söldnern, die an ihren Armbinden und Schals zu erkennen waren. Myron hatte klugerweise die Zahl der Söldner beschränkt, die die Stadt zur gleichen Zeit betreten durften. Trotzdem war es zu einigen Zwischenfällen gekommen, wie zum Beispiel Sachbeschädigungen in einigen Tavernen und Vandalismus in Bädern und Büchereien. Außerdem waren ein paar Läden geplündert worden, auch wenn davon nichts auf den Anschlagtafeln zu lesen gewesen war. Die Streitkräfte Ars waren aufgelöst worden, und zwar vollständig. Man hatte nicht einmal die Grenzpatrouillen behalten. Tiere und Ausrüstung waren von Cos übernommen worden. Die meisten der dort Beschäftigten hatten die Stadt verlassen. Ich wußte nicht, was aus ihnen geworden war. Zweifellos würden sie Arbeit suchen und einige garantiert zu Straßenräubern werden.

Ich sagte: »Ja!«

»Seid ihr aus Ar?«

»Nein.«

»Wo arbeitet ihr?« fragte der Wächter.

»Ich suche Arbeit«, sagte ich.

»Ihr kommt also nicht aus Ar?«

»Nein.«

»Kannst du mit dieser Klinge umgehen?«

»Ganz passabel.«

»Für Leute wie euch könnte es eine Anstellung geben«, sagte der Mann. »Man braucht Männer.«

»Dürfen wir passieren?«

Er sah mich an. »Was wollt ihr überhaupt hier, wenn ihr keine Arer seid?«

»Uns die Fortschritte der Arbeit ansehen.«

Er lachte. »Und die Flötenmädchen!«

»Na klar«, sagte ich.

»Ihr dürft passieren.«

Wir gingen weiter. Das Tragen von Waffen war für die Bürger Ars nun genauso illegal wie allein schon der Besitz. Die Bevölkerung Ars wurde entwaffnet. Angeblich geschah dies zu ihrem eigenen Schutz. Das Befolgen des Entwaffnungsgesetzes wurde als sichtlicher Beweis des guten Willens der Arer angesehen, als Zeichen sowohl ihrer guten Absichten wie auch ihres eifrigen Friedenswillens. Außerdem wurden sie immer wieder darauf hingewiesen, daß Waffen unnötig geworden waren, jetzt, da man ihnen nach der Befreiung die Segnungen des Friedens gebracht hatte.

»Es ist nur eine Frage der Zeit, bis alle Waffen illegal sein werden«, sagte Marcus.

»Bis auf die wenigen Männer, die Waffen tragen dürfen.«

»Cosianer.«

»Und ihre Helpershelfer.«

»Dir ist nicht entgangen, daß er nach unserer Arbeit gefragt hat?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Bald wird es Vorschriften dafür geben, werden Papiere, Genehmigungen, Ostraka und dergleichen erforderlich sein.«

»Ich schätze schon.« Ich hatte so eine Ahnung, daß die Arbeit für die Cosianer in meine Pläne passen würde – und in Marcus' Pläne auch.

»Es wird schlimmer sein als unter Gnieus Lelius.«

»Ja.« Gnieus Lelius war vermutlich schon in Cos.

»Vielleicht kann ja Milo Ar retten.«

»Sei nicht bitter«, sagte ich. Mir hatte das Schauspiel, das Cos beziehungsweise – wie sich herausstellte – Lurius von Jad verherrlichte, recht gut gefallen. Die Aufführung war hervorragend gewesen, mit großartigen Kostümen und eindrucksvollen Darstellungen. Es ist fast unmöglich, bei tausend Schauspielern auf der Bühne nicht auf wenigstens die eine oder andere Weise beeindruckt zu sein. Außerdem mußte ich trotz einiger Zweifel zugeben, daß Milo tatsächlich ein gutaussehender Bursche war und seine Rolle gut gespielt hatte. Es besaß eine gewisse Ironie, Lurius von Jad, dem ich einmal begegnet war und der eine fette Kröte war, von einem göttergleichen Burschen wie Milo porträtiert zu sehen, aber das unterstrich die Absichten des Dramas nur; außerdem gestattet die künstlerische Freiheit solche gelegentlichen thespischen Vergehen.

»Ich glaube, das Stück hat fünf Ahn gedauert«, sagte Marcus.

»Wohl höchstens drei«, entgegnete ich. »Hat dir der Bursche gefallen, der den schurkischen Gnieus Lelius spielte?«

»Natürlich«, sagte Marcus. »Ich habe gar nicht gewußt, daß selbst ein so dummer Sleen so durchtrieben sein kann.« Er schwieg. »Aber Milo mag ich nicht.«

»Du bist nur sauer, weil er so hübsch ist.«

»Das Stück war schlecht.«

»Überhaupt nicht.«

»Eine Geldverschwendug.«

»Phoebe hat es gefallen.«

»Was weiß die schon?«

»Sie ist eine kluge, gebildete Frau.«

»Sie ist eine Sklavin.«

»Jetzt hör aber auf.« Die meisten Goreaner genießen es, kluge, gebildete Frauen zu besitzen. Es ist ange-

nehm, wenn sie einem zu Füßen liegen, während sie darum betteln, einem dienen zu dürfen, in dem Wissen, daß sie bestraft werden, wenn sie es nicht tun.

Der Eintritt hatte drei Kupfertarsk gekostet, und einer war für Phoebe gewesen. Die Uraufführung war von der Ubara Talena besucht worden. Es war mir nicht gelungen, für diese Vorstellung an Eintrittsstraka heranzukommen, da sie anscheinend beschränkt waren. Ich hatte in der Nähe des Theaters in der Menge herumgelungert, jedoch nur ihre Sänfte sehen können, die nicht von Sklaven, sondern von Bediensteten aus dem Zentralzylinder getragen wurde. Die Sänfte war von Wächtern umringt gewesen, die entweder aus Cos oder aus Ar kamen. Ich fand es schon bemerkenswert, daß die Ubara, die in der Stadt so beliebt war, so viele Wächter brauchte. Hinter der Sänfte ritten Seremides, einst der Hohe General von Ar, jetzt in Friedenszeiten der Erste Minister ihrer Majestät der Ubara, und Myron, der Polemarkos von Temos. Seremides hatte als Hauptmann natürlich das Kommando über die Palastgarde, die Taurentianer, behalten. Sie hatten eine Stärke von etwa zweitausendfünfhundert Mann. Ich hatte Talena beim Verlassen der Sänfte nicht sehen können, da dies im Innenhof des Theaters geschehen war, der von der Straße aus nicht einzusehen war. Ich hatte nur gehört, daß sie jetzt cosische Tracht trug, mich selbst aber noch nicht davon überzeugen können.

Die Flötenmusik war nun deutlich zu hören.

»Sieh nur!« sagte ich überrascht.

Ich hatte nicht gewußt, daß seit meinem letzten Besuch in der Gegend soviel geschehen war. Ein paar schnelle Schritte brachten mich zur Straße der Mauer.

In der Stadtmauer klaffte eine riesige, mehr als vierhundert Meter breite Bresche. Die untere Kante der Bresche lag in einer Höhe von etwa vierzig oder fünfzig Metern. Ihre Ränder erreichten noch die ursprüng-

liche Höhe der Stadtmauer, die in dieser Gegend hundertzwanzig Meter überhalb des Straßenniveaus lag. An der Bresche wimmelte es nur so von Menschen. Ein Stein nach dem anderen wurde zur Außenseite geworfen. Wie ich gehört hatte, lud man sie auf Wagen und transportierte sie ab. Auf der Mauer standen nicht nur Männer und junge Burschen, sondern auch Frauen und Mädchen.

Ich blieb mit dem Rücken zur Straße der Geschirre stehen. Marcus hatte mich einen Augenblick später eingeholt, Phoebe blieb links hinter ihm. Bei einem rechtshändigen Herrn hält sich die Sklavin immer auf der linken Seite auf, damit sie seine Waffenhand nicht behindert.

Ich sagte: »Seit unserem letzten Besuch haben sie große Fortschritte gemacht.«

»Das sind Tausende von Arbeitern, die hier und anderswo an der Stadtmauer arbeiten.«

Dies war natürlich nicht die einzige Lücke in der Mauer, nur die, die unserer Unterkunft am nächsten lag. Hier schufteten mindestens ein paar hundert Menschen. Auf der der Stadt abgewandten Seite gäbe es natürlich noch mehr, die die Steine aufluden und fortschafften.

Die Mauern von Ar waren zu einem Steinbruch geworden.

Das würde in verschiedenen Städten negative Auswirkungen auf den Steinmarkt haben, vermutlich bis nach Venna, davon war ich überzeugt. Solche Steine konnte man für alles mögliche benutzen, obwohl die meisten natürlich verbaut wurden. Mit Sicherheit würden Gefangene und Sklaven weitab von der Stadt auch viele zu Kies zerschlagen.

Zur Zeit gab es neunzehn solcher Breschen in der Stadtmauer. Sie vermehrten nicht nur mögliche Angriffspunkte, ihre Auswahl war auch nicht nach dem Zufallsprinzip erfolgt. Man hatte sie nach den günstig-

sten taktischen Gesichtspunkten für einen Angriff ausgesucht; sie waren so verteilt worden, daß sich jede Verteidigungsstreitmacht weit zerstreuen mußte. Das Endziel bestand darin, die Lücken zu vermehren und letztlich zusammenzuführen, bis die Mauern von Ar bis zum Boden niedgerissen waren.

»Obwohl ich Ar hasse«, sagte Marcus, »erfüllt mich dieser Anblick mit Trauer.«

»Du haßt nicht Ar, sondern diejenigen, die Ar und Ar-Station verraten haben.«

»Ich verabscheue Ar und seine Bürger.«

»Wie du meinst.«

Wir sahen der Arbeit weiter zu.

Hier und dort gab es in Seide gekleidete Flötenspielerinnen, die manchmal mit untergeschlagenen Beinen ober- oder auch unterhalb der Arbeiter auf flachen Steinen saßen oder zwischen ihnen umherstreiften. Einige von ihnen standen auch unten auf der Straße.

»Die Flötenspielerinnen scheinen recht hübsch zu sein«, meinte Marcus.

»Sieht so aus.« Wir standen ein ziemlich Stück weit von ihnen entfernt.

»Das ist wohl einer von Lurius' Witzen, daß die Mauern von Ar mit Flötenspiel niedgerissen werden.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte ich.

»Welch unglaubliche Beleidigung.«

»Ja.«

»Dir ist sicher nicht entgangen, daß viele der Mädchen dort mit untergeschlagenen Beinen sitzen.«

»Nein«, sagte ich.

»Man sollte sie auspeitschen.«

Ich nickte nur. Auf Gor sitzen nur Männer mit untergeschlagenen Beinen, niemals Frauen. Die goreanische Frau kniet, ob frei oder versklavt, ob von hoher oder niedriger Kaste. Eine derartige Pose von Seiten einer Frau, mit der sie den Mann nachäfft, ist eine un-

geheuerliche Provokation. Daß mehrere der Flötenmädchen mit untergeschlagenen Beinen dort saßen, war zweifellos eine weitere Beleidigung der Bürger Ars.

»Warum bestrafen die Männer sie nicht?« fragte Marcus.

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht trauen sie sich nicht.«

»Ich glaube eher, es hat etwas mit den neuen Einsichten zu tun.«

»Was willst du damit sagen?«

»Offiziell soll das Spiel der Flötenmädchen die Arbeit angenehmer machen.«

Marcus schnaubte. »Wer glaubt denn so etwas?«

»Viele tun jedenfalls so oder haben es sogar geschafft, sich selbst davon zu überzeugen.«

»Und was ist mit der Provokation?« fragte Marcus.

»Diese Beleidigung versteht doch wohl jeder.«

»Angeblich ist die Zeit der Freiheit angebrochen«, sagte ich. »Warum also sollte ein anständiger Bürger Ars etwas dagegen haben, wenn ein Flötenmädchen so dasitzt? Ist nicht jedem alles erlaubt?«

»Nein«, sagte Marcus. »Freiheit ist etwas für die Freien. Die anderen muß man auf ihrem Platz halten, und zwar auf angemessene Weise. Eine Gesellschaft ist auf Ordnung und die Teilung der Macht angewiesen, jedes Element stabilisiert sie in harmonischer Beziehung mit allen anderen.«

»Du glaubst also nicht, daß jedermann gleich ist oder es zumindest sein sollte, trotz aller gegenteiliger Beweise, und daß eine Gesellschaft am besten in der Form eines ständigen, ungeordneten Konflikts gedeiht?«

Marcus starrte mich ungläubig an.

»Nein«, sagte ich, »ich sehe, daß du das nicht glaubst.«

»Glaubst du das denn?«

»Nein«, antwortete ich. »Nicht mehr.«

Wir wandten unsere Aufmerksamkeit wieder der Mauer zu.

»Sie arbeiten fröhlich und entschlossen«, sagte Marcus angewidert.

»Angeblich sind sogar Mitglieder des Hohen Rates als Geste zur Mauer gekommen, haben einen Stein herausgelöst und ihn in die Tiefe geworfen.«

»So demonstrieren sie ihre Treue dem Staat gegenüber.«

Ich nickte.

»Dem Staat von Cos«, sagte er erbost.

»Andererseits arbeiten viele junge Leute aus hohen Kasten Seite an Seite mit Angehörigen niedriger Kästen.«

»Hat man sie einberufen?« fragte Marcus.

»Nicht die höheren Kästen.«

»Sie haben sich freiwillig gemeldet?«

»Wie viele der anderen auch.«

»Das ist unglaublich.«

»Die Jugend ist idealistisch«, gab ich zu bedenken. ›

›Idealistisch?«

»Ja«, sagte ich. »Man sagt ihnen, dies sei eine rechtschaffene und edle Arbeit, eine Möglichkeit zur Wiedergutmachung, um für die Fehler ihrer Stadt zu büßen, daß es im Sinne des Friedens und der Brüderlichkeit geschehe.«

»Sich den Klingen von Fremden preiszugeben?«

»Vielleicht wird Cos sie beschützen«, sagte ich.

»Und wer beschützt sie vor Cos?«

»Wer braucht schon Schutz vor seinen Freunden?«

»Sie haben Ar-Station nicht miterlebt«, sagte er. »Sie haben das Delta nicht miterlebt.«

»Diejenigen, die nur wenig von der Welt gesehen haben, sind stets am empfänglichsten für Idealismus.«

»Sie sind Narren«, sagte Marcus.

»Nicht alle jungen Männer sind Narren.«

Er sah mich an.

»Du bist selbst noch sehr jung.«

»Jeder, der nicht begreift, welch ein Wahnsinn es ist, seinen Schutz niederzureißen, ist ein Narr«, sagte Marcus. »Und es ist einerlei, ob es ein junger oder ein alter Narr ist.«

»Manch einer ist eben bereit, etwas derartiges als Beweis seines guten Willens oder seiner Ehrlichkeit zu tun«, sagte ich.

»Unglaublich.«

Ich hob die Hand. »Sieh mal da, die Kinder.« Am Fuß der Bresche spielten ein paar Kinder. Sie hatten einen kleinen Steinhügel aufgeschichtet und stießen ihn nun hinunter.

Vier Männer rollten einen schweren Stein zur Außenseite. Ein Flötenmädchen parodierte oder begleitete ihre Bemühungen auf der Flöte, das Instrument schien sich mit ihnen anzustrengen, und als sie den Stein in die Tiefe stießen, spielte sie eine schrille, absteigende Tonfolge, wirbelte herum und tanzte davon. Die Männer lachten.

»Ich habe genug gesehen«, sagte Marcus angeekelt.
»Laß uns gehen.«

Talena, die Ubara von Ar, sagte: »Sie ist auserwählt.«

Die Frau stieß einen klagenden Schrei aus.

Aus der Menge, die sich um die auf dem Platz des Tarns errichtete Plattform versammelt hatte, ertönten Jubel und Applaus.

Der Wächter, der die Frau nun am Oberarm hielt, führte sie zu der Stelle, neben der eine ziemlich schmale zusätzliche Rampe angebracht war; dort mußte sie niederknien und wurde in Ketten gelegt. Die kleine Rampe führte auf der linken Seite der Plattform nach unten. Ich stand direkt an ihrem Fuß.

Talena saß umgeben von Dienern, Beratern, Wächtern und Schreibern auf einem Podest. Auf der anderen Seite der Plattform gab es eine zweite Rampe, auf der die in Büßergewänder gekleideten Frauen barfuß nach oben gingen.

Die Handschellen schlossen sich um die Gelenke der knienden Frau. Man hörte deutlich das entschiedene Zuschnappen der Eisenreifen, zuerst der eine, dann der andere. Die Frau hob sie und starre sie ungläubig an.

»Hast du noch niemals eine Kette getragen?« rief ein Mann.

Die Frau schluchzte plötzlich auf und versuchte mit aller Gewalt, das Eisen über das Handgelenk zu schieben. Dann hob sie es erneut in die Höhe und starre es wieder ungläubig an.

»Ja, das sind deine Ketten«, lachte ein Zuschauer. »Die kannst du nicht abstreifen.«

»Die sind nicht dazu gemacht, daß sie deinesgleichen wieder abnimmt!« rief ein anderer Mann.

Lautes Gelächter ertönte.

Die Frau schluchzte.

»Hör auf zu heulen, Frau!« rief der Zuschauer. »Du solltest dich freuen, daß du für wert befunden wurdest, durch diese Auswahl geehrt zu werden.«

Die Frau wurde von einem Hilfswächter, der eine Armbinde als Zeichen seines Amtes trug, die Rampe hinuntergeführt, während der erste Wächter, der eine Uniform trug, zur Gruppe zurückkehrte. Unten angelangt, mußte sie vor mir niederknien.

»Handgelenke«, sagte ich. Sie hob die zusammengeketteten Hände. Ich zog sie an der sich dazwischen spannenden Verbindungskette näher zu mir heran und hakte sie mit dem Bolzen des vorhängeschloßähnlichen Verbindungsringes in ein Glied der, Zugkette ein. Er würde sie an einer bestimmten Stelle der Kette halten. Ich ließ den Verschluß des Verbindungsringes zuschnappen. Sie blickte zu mir hoch, nun mit der Sklavinnenkette verbunden.

»Auf die Füße, beweg dich«, sagte einer der Hilfswächter.

Sie stand auf und ging zu der ersten Linie, die in die Steinplatten des Platzes eingeritzt worden war. Es gab einhundert solcher Linien, von denen jede etwa anderthalb Meter von der anderen entfernt war. Sie zeigten den Frauen, wo sie sich aufzustellen hatten. Als die neue Gefangene vortrat, rückten auch ihre Vorgängerinnen ein Stück auf. Jenseits der hundert Plätze beschrieb die Sklavinnenkette eine Kurve und führte wieder zurück, wo sie dann erneut eine Kehrtwende beschrieb und wieder nach vorn führte; auf diese Weise blieben alle Gefangenen zusammen, mehrere Reihen, die in verschiedene Richtungen sahen und alle in der Nähe der Plattform blieben.

»Es ärgert mich, daß sich diese Frauen beschweren«, sagte ein Mann. »Es ist doch nun wirklich keine schwere Pflicht, die man ihnen abverlangt. Betrachtet man einmal die Schuld, die Ar auf sich geladen hat, seine Mittäterschaft bei Gnieus Lelius' teuflischen Plä-

nen, ist es für eine weibliche Bürgerin eine ehrenvolle Tat, sich für die Reparationszahlung anzubieten.«

»Es werden sowieso schon viel zu wenige auserwählt«, warf der Mann ein.

»Ganz genau«, bestätigte ein anderer Bürger, ein Kaufmann. »Sollen denn nur wir Männer die ganze Last tragen? Was ist mit dem Arbeitsdienst?«

»Und den Steuern und den zusätzlichen Veranschlagungen?« ergänzte der erste Sprecher.

»Sie sind Bürgerinnen Ars«, sagte der Kaufmann. »Es ist nur gerecht, daß auch sie den Preis für unsere Untaten zahlen.«

»Und *ihre* Untertanen.«

»Eben. Sie haben Ratsmitglieder und die Wahlmänner unterstützt, die die Ratsmitglieder wählen«, erklärte der Kaufmann.

»Seht euch doch nur die edle Talena an«, sagte ein Tagelöhner. »Wie tapfer sie ihre Pflicht erfüllt.«

Der Kaufmann nickte. »Wie schwer muß ihr das fallen.«

»Man sollte nicht vergessen, daß auch sie in aller Öffentlichkeit barfuß im Büßergewand aufgetreten ist, bereit, sich selbst anzubieten, um Ar zu retten.«

Hilfswächter tragen keinen Helm. Ich hatte darum meinen Kopf und den unteren Teil des Gesichts in der Art der Männer der Tahari mit einem Tuch verhüllt. Das paßte gut zu der kunterbunten Kleidung der anderen Hilfswächter, die außer der Tatsache, daß sie nicht aus Ar kamen, im allgemeinen nur wenig gemein hatten. Die regulären Wächter standen wie bereits erwähnt unter dem Kommando von Cosianern, oft handelte es sich auch um Cosianer in Arer Uniformen. Cos hatte viele Söldner aus seinen Diensten entlassen oder sie zu den Einheiten der Hilfswächter verlegt. Den Großteil aller heiklen Tätigkeiten, Aufgaben, die möglicherweise Groll hervorriefen, unter Umständen sogar Widerstand erregten, überließ man den Hilfswächtern.

Falls nötig, konnte man sich von ihren Handlungen distanzieren oder einige ihrer Einheiten als öffentliche Geste der Beschwichtigung auflösen. Schließlich sind solche Einheiten immer schwer zu kontrollieren.

In dieser Vorgehensweise sah ich einen weiteren Beweis dafür, daß Myron oder seine Berater sich an den Prinzipien und Praktiken Dietrichs von Tarnburg orientierten. Ein ähnliches Manöver, das Dietrich jedoch niemals anwandte – jedenfalls nicht meines Wissens nach –, besteht darin, solche Streitkräfte aus dem Abschaum der betreffenden Stadt zu rekrutieren, sich ihre Abneigung und ihren Haß auf die erfolgreicheren Teile der Bürgerschaft zunutze zu machen, um eine eitle, mißtrauische und gnadenlose Truppe zu schaffen. Diese Truppe kann man später wieder zur Freude der anderen Bürger auflösen oder sogar vernichten, die dann ihre Eroberer als ihre Beschützer ansehen werden, ohne zu begreifen, daß die weniger Glücklichen ihrer Gemeinschaft zuerst benutzt und dann geopfert wurden.

»Nein«, sagte Talena. »Die nicht.«

Oben auf der Plattform vor dem Podest legte ein Wächter der Frau, die vor Talena stand, das Büßergewand wieder um die Schultern. Er tat es voller Ehrerbietung. Die Frau zitterte. Ein anderer Wächter führte sie schnell zum hinteren Teil der Plattform und dort die breite Rampe hinunter. Sie würde nach Hause zurückkehren.

»Talena, nein!« rief ein Mann aus der Menge.

Talena drehte hoheitsvoll den Kopf in seine Richtung.

»Sei still«, zischte ihm sein Nachbar zu.

»Heil Talena!« rief ein Mann, der unmittelbar hinter ihm stand. Sofort stimmten andere in den Ruf ein.

Die Ubara wandte ihre Aufmerksamkeit wieder ihren Pflichten zu. Auf eine Geste hin führte ein Wächter die nächste Frau in einem weißen Gewand heran;

sie ließ die lange Reihe hinter sich, die sich über die Plattform und die kleine Seitenrampe hinunter bis zur anderen Platzseite erstreckte, wo sie dann in der Straße des Tores verschwand. Von meinem Standpunkt aus konnte ich ihr Ende nicht sehen.

»Lady Tuta Thassolonia«, las ein Schriftgelehrter vor.

Lady Tuta ließ ihr Gewand von den Schultern gleiten und stellte sich vor ihre Ubara. Dann kniete sie nieder.

Männer stöhnten auf.

Sie ließ sich auf die Fersen sinken, spreizte die Beine, drückte das Kreuz durch, nahm das Kinn hoch und legte die Handflächen auf die Oberschenkel.

»Es sieht so aus, als seist du eine Sklavin«, sagte Talena.

»Ich bin schon immer eine Sklavin gewesen, Herrin«, sagte Lady Tuta.

Talena wandte sich an einen ihrer Ratgeber, und sie sprachen leise miteinander.

»Mein Kind, bist du eine legale Sklavin?« fragte einer der Ratgeber, ein Rechtsgelehrter.

»Nein, Herr.«

»Dann bist du legal gesehen eine freie Frau?«

»Ja, Herr.«

»Dann hat ja alles seine Ordnung«, sagte der Rechtsgelehrte zu Talena.

»Du gehörst zu den Auserwählten«, sagte die Ubara großmütig.

»Danke, Herrin«, sagte die Frau.

Die Menge begrüßte die Entscheidung der Ubara mit Jubel. Ein anderer der Berater, der Kleidung nach ein Cosianer, wandte sich an Talena und sprach zu ihr, wobei er den Mund mit der Hand bedeckte. Talena nickte, und er wandte sich an die Frau auf den Knien.

»Steh auf«, sagte er freundlich, »und sprich uns nicht als Herr und Herrin an.«

Tuta stand auf.

»Möchtest du, bevor du dich zu deinen Schwestern dort unten in der Kette gesellst, uns als freie Frau etwas sagen?«

»Heil, Talena!« rief sie. »Ruhm und Ehre für Talena!«

Der Ruf wurde von Hunderten Kehlen aufgenommen. Dann nahm man Tuta beiseite, um ihr die Handschellen anzulegen und sie zu den anderen zu bringen.

Ich reihte sie in die Sklavinnenkette ein, genau wie die nächste und die übernächste Frau.

»Sie nicht«, sagte Talena zu der Frau, die vor ihr entblößt wurde. Wie bereits erwähnt standen mehrere Schriftgelehrte auf dem Podest. Listen wurden geführt und eingesehen. Auf einer Liste standen die Namen der Frauen in der Reihenfolge, in der sie die Plattform betraten. Von dieser Liste verkündete der Schriftgelehrte die Namen. Auf einer weiteren Liste wurden Talena s Urteile niedergeschrieben. Die wichtigsten Listen schienen jedoch die zu sein, die man stets zu Rate zog, während die diversen Namen aufgerufen wurden. Es gab mindestens fünf solcher Listen. Drei davon sind es wert, erwähnt zu werden. Eine hielt ein Mitglied des Hohen Rates in der Hand. Eine weitere hielt ein cosischer Berater. Die letzte war im Besitz von einem von Talenas Dienern, der neben ihr stand.

Plötzlich kam es in der Nähe der hinteren Rampe zu einem Handgemenge; ein Wächter packte eine Frau, die sich plötzlich umgedreht und zu fliehen versucht hatte.

»Bringt sie her!« befahl Talena.

Der Wächter, der die Frau von hinten an den Oberarmen hielt, hob sie einfach hoch und trug sie zum Podest. Die zierlichen nackten Füße der Frau schwebten zehn Zentimeter über dem Holzboden.

»Zieh sie aus!« befahl Talena.

Der Wächter gehorchte, und die Frau wurde vor der Ubara von Ar auf die Knie gestoßen.

»Gnade, meine Ubara!« rief die Frau und streckte Talena die gefalteten Hände entgegen.

»Wie heißt du, Kind?«

»Fulvia!« schluchzte die Frau. »Fulvia, eine Lady aus Ar!«

»Wir sind alle Ladies aus Ar«, sagte Talena sanft.

»Gnade, Ubara!« schluchzte Fulvia und hob die Hände. »Verschone uns! Verschone deine Schwestern aus Ar!«

»Aber mein Kind!« rief Talena. »Wir sind alle schuldig. Wir alle sind in die Untaten des berüchtigten Gnieus Lelius verstrickt. Warum haben wir uns ihm nicht entschieden entgegengestellt? Warum haben wir seine abscheulichen Pläne in die Tat umgesetzt?«

»Du hast dich ihm entgegengestellt, geliebte Ubara!« rief ein Mann. »Du hast versucht, uns zu warnen! Du hast getan, was du tun konntest! Wir wollten nicht auf dich hören! Wir sind schuldig, nicht du!«

Andere stimmten in den Aufschrei ein. Es gab viele, die lautstark gegen Talenas scheinbare Bereitschaft protestierten, die Schuld Ars zuzugeben und zu teilen.

»Nein!« rief Talena. »Ich hätte handeln müssen! Statt Zeugin der Schande Ars zu werden, hätte ich mir einen Dolch in die Brust stoßen sollen!«

»Nein! Nein!« rief die Menge.

»Es wäre eine winzige, wenn auch vergebliche symbolische Geste gewesen«, rief sie, »aber ich habe es nicht getan! Also bin auch ich schuldig!«

Lautstarker Protest ertönte. Ich sah einige Männer weinen.

»Du hast das Leben gewählt, um für Ars Rettung zu arbeiten!« rief jemand.

»Wir schulden dir alles, geliebte Ubara!«

»Und jetzt«, sagte Talena, »trotz allem, trotz der ungeheuerlichsten Provokationen, hat unser Bruder Lurius von Jad, der Ubar von Cos, unsere Stadt verschont! Der Heimstein ist sicher! Der Zentralzylinder

steht! Wie sollen wir unseren cosischen Brüdern dies vergelten? Welches Geschenk wäre angemessen, um ihm für unseren Heimstein, unser Leben und unsere Ehre zu danken? Welches Opfer wäre groß genug, um unseren Dank auszudrücken?«

»Kein Geschenk wäre kostbar genug!«

»Kein Opfer wäre groß genug!«

»Und jetzt, mein Kind«, sagte Talena zu Lady Fulvia, »verstehst du nun, warum man dich gebeten hat, heute herzukommen?«

Lady Fulvia brachte anscheinend keinen Ton heraus. Sie sah ihre Ubara nur ängstlich an.

»Sicherlich bedauerst du die Verbrechen Ars«, sagte Talena. »Warum wärst du sonst als Büßerin herkommen?«

Lady Fulvia senkte den Kopf.

Man hatte den Frauen natürlich befohlen, hier zu erscheinen. Das heißt, eigentlich hatte man ihnen befohlen, sich am vergangenen Nachmittag im Großen Theater zu melden, wo man sie zu ihrer Überraschung in Käfigwagen gesperrt und zu der mehr als einen Passang entfernten Arena der Klingen geschafft hatte. Unter dem Zuschauerrund gab es zahllose Zellen, in die man wilde Bestien, gefährliche Männer und Kriminelle einsperzte. Die Frauen waren überprüft und gezählt worden, dann hatte man sie über Nacht eingesperrt. Vorher aber erhielten sie die Büßergewänder, damit sie sie über Nacht tragen konnten. Am Morgen hatte man sie dann an einen Sammelplatz in der Nähe der Straße des Tores gebracht. Einige Frauen, die es versäumt hatten, im Großen Theater zu erscheinen, waren später am Abend von sowohl regulären als auch Hilfswächtern abgeholt und in die Tarnarena gebracht worden. Ich selbst hatte zusammen mit ein paar anderen Hilfswächtern zwei dieser Frauen geholt. Eine hatten wir wie eine rebellische Sklavin fesseln müssen; Sklavinnen sind nur selten mehr als einmal rebellisch.

»Du willst doch bestimmt alles in deiner Macht Stehende tun, um die Verbrechen Ars zu sühnen?« fragte Talena die kniende Frau.

Fulvia schwieg.

»Bist du nicht begierig, für die Verbrechen Ars zu sühnen?« fragte die Ubara freundlich.

Lady Fulvia schwieg noch immer.

»Willst du nicht mit deiner ganzen Kraft alles tun, um diese Dinge wiedergutzumachen?«

Schweigen.

»Rede, du Schlampe!« rief ein Mann wütend.

»Bitte!« sagte Talena laut und hielt die Hand hoch. »Laßt ab, edle Bürger! Ihr sprechst von einer freien Frau aus Ar!«

»Ja, meine Ubara!« sagte Lady Fulvia.

»Du willst doch nicht selbstsüchtig sein, oder?« fragte die Ubara.

»Nein, Ubara«, schluchzte Fulvia.

»Und ist dieses Opfer, das wir von dir verlangen, im Namen der Stadt und ihres Heimsteins, viel größer als das, das ich zu leisten bereit war?«

»Nein, meine Ubara!« jammerte Fulvia.

Talena bedeutete mit einer kleinen, zögernden, fast schon tragischen Geste, daß man Lady Fulvia wegbringe.

»Die nächste!« rief der Schriftgelehrte.

Die Prozedur ging weiter. Nach einiger Zeit lehnte Talena immer häufiger Frauen ab. Mir kam der Verdacht, daß die Tagesquote erfüllt war.

Schließlich trat eine schlanke Frau anmutig vor die Ubara.

»Claudia Tentia Hinrabia, Lady von Ar«, las der Schriftgelehrte vor.

Eine erwartungsvolle Spannung erfaßte die Zuschauer. Die Männer drängten näher an die Plattform heran. »Claudia die Hinrabianerin«, sagte ein Mann.

Ich trat selbst näher. Claudia Tentia Hinrabia war die

Tochter eines früheren Administrators von Ar, Minus Tentius Hinrabius. Cernus hatte sie bei seinen dunklen Spielen als Schachfigur benutzt, um das Haus Portus – seinen größten wirtschaftlichen Rivalen – zu stürzen. Später hatten ihn seine Intrigen sogar bis auf den Thron von Ar gebracht, auf dem er sich bis zu seinem Sturz durch Marlenus gehalten hatte. Zur Zeit seines Sturzes war Claudia Sklavin in seinem Haushalt gewesen. Nach der Rückkehr auf den Thron hatte Marlenus sie befreit und sogar dafür gesorgt, daß der Staat ihren Lebensunterhalt bestritt. Sie hatte mehrere Jahre lang im Zentralzylinder gewohnt. Sie war die Letzte der Familie der Hinrabianer.

Mit einem Kopfschütteln befreite Claudia ihr Haar von der Kapuze. Sie hatte langes schwarzes Haar, lockig und wunderschön. Es strömte ihr über den Rücken. Genau wie ich es in Erinnerung hatte von unserer ersten Begegnung im Hause des Cernus. Durch das Zurückschlagen der Kapuze hatte sie auch das Gesicht entblößt. Wie die anderen Frauen war auch sie nicht zusätzlich verschleiert. Ich konnte mich noch gut an die dunklen Augen der Hinrabianerin und an die hohen Wangenknochen erinnern.

Anmutig streifte sie das Büßergewand ab und ließ es hinter sich zu Boden fallen.

Mehrere Männer ließen ein bewunderndes Raunen vernehmen.

Claudia war schlank und wunderschön. Sie stand gerade aufgerichtet vor der Ubara, wie es schien voller Trotz.

»Seht sie euch an«, sagte ein Mann zu seinen Freunden.

Claudia lächelte. Sie wußte, daß sie eine ungewöhnliche Schönheit darstellte, selbst auf einer Welt, in der Schönheit kein seltenes Gut war.

Talena schien ärgerlich zu sein.

Dabei war ich sicher, daß sie, hätte man sie ausgezo-

gen und neben die Hinrabianerin gestellt, den Vergleich nicht hätte fürchten müssen.

Claudia sah zu Talena auf dem Podest hoch.

»Du wirst mich auswählen«, sagte sie.

»Vielleicht, wenn ich dich brauchbar finde«, erwiderete Talena voller Wut.

»Du hast lange auf diesen Tag gewartet«, sagte Claudia, »du hast darauf gewartet, mich, die Tochter von Minus Tentius Hinrabius, deine Rivalin, in deine Gewalt zu bekommen!«

»Ich bin die Tochter des Marlenus von Ar!« sagte Talena.

»Das bist du nicht!« rief Claudia. »Du wurdest verstoßen. Du hast ein ebenso großes Anrecht auf den Thron von Ar wie ein hübsches kleines Urtweibchen!«

»Verrat!« riefen einige der Männer. »Verrat!«

»Dein Vater hat Männer in die Voltai geschickt, um Marlenus zu finden und zu töten!« rief Talena.

»Ich bestreite nicht, daß mein Vater Marlenus' Feind war«, sagte Claudia. »Das ist allseits bekannt, und zu dieser Zeit waren viele Männer in Ar sein Feind!«

»Cernus!« rief Talena.

»Ja«, sagte Claudia.

»Dessen Sklavin du warst!« sagte Talena verächtlich.

»Urtweibchen!« rief Claudia.

»Dreh dich langsam einmal um die eigene Achse!« befahl die Ubara.

Männer keuchten auf.

Ärgerlich gehorchte Claudia. Dann stand sie Talena wieder gegenüber. »Ich bekleidete im Zentralzylinder eine höhere Stellung als du«, sagte sie. »Ich war die Tochter eines ehemaligen Administrators von Ar! Du warst ein Nichts, eine enterbte Schande, aus dem Norden gerettet. Sie haben dich in einem Laken zurückgebracht, du besaßest nicht einmal ein Tarskstück. Warst entehrt. Du nanntest nicht einmal mehr die Bürgerschaft dein eigen! Nur weil du einst Marlenus' Tochter

warst, erlaubte man dir, im Zentralzylinder zu leben. Aber man hielt dich dort verborgen, von den anderen getrennt, damit du nicht noch mehr Schande über Marlenus und die Stadt bringen konntest. Vergleich dich nicht mit mir. Du bist ein Nichts! Ich bin die Tochter des Minus Tentius Hinrabius!«

»Hör nicht auf sie, geliebte Talena!« rief ein Mann.

»Du bist ein Emporkömmling«, sagte Claudia. »Du bist eine Marionette der Cosianer!«

»Ich bin deine Ubara!« schrie Talena.

»Du bist eine cosische Marionette!«

»Verrat!« riefen Männer.

»Du trägst sogar cosische Tracht!« rief Claudia.

»Auf diese Weise können wir unseren Respekt für Cos bekunden, unsere Dankbarkeit ihnen gegenüber, unsere Freundschaft«, sagte Talena.

»Tanze an ihren Fäden, Marionette!« schrie Claudia.

»Vielleicht wirst du es sein, die tanzt«, brüllte Talena sie an, »und zwar als Sklavin vor meinen Offizieren!«

»Und das täte ich aufregender als du«, sagte Claudia.

Das bezweifelte ich.

»Sklavin! Sklavin!« rief Talena.

»Marlenus von Ar befreite mich aus der Sklaverei!« sagte Claudia.

»Ich bin nicht Marlenus!« rief Talena.

»Er hat mich mit Ehre behandelt«, sagte sie, »und mich unterstützt.«

»Ich bin nicht er«, sagte Talena.

»Genausowenig wie du, enterbt und entehrt, noch seine Tochter bist!« erwiderte Claudia.

»Verrat!«

Talena wandte sich an die Menge. »Sollten die Kaste dieser Frau, ihre hohe Geburt und die Tatsache, daß sie die Tochter eines Administrators ist, eines bloßen Administrators, ihr erlauben, sich vor ihren Pflichten ihrem Staat gegenüber zu drücken?«

»Nein!« rief die Menge. »Nein!«

Talena wandte sich an Claudia. »Findest du, man sollte dir besondere Privilegien einräumen?«

Das brachte Claudia aus dem Konzept.

»Ha!« rief ein Mann. »Seht, darauf weiß sie nichts zu sagen.«

Claudia gehörte einer hohen Kaste an und war ein Mitglied der Aristokratie. Die goreanische Gesellschaft weiß ihre Traditionen zu schätzen und ist durchdacht strukturiert. Darum wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, daß ihr im Rahmen ihrer Stellung nicht die üblichen Privilegien zustanden. Diesen Privilegien stehen natürlich – zumindest in der Theorie – Pflichten und Ansprüche gegenüber, die weit darüber hinausgehen, was anderen abverlangt wird. Wie viele Eroberer machten sich die Cosianer wohlüberlegt den Klassenneid zunutze und benutzten ihn, um ihre Ziele durchzusetzen wie zum Beispiel den Ersatz der alten Aristokratie oder Elite durch ihre eigene, und zwar nach Möglichkeit so unauffällig wie möglich.

»Glaubst du, du bist etwas Besseres als die anderen Frauen Ars?« fragte Talena.

»Zumindest bin ich besser als eine ganz bestimmte Frau«, erwiderte Claudia, »und zwar Talena, die die Diktatorin von Ar wäre, nur daß ihre cosischen Herrn ihr die Macht, die dazu nötig wäre, nicht erlauben!«

»Verrat!« riefen einige der Zuschauer. »Tötet die Hinrabianerin! Auf den Pfahl mit ihr!«

»Und in der Nacht – dienst du deinen Herren da zwischen den Fellen?« fragte Claudia.

Anscheinend ließ allein schon der Gedanke Talena beinahe in Ohnmacht versinken. Zwei ihrer Diener stützten sie.

»Tod der Hinrabianerin!«

Ein hinter Claudia stehender Wächter hatte schon das Schwert zur Hälfte aus der Scheide gezogen.

»Nein, nein!« rief Talena der Menge zu. »Sagt so etwas nicht zu einer Frau aus Ar!«

»Gnädige Talena!« schluchzte ein Mann.

Der Wächter stieß das Schwert zurück in die Scheide. Die Menge verstummte.

»Ich bedaure, daß ich dich trotz der Liebe, die ich für dich empfinde, nicht von deinen Verpflichtungen gegenüber dem Staat entbinden kann«, sagte Talena. »Oder dich anders als die anderen Frauen Ars behandeln kann. Denn auch ich habe eine Pflicht zu erfüllen, denn ich bin die Ubara!«

Die Männer jubelten.

»Bring diese Farce doch zu Ende!« rief Claudia. »Hier stehe ich vor dir, nackt und in deiner Macht! Hast du nicht auf diesen Augenblick gewartet? Steht mein Name nicht als erster auf deiner Liste? Genieße deinen Triumph! Tu mit mir, was du willst!«

»Meine Entscheidung wird getroffen werden wie bei jeder anderen Frau Ars auch«, entgegnete Talena. »Dir wird absolute Gerechtigkeit widerfahren.«

Talena fing damit an, Claudias Fall anscheinend zu überdenken; sie überprüfte, ob sie überhaupt geeignet war, um als Reparationszahlung für die Verbrechen Ars zu dienen. »Dreh dich, meine Liebe, aber bitte langsam«, sagte sie nachdenklich.

Männer lachten.

Die Hinravianerin drehte sich erneut vor ihrer Ubara, wie eine Sklavin bei der Schätzung.

Talena schien zu zögern. Sie wandte sich an ihre Ratsgeber, als würde sie sich um etwas Sorgen machen, als suchte sie ihr Urteil. Ob sie die Hinravianerin für geeignet hielten, die aufgebrachten Cosianer zu beschwichtigen? Oder würde sie dieses Angebot eher beleidigen? Ich lächelte. Es gab keinen Zweifel, wie im Fall der schönen Hinravianerin ihre Meinung aussehen würde.

Claudia stand mit geballten Fäusten vor dem Podest. Bei keiner anderen Frau war eine derartige Beratung

als nötig empfunden worden. Talena hatte eine großartige Methode gefunden, die Hinravianerin zu demütigen.

Die Ubara wandte sich ihr wieder zu.

»Es ist eine Entscheidung gefallen«, sagte Talena.

Claudia nahm stolz die Schultern zurück.

»Es handelte sich um eine schwierige Angelegenheit, die das Abwägen vieler sehr subtiler Faktoren mit einschloß«, fuhr Talena fort. »Wie du dir sicher vorstellen kannst, sprachen dein Gesicht und deine Figur gegen dich.«

Die Hinravianerin keuchte empört auf.

»Allein schon deshalb hätte ich dich disqualifiziert. Aber da war noch dein Verrat, den ich erst jetzt mit zugegeben großem Zögern öffentlich mache.«

Claudia sah sie überrascht an.

»Welcher Verrat denn?« rief ein Zuschauer.

»Verschwörung, Verrat des Heimsteins, Unterstützung des schrecklichen Regimes von Gnieus Lelius, dem Tyrannen von Ar!«

»Ich bin unschuldig!« rief Claudia.

»Hast du das Regime von Lelius nicht unterstützt?« fragte Talena.

»Ich habe ihn nicht bekämpft«, sagte Claudia. »Das hat keiner getan! Er war der Regent!«

»Indem du dich dieser verabscheuenswerten Politik nicht entgegenstelltest, hast du den Heimstein Ars verraten!«

»Nein!« schluchzte Claudia auf.

»Du wolltest ihn benutzen, um deine eigenen politischen Ambitionen weiter voranzutreiben!« erklärte Talena.

»Nein!«

»Aber deine politischen Ambitionen werden bald ihr Ende gefunden haben!«

Claudia wandte sich an die Menge. »Bürger, ich beschwöre euch, hört nicht auf sie!«

»Du hast doch sogar neben seinem Sklavinnenring geschlafen!« rief Talena.

»Das ist nicht wahr!«

»In der Zukunft wirst du dich daran gewöhnen müssen, immer dort zu schlafen.«

Claudia schien zu schwanken. Der Wächter, der hinter ihr stand, stützte sie, aber nicht besonders sanft.

»Tötet sie!« rief die Menge.

»Aber in Erinnerung unserer einstigen Zuneigung, die ich noch immer für dich hege, und aus Respekt vor deiner ehrenhaften Herkunft und den Verdiensten, die deine Familie für Ar erbrachte, bin ich trotz deiner Verbrechen auf eigene Verantwortung bereit, dir die Ehre zu erweisen, deiner Stadt dienen zu dürfen.«

»Ich bin unschuldig!« schluchzte Claudia.

»Tötet sie!«

»Bereite dich vor, dein Urteil zu hören«, sagte Talena.

»Nein!« schrie Claudia.

»Diese Worte sage ich mit schwerem Herzen und tränenblinden Augen«, sagte die Ubara. »Ich befehle, daß du in Ketten gelegt wirst!«

»Nein!« schluchzte Claudia. »Es ist eine Sache, von einem Mann gefangen, in sein Zelt geschleppt und dazu gezwungen zu werden, ihm zu dienen, oder von einem Magistrat nach Recht und Gesetz wegen Verbrechen, die ich tatsächlich begangen hätte, zur Sklaverei verurteilt zu werden, aber es ist etwas ganz anderes, hier vor aller Öffentlichkeit von meiner Feindin gedemütigt zu werden, die mich in ihrem Triumph einem Leben in Sklaverei ausliefert.«

»Welchen Unterschied macht das denn?« fragte ein Mann.

Claudia ließ den Kopf hängen. Der Mann hatte recht. Letztlich machte es keinen Unterschied.

»Die Sklavin soll niederknien!« rief Talena.

Claudia wehrte sich kurz gegen die beiden Wächter,

konnte aber nichts gegen sie ausrichten und wurde auf die Knie gestoßen.

»Du siehst gut aus da unten, Hinrabianerin«, sagte Talena.

»Falsche Ubara!« brüllte Claudia, die noch immer von den Wächtern festgehalten wurde.

Talena gab voller Wut ein Zeichen, und einer der Wächter zog das Schwert. Im nächsten Augenblick wurde Claudias Kopf von dem anderen Wächter nach unten gedrückt.

Talena gab noch ein Zeichen, und der Mann, der Claudias Haar hielt, riß ihren Kopf hoch, damit sie Talena ansah.

Talenas Augen blitzten vor Wut, während man Claudia deutlich ihr Entsetzen ansehen konnte.

»Wer ist deine Ubara?« fragte Talena.

»Du bist meine Ubara!« rief Claudia.

»Wer?«

»Talena!« rief sie. »Talena von Ar ist meine Ubara!«

»Gestehst du deine Verfehlungen?« fragte Talena.

»Ja, meine Ubara!«

»Bittest du deine Ubara um Vergebung?«

»Ja, ja, meine Ubara!« schluchzte Claudia.

»Wer bittet um Vergebung?«

»Ich, Claudia Tentia Hinrabia, von den Hinrabianern, bitte Talena von Ar, meine rechtmäßige Ubara, um Vergebung.«

»Ich bin bereit, gnädig zu sein.«

Der Wächter steckte das Schwert wieder ein. Der andere Wächter, der Claudias Haar hielt, ließ es ärgerlich los und stieß ihren Kopf nach unten. Die anderen beiden Wächter, die jeder einen Arm ergriffen hatten, behielten die Hinrabianerin weiter in ihrem gnadenlosen Griff.

»Talena, Ubara von Ar«, verkündete ein Schriftgelehrter, »wird jetzt das Urteil über die Verräterin Claudia Tentia Hinrabia verkünden.«

»Claudia Tentia Hinrabia, Feindin Ars, Feindin der Bürger Ars, Feindin des Heimsteins von Ar«, verkündete Talena, »du wirst versklavt werden, und zwar noch vor Einbruch der Dunkelheit.«

Claudia wurde von Schluchzern geschüttelt. Sie wurde zur Seite gestoßen und grob angekettet. Auf den Knien blickte sie zu Talena zurück.

»Du siehst gut in den Ketten der Männer aus«, sagte Talena.

»Auch du, Talena, meine Ubara«, weinte die Hinravianerin, »auch du sähest zweifellos gut in den Ketten der Männer aus.«

Männer keuchten erbost auf.

»Bringt sie weg«, befahl Talena. »Und da sie von so schlechter Qualität ist, erhöht die Reparationszahlungen um einen Silbertarsk, als Ausgleich für ihre Unzulänglichkeiten.«

Diese Bemerkung rief viel Gelächter hervor.

Man stieß die Hinravianerin die Rampe hinunter, wo ich sie in Empfang nahm. Sie sah mit Tränen in den Augen zu mir hoch, als ich sie zur Kette führte, dann keuchte sie auf. Mein Blick warnte sie. Zweifellos erkannte sie mich wieder. Sie warf einen Blick zur Plattform zurück, dann sah sie mich fragend wieder an.

»Nein, meine Liebe«, sagte Talena oben auf der Plattform. »Du bist zu jung.«

Die Frau wurde weggeführt. Früher am Morgen hatte Talena noch wesentlich jüngere Frauen zur Kette geschickt.

»Herr?« flüsterte Claudia mir zu.

Ich trat neben sie. »Ja?«

Sie sah mich mit tränennassen Wangen an. »Bin ich schön?« fragte sie ängstlich.

»Ja.«

»Danke, Herr.«

»Du warst schon vor Jahren schön, auf dem Höhepunkt deiner Macht und deiner Bosheit.«

»Diese Dinge liegen nun hinter mir«, sagte sie mit einem bitteren Lächeln.

»Und du bist noch immer schön.«

»Danke, Herr.«

»Zweifle nie an deiner Schönheit.«

»Ja, Herr.«

Ich brachte Claudia Tentius Hinribia zur Kette und verband sie mit ihr. Dann ging ich zurück.

Die nächste Frau wartete schon am Ende der Rampe.

Marcus sagte: »Ich kann mich an eine Zeit erinnern, als die Männer Ars, die mir im Norden begegneten, stolz und erhobenen Hauptes daherschritten.«

Mit Ausnahme von ein paar idealistischen Jugendlichen, die stolz auf den Fall der Stadt zu sein schienen, herrschte in den Straßen eine gedämpfte Stimmung.

»Ja, das stimmt.«

Seit Myrons Einzug in die Stadt waren einige Monate vergangen. Die systematische Plünderung war fortgesetzt worden, ebenso wie die Zerstörung der Stadtmauer.

Marcus und ich gingen die Straße des Zentralzylinders entlang.

»Der schwerste Schlag war zweifellos der Transport des Heimsteins nach Telnus«, erklärte er.

Nach langem Zögern hatte man es auf den städtischen Anschlagtafeln sogar zugeben müssen. Anfangs war das Gerücht aufgekommen, während des Aussatfestes sei eine Kopie des Heimsteins herumgetragen worden, was aber dementiert worden war. Als aber später die Bürgerschaftszeremonie – in der der Heimstein eine wichtige Rolle spielt – verschoben wurde, war es zu wilden Spekulationen gekommen. Zuerst hatten ein paar unbedeutende Eingeweihte der kleineren Tempel außerhalb der Stadt danach verlangt, die Zeremonie durchzuführen oder – als das nicht geschah – den Heimstein der Öffentlichkeit vorzuführen. Während die Gerüchte durch die Stadt schwirrten, schwiegen die weltlichen und geistlichen Autoritäten. Angesichts der deutlich spürbaren Unruhe auf den Straßen und der möglichen Gefahr von Aufständen und Demonstrationen sandte der Zentralzylinder eine Botschaft, die gemeinsam von Talena, der Ubara von

Ar, Seremides, dem Hauptmann der Wache, Antonius, dem Vorsitzenden des Hohen Rates, Tulbinius, dem Ersten Erleuchteten, und Myron, dem Polemarkos von Temos, verkündet wurde. Als alles gesagt worden war, hatten die Bürger erfahren, daß sich Ar freuen konnte, da Lurius von Jad in seiner Weisheit und Großzügigkeit in diesen schweren Zeiten auf Bitten der Regierung von Ar und im Interesse der Bürger und aller Räte erlaubt habe, den Heimstein nach Telnus in Sicherheit zu bringen. Und so nahm man für die Bürgerschaftszeremonie einen Ersatzstein. Einige Jugendliche weigerten sich daraufhin, an dieser und anderen Zeremonien teilzunehmen und den Ersatzstein zu berühren, während sie in nordwestlicher Richtung – nach Cos – auf ihren Heimstein gerichtet stehend die Eide und Versprechen leisteten.

Marcus und ich trugen die Armbinden der Hilfswächter und salutierten einem cosischen Offizier, der uns entgegenkam.

»Tarsk«, murmelte Marcus.

»Der ist sicher gar kein übler Kerl«, sagte ich.

»Manchmal bedaure ich, daß du ein guter Freund bist.«

»Warum denn das?«

»Weil ich dich zu keinem Zweikampf auf Leben und Tod herausfordern kann.«

»Es ist schon vorgekommen, daß Männer ihre besten Freunde erschlagen haben.«

»Das ist wahr«, sagte er, schon fröhlicher gestimmt.

»Nur weil jemand dein Todfeind ist, muß das nicht heißen, daß man ihn nicht mag.«

»Vermutlich nicht.«

»Natürlich nicht.«

Wir gingen weiter.

»Du hast einfach nur schlechte Laune«, sagte ich. Das war bei Marcus nichts Ungewöhnliches.

»Schon möglich.«

»Du warst gestern abend aus«, sagte ich.

»Ja.«

»Bist du durch die Tavernen gezogen?«

»Nein«, sagte er. »Ich bin einfach nur so herumgefahren.«

»Mittlerweile ist es gefährlich, nachts durch die Straßen Ars zu streifen.«

»Für wen?«

»Nun, ich schätze, für jeden.«

»Vielleicht.«

»Wo bist du spazierengegangen?«

Er sah starr geradeaus. »Im Anbarischen Bezirk.«

»Das ist ein gefährlicher Bezirk«, entgegnete ich.

»Das war schon früher so.« Selbst vor dem Fall der Stadt waren die Bezirke Anbar und Trevelyan zwei der gefährlichsten Gegenden der Stadt gewesen.

Marcus sah mich überrascht an.

Ich nickte. »Ja. Dort gibt es viele Straßenräuber.«

»Jetzt sind es zwei weniger«, sagte Marcus.

»Warum tust du so etwas?« fragte ich ungehalten.

»Mein Schwert war durstig.«

»Das macht mich wütend.«

»Ich habe bei dem Händel einen Vorteil erzielt«, sagte er.

»Du hast die Straßenräuber beraubt?«

»Ihre Leichen.«

»Wir brauchen kein Geld.« Tatsächlich hatten wir noch die meisten der hundert Goldstücke, die wir letzten Sommer in Brundisium in unseren Besitz gebracht hatten.

»Nun, ich tat es eigentlich nicht wegen des Geldes«, sagte Marcus.

»Ich verstehe.«

»Nicht alle Werte sind materieller Natur«, erinnerte mich Marcus.

»Du solltest dein Leben nicht auf eine solche Weise aufs Spiel setzen«, sagte ich noch immer ärgerlich.

»Was soll ich sonst tun?«

»Ich bin sicher, dir fiele etwas ein, wenn du dich ernsthaft bemühen würdest.«

»Jetzt scheinst du es zu sein, der hier die schlechte Laune hat.«

»Wenn du dich im Anbarischen Bezirk niederstechen läßt, wird das dem Heimstein von Ar-Station wenig nutzen«, sagte ich.

»Du hast mir erzählt, der Heimstein von Ar-Station werde wieder öffentlich ausgestellt!«

»Ich bin auch davon überzeugt, daß er wieder ausgestellt wird.«

»Das hast du schon vor Monaten behauptet.«

»Hab Geduld.«

»Ich weiß nicht einmal, wo er aufbewahrt wird«, sagte der junge Krieger. »Vielleicht ist er schon längst in Telnus.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wenigstens wissen die Bürger von Ar, wo sich ihr Heimstein befindet.«

»Sei nicht so mürrisch«, sagte ich.

»Glaubst du nicht, daß er in Telnus ist?«

»Nein«, erwiderte ich. »Er ist bestimmt noch in Ar.«

»Warum?«

»Ich habe einen ausgezeichneten Grund für diese Annahme.«

»Wärst du so nett, ihn mir mitzuteilen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Du bist zu anständig, um ihn ernstzunehmen.«

»Danke«, sagte er, um dann hinzuzufügen: »Glaube ich zumindest.«

Wir blieben vor einem Brunnen stehen, um etwas zu trinken.

»Hör mal«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte er.

Wir drehten uns um.

Etwa zwanzig nackte Männer kamen näher; sie trugen kettenverbundene schwere Eisenkragen. Man hatte ihnen die Hände auf die Rücken gefesselt, und sie wurden durch Lanzenstöße der Begleitwächter angetrieben. Hinter der Reihe tanzte ein Flötenmädchen und spielte ihr Instrument. Ein paar Leute blieben stehen, um zuzusehen.

»Politische Gefangene«, sagte Marcus.

Das konnte man daran erkennen, daß man die Nasen und Ohren der Gefangenen gelb angemalt hatte, damit sie lächerlich aussahen.

»Bemerkenswert, daß man sie in aller Öffentlichkeit die Straße des Zentralzylinders entlangtreibt«, sagte Marcus.

»Damit war doch zu rechnen«, entgegnete ich. »Hätte man sie verstohlen aus der Stadt gebracht, wäre es zu vielen Fragen gekommen, zu einem Aufschrei. Es hätte so ausgesehen, als wolle der Zentralzylinder ihr Schicksal verschleieren, als habe man Angst, es öffentlich zu machen, als könne man es rechtlich nicht verteidigen. Auf diese Weise geschieht es jedoch in aller Öffentlichkeit, ohne besondere Aufmerksamkeit, aber auch ohne besondere Heimlichkeit. Damit verkündet man, daß es eine gerechte Sache ist, ganz normal, ja sogar banal.«

»Die im Zentralzylinder sind schlau«, meinte Marcus.

»Sie könnten sich verschätzt haben.«

»Wohin bringt man sie eigentlich?«

»Vermutlich in die Steinbrüche von Tyros.«

»Es muß viele Leute in Ar geben, die mit der Ubara eine Rechnung zu begleichen haben«, überlegte Marcus laut.

»Ich vermute, daß diese Verhaftungen eher das Werk von Seremides und Antonius vom Hohen Rat sind.«

»Du verteidigst Talena?« fragte Marcus.

»Ich mache sie nicht für Dinge verantwortlich, an denen sie keine Schuld trägt«, sagte ich.

»Aber ihre Komplizenschaft ist doch eindeutig«, sagte er.

Ich schwieg.

»Sie gehört zum Kreis der Erzverschwörer, die für den Sturz von Ar verantwortlich sind.«

»Schon möglich«, mußte ich zugestehen.

»Was bedeutet sie dir?«

»Nichts«, sagte ich.

Die Männer mit ihren Wächtern marschierten an uns vorbei.

»Einige von ihnen bekleideten bestimmt hohe Stellungen in der Stadt«, meinte Marcus.

»Zweifellos.«

»Einige tragen sogar ein Schild um den Hals.«

»Ich bin mit der hiesigen Politik nicht vertraut«, entgegnete ich, »daher kenne ich die Namen nicht.«

»Den Namen des letzten in der Reihe kenne ich«, sagte Marcus. »Mirus Torus.«

Auf dem an seinem Hals befestigten Schild stand nicht nur sein Name, sondern auch das Wort Verräter.«

»Wer ist er?« fragte ich.

»Ich nehme an, daß er der Mirus Torus ist, der vor Gnieus Lelius der Erste Vorsitzende des Hohen Rates war und später unter Lelius dasselbe Amt innehielt.«

»Ich glaube, ich habe von ihm gehört«, sagte ich.

»Er stand einige Monate unter Hausarrest.«

»Der Zentralzylinder scheint seiner Macht mittlerweile sehr sicher zu sein«, sagte ich.

»Zweifellos hat ihn sein Erfolg bei der Geschichte mit dem Heimstein bestärkt.«

»Zweifellos.«

»Du scheinst ungehalten zu sein.«

»Es ist nichts«, wehrte ich ab.

Wir sahen den Gefangenen nach. Noch lange Zeit hörten wir das Spiel des Flötenmädchen.

»Was ist?« fragte Marcus.

»Nichts scheint Ar aufrütteln zu können«, stieß ich hervor.

»Vergiß Ar«, sagte Marcus. »Die Männer Ars sind zu rückgratlosen Urts geworden.«

»Diese Männer«, erwiderte ich, »gehörten einst zu den stärksten und prächtigsten der ganzen Welt.«

»Ar ist im Delta gestorben.«

»Vielleicht.« In der nüchternen Bemerkung des jungen Kriegers schien viel Wahres zu stecken.

»Was bedeutet dir Ar?« fragte er.

Ich machte eine abweisende Handbewegung. »Nichts.«

»Cos plündert ungestraft«, sagte Marcus. »Es reißt sogar den Marmor von den Wänden und verschleiert seinen Raub durch absurde Rhetorik. Es ist so, als würde ein Sleen vortäuschen, der Freund des Verrs zu sein. Und was tun die Männer von Ar? Sie lächeln, sie beeilen sich, ihre Reichtümer wegzugeben, sie schlagen sich an die Brust, beklagen ihre Wertlosigkeit. Sie können die, die sie berauben, nicht hoch genug loben, sie eilen in ihre Tempel, um Opfer darzubringen. Sie verbrennen ihre Stadttore, sie reißen ihre Mauer nieder, sie verbergen sich nachts in ihren Häusern. Sie jubeln, während die Frauen, die ihnen gehören könnten, statt dessen zu den cosischen Häfen gebracht werden. Sorge dich nicht um sie, mein Freund. Sie sind es nicht wert.«

Ich blickte Marcus an.

Er lächelte. »Du bist wütend«, sagte er.

»He da! Zur Seite, ihr blöden Arer!« rief ein Söldner, der wie sein Kamerad eine blaue Armbinde trug.

Wir traten zur Seite, während die beiden vorbeistolzierten.

»Ich bin kein Arer«, sagte ich zu Marcus.

»Ich auch nicht.«

»Also können sie wohl nicht uns gemeint haben.«

Marcus nickte. »Wir könnten sie töten«, schlug er vor.

»Am helllichten Tag?« fragte ich.

»Vielleicht sind es ja nette Kerle.«

»Vielleicht.«

»Andererseits kann man sich nicht immer von solchen Überlegungen abhalten lassen«, fuhr Marcus fort.

»Das ist wahr.«

»Sie glauben, ihnen gehöre die Straße.«

»Ein Eindruck, den sie zweifellos von den Arern gewonnen haben.«

Marcus schnaubte verächtlich. »Da hast du bestimmt recht.«

»Es gibt nichts, das Ar aufrütteln könnte«, sagte ich.

»Nein.«

»Wäre Marlenus noch am Leben und würde zurückkehren«, sagte ich, »dann könnte Ar wütend werden und so rasch auf die Füße kommen, wie ein aufgeweckter Larl.«

»Wäre Marlenus noch am Leben, wäre er schon vor langer Zeit nach Ar zurückgekehrt«, sagte Marcus.

»Dann gibt es keine Hoffnung mehr.«

»Nein«, sagte Marcus. »Es gibt keine Hoffnung mehr.«

Ich blickte ihn an.

»Ar ist vergangenen Sommer im Delta gestorben.«

Darauf gab ich ihm keine Antwort. Ich fürchtete, daß er recht hatte.

Wir gingen schweigend weiter auf der Straße des Zentralzylinders. Schließlich sagte Marcus: »Du bist noch immer wütend.«

»Es ist, als sähe man einen Larl, den man durch eine List dazu bringt, sich selbst zu vernichten«, erwiderte ich. »Als hätte man ihm gesagt, nur ein kranker, demütiger, geduckter, von Schuld zerfressener Larl sei ein guter Larl. Es ist, als würden Vulos Gesetze für Tarns beschließen, an deren Ende der Tod aller Tarns oder ihre Verwandlung in etwas Neues, Angepaßtes, Krankes steht, das dann als der wahre Tarn gefeiert wird.«

»Ich kann dir beim besten Willen nicht folgen«, sagte Marcus.

»Das liegt daran, daß du ein Goreaner bist.«

Er zuckte mit den Schultern. »Schon möglich.«

»Aber du siehst doch, daß solche Dinge in Ar geschehen.«

Er nickte.

»Der Larl stellt einen erbärmlichen Verr dar«, sagte ich. »Der Tarn stellt einen schrecklichen Vulo dar. Kannst du dir nicht vorstellen, wie er sich zusammenkrümmt und so tut, als wäre er klein und schwach? Ist dieses Bild nicht abscheulich? Warum rast er nicht zwischen den Klippen umher, schleudert dem Himmel laut krächzend seine Herausforderung entgegen?«

Marcus starrte mich verblüfft an.

»Das Tier, das dazu geboren wurde, von Fleisch zu leben, kann nicht überleben, wenn es wie ein Urt an Blättern nagt.«

»Es ist wirklich schwer, dir zu folgen«, sagte Marcus.

»Es ist lange her, daß ich das Brüllen des Larls oder den Ruf des Tarns gehört habe«, erklärte ich.

»In Ar gibt es eben keine Larls und auch keine Tarns.«

»Ich weiß nicht, ob das wirklich den Tatsachen entspricht«, erwiderte ich nachdenklich.

»Hier gibt es nur noch Frauen«, sagte Marcus, »und Männer, die sich wie Frauen verhalten.«

Ich schlug mir mit der Faust in die Hand.

»Was ist los?« fragte Marcus.

»Ar muß wachgerüttelt werden!« rief ich.

»Das ist unmöglich.«

»Ar fehlt die Führung, der Wille zum Widerstand!«

»Dann führ doch du Ar«, schlug Marcus vor.

»Das ist nicht möglich«, erwiderte ich. »Ich komme nicht einmal aus Ar.«

Marcus zuckte mit den Schultern.

»Es muß jemanden anderen geben!« sagte ich.

»Marlenus ist tot.«

»Es muß jemanden anderen geben!« Ich spürte, wie mir Tränen die Wangen hinunterliefen.

»Es gibt keinen anderen.«

»Es muß einen Weg geben!«

Marcus schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Doch, es muß!«

»Zerbrich dir doch nicht den Kopf deswegen«, sagte Marcus. »Ar ist tot. Es ist im Delta gestorben.«

»Im Delta?« wiederholte ich.

»Im Delta«, sagte Marcus. »Wir waren dabei, schon vergessen?«

»Das ist es möglicherweise«, flüsterte ich. »Das Delta.«

Marcus sah mich seltsam an. Möglicherweise hegte er den Verdacht, ich hätte den Verstand verloren. Und vielleicht stimmte das sogar.

»Das könnte der Schlüssel sein«, fuhr ich aufgereggt fort. »Das Delta!«

»Ich verstehe nicht.«

»Bist du dabei?« fragte ich ihn.

»Hat das etwas mit der Rückeroberung des Heimsteins von Ar-Station zu tun?«

»O ja!« erwiderte ich. »Und ob.«

»Dann bin ich dabei.«

»Ist dein Schwert noch immer durstig?«

»Es ist ganz ausgetrocknet«, grinste er.

»Gut!«

»Hör auf zu jammern, Kerl, Mann!« befahl der Hauptmann, der in das Rot von Ar gekleidet war, obwohl sein Akzent ihn unverkennbar als Cosianer entlarvte.

»Es geschah alles so schnell!« schluchzte der Kaufmann. »Mein Geschäft, meine Waren, alles ruiniert!«

»Aii«, sagte einer der vier Wächter, die den Offizier begleiteten und meiner Meinung nach gebürtige Arer waren. Sie blickten sich in dem Laden um. Der Boden lag voller Tonscherben. Regalbretter waren heruntergerissen worden. Zwischen dem zerschlagenen Geschirr und den Trümmern lagen sieben Tote, alle cosische Söldner.

»Und wer bist du?« fragte der Offizier und blickte auf.

»Ein Hilfswächter, Hauptmann«, sagte ich. »Aus der Nähe.«

»Sieh dir nur dieses Chaos an«, sagte der Offizier wütend.

»Plünderer?« fragte ich.

»Erzähl mir, was geschehen ist!« befahl der Offizier dem Kaufmann. »Beherrsch dich. Sei ruhig.«

»Mir ist schlecht«, schluchzte der Kaufmann.

»Ich bin kein Arzt«, sagte der Offizier. »Ich muß wissen, was sich hier abgespielt hat. Es muß Bericht erstattet werden.«

»Es war die neunte Ahn«, sagte der Kaufmann und ließ sich schwer auf einen Hocker fallen.

»Ja?« sagte der Offizier.

»Diese Kerle betraten den Laden«, fuhr der Kaufmann fort. »Sie behaupteten, Steuereintreiber zu sein.«

»Haben sie ihre Legitimation gezeigt?« fragte der Offizier.

»Das sind keine Steuereintreiber«, meldete sich einer

der Wächter zu Wort. »Das sind Burschen, die mit einem Tagesurlaubsschein aus dem Lager in die Stadt kommen. Sie sind auf der Straße wohlbekannt. Sie geben sich als Steuereintreiber aus, und in dieser Tarnung nehmen sie sich dann, was sie wollen.«

»Und was wollten sie?« fragte der Offizier den Kaufmann.

»Geld.«

»Hast du es ihnen gegeben?«

»Ich gab ihnen, was ich hatte«, antwortete der Kaufmann, »aber es war nicht viel. Die Eintreiber waren erst vor fünf Tagen da. Sie lassen uns völlig verarmt zurück.«

Der Offizier ließ noch einmal die Blicke durch den Laden schweifen. »Du hast diese Männer umgebracht?« fragte er skeptisch.

»Ich habe gar nichts getan«, sagte der Kaufmann. »Sie gerieten in Wut, weil nicht mehr Geld da war. Keine Frage – hätte ich welches besessen, hätte ich es ihnen ohne Murren gegeben. Ruhm und Ehre für Cos!«

»Ruhm und Ehre für Cos!« grollte der Offizier. »Weiter.«

»Wütend über die Almosen, die sie erhalten hatten, fingen sie an, den Laden zu verwüsten.«

»Ja, und?«

»Mein Laden! Meine wunderschönen Waren!« jammerte der Kaufmann.

»Erzähl schon weiter.«

»Da betraten hinter ihnen zwei Männer den Laden, schweigend, sie waren wie Dunkelheit und Wind.«

»Und?«

»Das siehst du ja«, sagte der Kaufmann und zeigte auf den Boden.

»Das waren bloß zwei Männer, die hinter ihnen hereinkamen?« vergewisserte sich der Offizier.

Der Kaufmann nickte.

»Ich glaube dir nicht«, sagte der Hauptmann. »Die

Toten sind Schwertkämpfer, sie sind im Lager bekannt.«

»Aber ich schwöre es!« rief der Kaufmann.

»Jede Leiche weist nur eine Verwundung auf«, sagte der Wächter, der die Leichen untersucht hatte.

»Krieger«, sagte ein anderer Wächter.

»Ich glaube, sie begriffen nicht einmal, wer da hereingekommen war«, sagte der Kaufmann.

»Das scheint die Arbeit von Berufsmördern zu sein«, sagte der Offizier.

»Ja, Hauptmann«, erwiderte einer seiner Männer.

»Turus, wessen Werk könnte das sein?« fragte der Hauptmann.

Turus, ein stämmiger Mann mit schwarzem Haar, schnaubte. »Da kann es wohl kaum einen Zweifel geben.«

Der Offizier blickte ihn an.

»Siehst du das hier, Hauptmann?« fragte Turus. Er rollte eine der Leichen auf den Rücken. Auf der Brust prangte ein blutiges Dreieck, ein ›Delka‹. Das ist der vierte Buchstabe des goreanischen Alphabets, der genauso wie das ›Delta‹ aussieht, der vierte Buchstabe des griechischen Alphabets, dem er zweifellos seine Herkunft verdankt. Auf Goreanisch bezeichnet man das Delta eines Flusses als ›Delka‹. Der Grund dafür ist derselbe wie beim Griechischen, und zwar die Ähnlichkeit einer Deltaregion mit einem kartographischen Dreieck.

»Das war vor fünf Tagen genau das gleiche«, sagte ein anderer Wächter. »Die fünf Räuber, die man tot im Trevelyanischen Bezirk auffand, und die beiden Söldner, die zur zweiten Ahn auf der Straße der Wagen niedergestochen wurden. Man fand nur ein blutiges Delka, das jemand auf die Wand gezeichnet hatte.«

»Banu hat recht, sie haben es mit dem Blut der Räuber und der Söldner auf die Wand gezeichnet«, sagte Turus.

»Ar nimmt Rache«, sagte Banius.

»Eher fängt ein Verr an zu knurren!« fauchte der Offizier.

Banius zuckte mit den Schultern. »Nicht alle von uns sind Urts.«

»Ihr habt geschworen, Ar eure Schwerter zur Verfügung zu stellen«, herrschte der Offizier ihn an. »Ar, das unter der Oberherrschaft von Cos steht.«

»Mit anderen Worten also Cos – oder gibt es da irgendwelchen Unterschied?« fragte Banius.

»Wir gehorchen unserer Ubara«, sagte Turus.

»Und wem gehorcht sie?«

»Schweigt!« sagte der Offizier.

»Ruhm und Ehre für Cos«, sagte ich.

»Laßt euch von einem Hilfswächter Manieren beibringen, eure Pflichten für die Allianz zeigen«, knurrte der Offizier.

Der Wächter Banius zuckte bloß mit den Schultern.

»Guter Mann«, sagte der Offizier zu mir.

»Vielen Dank, Hauptmann«, erwiderte ich artig.

Der Offizier wandte sich an den Kaufmann. »Würdest du die Angreifer wiedererkennen, die diese armen Kerle erschlugen und deinen Laden verwüsteten und von denen es sicher mehr als zwei gab?«

»Sie waren nur zu zweit, genau wie ich sagte«, sagte der Kaufmann, »und nicht sie haben meine Ware zerstört, sondern die, die jetzt in ihrem eigenen Blut hier herumliegen.«

»Ich verstehe«, sagte der Offizier wütend.

Stille kehrte ein.

»Ich würde Marlenus folgen«, sagte Banius plötzlich.

»Folge seiner Tochter«, erwiderte der Offizier.

»Die er selbst verstoßen hat?«

»Das ist nicht wahr«, sagte der Offizier.

»Sie wurde verstoßen.«

»Das entspricht nicht der Wahrheit!« beharrte der Offizier.

»Wie du meinst, Hauptmann«, sagte Banius.

»Indem du seiner Tochter folgst, folgst du ihm«, sagte der Offizier.

»Seine Schritte hätten ihn niemals nach Cos geführt«, erwiderte Turus, »es sei denn mit einer Armee im Rücken.«

»Heil Talena, der Ubara von Ar«, sagte ich.

»Gut gesagt«, sagte der Hauptmann.

»Ruhm und Ehre für Ar«, sagte einer der anderen beiden Wächter, die bis jetzt geschwiegen hatten.

Diese Meinung teilten wohl alle Anwesenden, einmal abgesehen von dem Hauptmann, mir und vermutlich Marcus.

»Durchsucht den Laden«, befahl der Offizier.

Turus und zwei seiner Kameraden begaben sich in den hinteren Teil der Räumlichkeiten, Banius stieg die Leiter zum ersten Stockwerk hinauf.

»Es sind zu viele Vorfälle dieser Art geschehen«, murmelte der Hauptmann und blickte sich um.

»Hauptmann?« wandte ich mich an ihn.

»Ja«, sagte er. »Mehr, als die Männer wissen.«

Aus dem Hinterzimmer ertönte der Schrei eines Mädchens.

Der Ladenbesitzer stöhnte auf.

»Hauptmann!« rief ein Wächter.

Der Hauptmann ging in das Hinterzimmer. Der Kaufmann, Marcus und ich schlössen sich ihm an.

Im Hinterzimmer standen Massen von tönerinem Geschirr, alle möglichen Arten von Gefäßen und Bechern, hohe Stapel flacher Schalen. Die Schläger, die den Laden überfallen hatten, waren nicht bis hierher gekommen. Außerdem hatte es den Anschein, als sei der Kaufmann doch nicht ganz so arm, wie er einen wohl glauben machen wollte.

»Sieh her, Hauptmann«, sagte Turus und hob den Deckel einer schmalen Kiste hoch. Darin kauerte ein junges Mädchen, das erschrocken über die rechte

Schulter blickte. Ihr Schleier hatte sich verschoben, und zwar so, daß man ihren Mund sehen konnte.

»Bedecke dich, unzüchtiges Mädchen!« schalt der Ladenbesitzer. Sofort zog sie den Schleier zurück. »Das ist meine Tochter«, sagte er. Sie war kaum älter als sechzehn oder siebzehn Jahre.

»Hältst du sie immer in der Kiste?« fragte der Hauptmann wütend. Sklavinnen werden natürlich in gut belüfteten Kisten gehalten, aber soweit wir wußten, war dieses Mädchen frei. Offensichtlich war die Kiste nicht verschlossen gewesen, außerdem trug sie Kleidung.

»Natürlich nicht«, erwiederte der Kaufmann ängstlich. »Aber als die Schläger in den Laden kamen, war sie gerade hinten, und ich befahl ihr, sich in der Kiste zu verstecken.«

»Schläger?« fragte der Offizier.

»Ja, Hauptmann.«

»Aber als die Gefahr vorbei war, hast du sie nicht wieder dort herausgeholt«, bemerkte der Offizier.

»Ich habe es vergessen.«

»Natürlich«, sagte der Offizier spöttisch.

Der Kaufmann schwieg.

»Du hast uns gefürchtet, deine Verteidiger, deine Nachbarn und Verbündeten.«

»Verzeih mir, Hauptmann«, sagte der Kaufmann, »aber da sind die ganzen Abgaben.«

Der Offizier blickte ihn finster an. »Und hast du deine Tochter deswegen vor der Obrigkeit versteckt?«

»Natürlich nicht, Hauptmann«, sagte der Kaufmann.

»Ich bin ein gesetzestreuer Bürger. Sie ist registriert.«

Der Offizier schnaubte verächtlich.

»Oben ist nichts«, sagte Banius, der Wächter, der in den ersten Stock gestiegen war.

Das Mädchen machte keine Anstalten, aus der Kiste zu steigen. Ich wußte nicht, ob es daran lag, daß sie erwachsen genug war, um zu begreifen, daß man ihr es

noch nicht ausdrücklich erlaubt hatte, oder ob es einen anderen Grund dafür gab.

»Tunis, Banius«, sagte der Hauptmann, »räumt vor dem Laden die Straße und schafft die Toten hinaus.«

Ich räusperte mich. »Hauptmann, darf ich vorschlagen, die Toten im Laden zu lassen, bis man sie wegbringen kann? Wenn sie auf der Straße zur Schau gestellt werden, könnte die Macht der Deltamänner zu sehr betont werden.«

»Ausgezeichnet«, sagte der Hauptmann. Er wandte sich an seine Männer. »Laßt sie dort liegen.«

Dann sah er den Kaufmann an. »Ich denke gerade über meinen Bericht nach«, begann er. »So wie es aussieht, haben ein paar anständige Leute aus Cos, verdiente Söldner, die im Dienste ihres Ubars standen, in aller Unschuld diesen Laden betreten, um Geschenke für ihre geliebten Angehörigen zu kaufen, wobei dann etwa zwanzig Angreifer auf hinterhältige Weise über sie herfielen.«

»Sie traten ein und gaben sich als Steuereintreiber aus«, sagte der Kaufmann trotzig, »um mich unter diesem Vorwand auszurauben. Unzufrieden wegen meines Unvermögens, ihre Börsen zu füllen, fingen sie an, alles zu zerstören, und dann kamen zwei Männer herein, die mir unbekannt und deren Züge hinter Halstüchern verborgen waren, und taten das, was du hier siehst.«

»Meine Version gefällt mir besser«, sagte der Hauptmann.

Der Kaufmann zuckte mit den Schultern. »Wie du willst.«

»Mir gefällt nicht, was sich hier abgespielt hat«, sagte der Hauptmann, »und ich finde dich nicht besonders hilfreich.«

»Ich werde auf jede mir mögliche Weise behilflich sein«, sagte der Kaufmann.

Der Hauptmann ging zur Wand des Hinterzimmers; plötzlich trat er voller Wut auf die gestapelten Waren

ein, schleuderte Teller und Becher durch den Raum und zerbrach zahllose Artikel.

»Aufhören!« schrie der Kaufmann entsetzt.

Der Hauptmann fegte Krüge von einem Regalbrett.

Vergeblich rang der Kaufmann die Hände.

»Ich vermute«, sagte der Hauptmann, stieß einen Stapel Schalen um und zertrat einige, »daß du mit den Räubern zusammenarbeitest, daß dein Laden als Falle diente.«

»Nein!« rief der Kaufmann entsetzt. »Hätte ich mich denn selbst zu Grunde gerichtet? Aufhören! Ich bitte dich, hör auf!«

»Pfählen wäre noch zu gut für dich, du Verräter!«

»Nein«, jammerte der Kaufmann.

»Entspräche deine Geschichte der Wahrheit«, sagte der Offizier, stieß einen Stapel Suppenschalen um und dann einen Schrank, »warum wurden dann diese Waren nicht zerstört?« Er schleuderte einen Kylix gegen die Wand. In seiner zerstörerischen Wut, die vermutlich die verspätete Reaktion auf allerlei Enttäuschungen darstellte, trat er Becher durch den Raum und zerstampfte sogar Töpfe. Seine Knöchel und Beine waren blutverschmiert.

»Sie haben es nicht bis hierher geschafft«, sagte der Kaufmann, »aber du scheinst entschlossen, ihr Werk zu vollenden.«

»Hast du ein Seil oder Hämmer und Nägel?«

»Natürlich, Hauptmann.«

»Zieh sie aus!« befahl der Offizier Banius.

»Nein!« rief der Kaufmann. Sofort packten ihn Turus und ein anderer Wächter bei den Armen und hielten ihn fest.

Das Mädchen schrie entsetzt auf, als man ihr den Schleier und dann das Gewand vom Leib riß. Dann stieß man sie nackt und zitternd zurück in die Kiste.

»Nein!« schluchzte der Kaufmann und warf sich dem Offizier zu Füßen.

»Das wird dich lehren, sie registrieren zu lassen«, sagte der Hauptmann.

»Sie ist registriert«, schluchzte der Kaufmann.

»Ich habe Hämmer und Nägel gefunden«, rief einer Wächter und kam heran.

»Bitte nicht!« rief der Kaufmann.

»Gehören die freien Männer Ars dorthin?« fragte der Hauptmann. »Zu Cos' Füßen?«

»Steh endlich auf«, sagte Banus verächtlich.

Der Kaufmann war zu keiner Bewegung mehr fähig, er konnte nur noch hilflos schluchzen.

»Nagelt die Kiste zu«, verlangte der Offizier.

»Ich sage alles, was du willst«, stieß der Kaufmann flehentlich hervor und blickte mitleiderregend zu dem Offizier hoch. »Alles! Ich mache jede Aussage, die du haben willst. Ich unterschreibe alles, alles!«

Die Hammerschläge hallten durch den Raum.

»Das ist nicht nötig«, sagte der Hauptmann. Der Kaufmann brach zusammen.

Die letzten Nägel wurden in den Deckel geschlagen.

Der Offizier ließ den Kaufmann auf dem Boden liegen und wies zwei Wächter an, die Truhe zu nehmen und ihm zu folgen. Dann verließ er den Laden, gefolgt von uns anderen, und betrat die Straße.

»Hauptmann!« sagte da Turus und zeigte auf die Außenwand des Ladens.

In die Wand war ein Delka eingeritzt.

Der Hauptmann stieß einen Wutschrei aus.

»Ich bin mir sicher, daß es bei unserer Ankunft noch nicht da war, Hauptmann«, sagte Banus.

»Nein, es war noch nicht da«, bestätigte der Offizier.

Es stimmte. Marcus und ich, die wir auf unserer Runde durch die Nachbarschaft gewesen waren, hatten den Laden nach dem Hauptmann und seinen Leuten betreten.

Ein paar Leute standen herum, aber als sie uns

sahen, eilten sie davon, vielleicht aus Furcht, für das Delka verantwortlich gemacht zu werden.

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, daß einige der Leute einen Blick in den Laden gewagt und die Toten gesehen hatten. Das war gar kein Problem gewesen, solange wir uns in dem Hinterzimmer aufgehalten hatten.

Die beiden Wächter, die die Truhe trugen, stellten sie auf der Straße ab.

»Ich fürchte, sie sind überall«, sagte der Hauptmann.

»Wer?« fragte ich.

»Die Deltabrigade.«

Ich selbst hatte vor einigen Tagen diesen Begriff in ein paar Paga-Tavernen erwähnt; ich hatte so getan, als hätte ich ihn irgendwo aufgeschnappt und wüßte nun gern, was sich dahinter verbarg. Es freute mich zu hören, daß er bereits in ganz Ar bekannt war. Auf solchen Schwingen reisen Gerüchte.

»Du glaubst, dieser nachmittägliche Angriff war das Werk dieser Deltabrigade?« fragte ich.

»Aber sicher.«

»Wer steckt dahinter?«

»Zweifellos Unzufriedene oder Abtrünnige«, sagte der Hauptmann, »Verräter sowohl an Ar wie auch an Cos.«

»Ich verstehe.«

»Ich persönlich habe den Verdacht, daß es sich um Veteranen des Feldzugs im Vosk-Delta handelt«, fuhr er fort, »oder Emporkömmlinge unzufriedener Städte wie Ar-Station.«

»Ich komme aus Ar-Station«, sagte Marcus.

»Aber du gehörst dem Hilfskorp an«, stellte der Hauptmann fest.

»Das ist richtig«, erwiderte Marcus.

»Vielleicht ist ja Marlenus zurückgekehrt«, sagte ich. Ich hielt das für ein ausgezeichnetes, verbreitenswertes Gerücht.

»Nein«, sagte der Hauptmann. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Soweit wir wissen, hat Marlenus keinen Fuß ins Delta gesetzt. Ich halte es für viel wahrscheinlicher, daß es Veteranen aus dem Delta sind, von denen es viele in der Stadt gibt, oder wie gesagt Leute aus dem Norden, aus Ar-Station.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte ich. Der Hauptmann war ein kluger Bursche und darum wohl nicht als Kandidat für meine Bemühungen geeignet, Gerüchte in die Welt zu setzen. Sicher, selbst ein durchweg rechtschaffener Bursche, der nur selten ein Gerücht aufschnappt, weitererzählt oder ihm Gewicht verleiht, billigt es unkritisch als die Wahrheit, wenn es später irgendwann sozusagen »Allgemeinwissen« wird. Sind wir nicht alle Opfer von Gerüchten, selbst was viele unserer tiefgründigsten Wahrheiten angeht? Wie viele der unzähligen »Wahrheiten« haben wir uns selbst erarbeitet? Wie viele von uns können die Entfernung eines Planeten berechnen oder die Struktur eines Moleküls erklären?

»Ich werde einen Wagen schicken, der die Toten holt«, sagte der Offizier.

»Ja, Hauptmann«, sagte ich.

Er betrachtete voller Zorn das Delka an der Wand.

»Es ist bloß eine Kritzelei«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte er, »es ist mehr. Es ist ein Widerstand gegen Cos. Und Ar!«

»Ar?« fragte ich.

»Dem heutigen Ar.«

»Aber vermutlich nicht dem alten Ar«, gab ich zu bedenken.

»Vermutlich nicht.«

»Hast du Kriegern aus Ar in der Schlacht gegenübergestanden?« fragte ich.

»Ja«, sagte er. »Und es ist ein Zeichen des alten Ars, des Ars, das ich im Krieg kennengelernt habe. Das Ar der Speere und Standarten, der Ritter und Märsche, der Tarns und Tharlarion, das imperialistische Ar, die Stadt

der Ehre, des Mutes und des Stolzes. Und genau darum ist es auch so gefährlich. Es ist eine Erinnerung an das alte Ar.«

»Das wahre Ar?«

»Wenn du so willst.« Dann rief er wütend aus: »Es ist besiegt worden! Es ist tot! Es ist Vergangenheit! Wie können sie es wagen, daran zu erinnern?«

Er blickte nach rechts und nach links. Die Straße lag völlig verlassen dar. Ich bezweifelte keinen Augenblick lang, daß sich die Nachricht über die hier stattgefundenen Ereignisse überall verbreitete.

»Wie können sie es wagen, Widerstand zu leisten?«

»Sie scheinen nicht besonders zahlreich zu sein«, sagte ich.

»Aber irgendwo dort draußen sind sie.«

»Schon möglich.«

»Seit auf der Hut«, sagte er.

»Danke, Hauptmann.«

»Sie könnten überall sein.«

»Aber es ist doch sicher nur eine Handvoll Männer«, sagte ich, »ein paar Verrückte, die die wesentlichsten Grundlagen der politischen Realitäten nicht begreifen.«

»Sie sind Verr«, sagte der Hauptmann. »Aber nicht alle. Einige geben nur vor, Verrs zu sein. Das sind Sleen, die sich unter der Haut von Verrs verbergen.«

»Oder Larls«, schlug ich vor, »geduldig, unversöhnlich, gefährlich, zu jeder Handlung fähig.«

»Auch Cos hat seine Larls«, sagte der Offizier.

»Das bezweifle ich nicht.«

»Wäre es nach mir gegangen«, fuhr der Offizier fort, »hätten wir Ar erledigt. Dann hätten wir für alle Zeiten Ruhe gehabt. Es wäre nichts als Asche und Salz übriggeblieben. Selbst sein Name wäre von den Denkmälern, allen Dokumenten und sogar aus der Geschichte gestrichen worden. Es wäre so gewesen, als hätte es niemals existiert.«

»Für einen Mann, der keine mächtigen Feinde hat, ist es schwer, Größe zu erlangen«, sagte ich.

»Also brauchen Ar und Cos einander, damit jedes größer sein kann, als sie sonst wären?« fragte er.

»Vielleicht.«

»Hier ist kein Ruhm errungen worden«, sagte er da. »Wir haben diesen Sieg nicht mit Sturm und Feuer errungen, indem wir Mauern bezwangen, Tore zerschlugen und Ar Haus für Haus und Straße für Straße eroberten. Nicht wir haben Ar besiegt. Es waren seine vermeintlich eigenen Leute, die es verrieten, aus Eifersucht und der Lust an der Intrige, aus Ehrgeiz und Gier. Ideen und Lügen haben Ar besiegt. Man hat Verwirrung gestiftet, Selbstzweifel und Schuld gesät, und das alles wurde dann passenderweise mit der verlogenen Rhetorik der Moral verkleistert.

Wir brachten ihnen bei, daß Böses gut und Gutes böse ist, daß Stärke Schwäche und Schwäche Stärke bedeutet, daß Gesundheit Krankheit und Krankheit Gesundheit ist. Wir schafften es, daß sie sich selbst mißtrauten, und lehrten sie, ihre grundlegendsten Instinkte und elementarsten Einsichten zugunsten von Selbstverleugnung und Unzufriedenheit zu verwerfen, zugunsten nichtssagender Prinzipien, die wir als Waffe gegen sie verwandten, zugunsten lächerlicher Phrasen, die sie verkrüppelten und bluten ließen; so fingen wir sie in unserem Netz.

Von jenen verraten, die durch die Zerstörung und Auflösung ihrer eigenen Gemeinde zu Machtstellungen aufsteigen wollten, angetrieben von den Gutmeinenden, den Einfältigen, den Idealisten und den Narren, lieferten sie sich unserer Gnade aus, der Gnade einer anderen Gemeinschaft, die nicht so dumm oder so heruntergekommen wie die ihre war. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie starke Männer mit Freude ihre Waffen niederlegten. Ich hörte die Bürger Ars singen, als ihre Stadttore brannten, als sie ihre Mauern

mit eigenen Händen niederrissen. Das ist kein ehrlicher Sieg für Cos, der auf den Mauern, vor den Toren und in den Straßen errungen wurde. Auf diesen Sieg können wir nicht stolz sein. Dieser Sieg wurde nicht mit Stahl, sondern mit Gift erkämpft.«

»Du bist ein Krieger«, sagte ich.

»Das war ich einmal«, entgegnete er. Er drehte sich um und betrachtete den Laden. »Wenn die Leichen entfernt wurden, sollte man den Laden niederbrennen.«

»Und die angrenzenden Häuser?« fragte ich.

»Ah ja, richtig«, sagte er kopfschüttelnd. »Wir müssen Zwischenfälle vermeiden. Wir müssen die Verrückten friedlich halten, damit sie nicht merken, daß sie gemolken und geschoren werden.«

»Du glaubst doch wohl nicht, daß der Kaufmann ein Mitglied der Deltabrigade ist.«

»Nein«, sagte er. »Das glaube ich in der Tat nicht.«

»Und die Toten?«

»Allseits bekannte Diebe«, sagte er, »eine Bekleidung für die Armbinden, die sie trugen.«

»Und wie wird dein Bericht nun aussehen?«

»Sie waren Helden, die von einer Übermacht ermordet wurden.«

»Ich verstehe.«

»Hier findet ein Spiel statt, an dem ich mich beteilige«, sagte der Hauptmann. »Ich habe keine Lust, meinen Posten zu verlieren. Verstehst du, die Krankheit Ars hat selbst seine Eroberer angesteckt. Wir müssen so tun, als würden wir die Lügen auch glauben.«

»Ich verstehe.«

»Und selbst wenn ich keinen derartigen Bericht erstatten würde, klänge die Kunde, die schließlich bis zu Myrons Zelt vordringt, zweifellos ähnlich.«

»Er ist ein guter Offizier«, sagte ich.

»Das ist richtig.« Der Hauptmann blickte wieder auf die Wand, in die das Delka, das Dreieck, eingeritzt

worden war. »Wie groß«, fragte er mich, »ist die Deltabrigade deiner Meinung nach?«

»Das weiß ich nicht«, sagte ich. »Es können nicht besonders viele Männer sein.«

»Die wenigen, die es heute sind, können morgen zu einem Regiment anwachsen, und dann, wer weiß?«

»Der Kaufmann sprach nur von zwei Männern«, erinnerte ich ihn.

»Es müssen mehr gewesen sein«, erwiderte der Hauptmann, »auch wenn man es nur schwer einschätzen kann. Aber es waren bestimmt zehn oder zwölf Männer.«

»Wie kommst du darauf?«

»Die Opfer waren keine Zivilisten, keine Kaufleute, keine Töpfer oder Bäcker, es waren erfahrene Schwertkämpfer.«

»Dann wird die Deltabrigade wohl aus zehn Männern bestehen«, sagte ich.

»Ich bin sicher, daß es mehr sind.«

»Ach ja?« fragte ich.

»Diese Zeichen tauchen häufig in der Stadt auf, jeden Tag werden es mehr. Es ist ein Symbol des Widerstandes, das man an eine Wand geschmiert, in einen Pfosten geritzt oder auf eine Serviette gemalt findet.«

Das war mir neu. Davon hatte ich noch nicht viele zu Gesicht bekommen. Zwar streiften Marcus und ich für gewöhnlich während der Dunkelheit umher, unter dem Schutz unserer Armbinden, als wären wir im Dienst. Und während des Tages hatten wir unsere üblichen Pflichten wie die Bewachung von Eingängen oder Patrouillengänge an bevölkerten Orten zu erfüllen, wobei die Wahrscheinlichkeit, beim Anbringen eines Delkas gesehen zu werden, ziemlich groß war. Die Delkas, von denen er sprach, fanden sich vermutlich in den hintersten Gassen Ars.

»Man könnte das Einritzen eines Delkas doch erlau-

ben«, schlug ich vor, »als Ventil bedeutungslosen Widerstands, als nutzloses Protestzeichen derjenigen, die zu hilflos oder schwach sind, um mehr zu tun.«

»Ich bin sicher, daß du da größtenteils recht hättest«, sagte der Hauptmann.

»Dann würde ich mir ihretwegen keine Sorgen machen.«

»Heute morgen hat man vier ermordete Soldaten gefunden«, sagte er, »abseits der Straße von Turia. Man fand auch das Delka.«

»Ich verstehe.« Davon hatte ich nichts gewußt. Allem Anschein nach hatten Marcus und ich Verbündete.

»Sollen mein Freund und ich hier Posten beziehen, bis der Wagen eintrifft?« fragte ich.

»Nein.«

»Können wir sonst etwas tun?«

Der Hauptmann blickte sich noch einmal um, dann schüttelte er den Kopf.

»Nein.« Er gab seinen Männern ein Zeichen. Sie hoben die Kiste an. Sie würden sie mitnehmen. »Ich wünsche dir alles Gute«, sagte er.

»Ich wünsche dir alles Gute«, erwiderte ich. Der Offizier und seine Wächter gingen.

»Warum willst du nicht, daß die Leichen aus dem Laden geschafft werden?« fragte Marcus, als der Offizier und seine kleine Gruppe verschwunden waren.

Ich führte ihn zur Seite.

»Es wäre doch sicherlich besser gewesen, man hätte die Leichen hinausgebracht«, sagte Marcus, »damit alle die Stärke der Deltabrigade, wie sie genannt wird, und ihre Wirksamkeit sehen können.«

»Nein, mein Freund.« Ich sprach betont leise. »Es ist besser, man erweckt den Anschein, daß Cos fürchtet, die im Laden stattgefundene Auseinandersetzung könne bekannt werden, daß Cos sich genug Sorgen macht, um sie vor der Öffentlichkeit zu verbergen.«

»Ah!« sagte Marcus.

»Außerdem brauchst du keine Angst zu haben, es könnte nicht bekannt werden. Der Laden ist mühelos einzusehen. Die Tür stand weit offen. Ich bin davon überzeugt, daß Leute hineingeblickt und gesehen haben, was dort auf dem Boden lag. Und selbst wenn es nicht so war, wird man die Leichen vermutlich sehen, wenn sie abgeholt werden. Nicht zu vergessen der Besitzer, der es weitererzählen wird.«

»Daß die Leichen nicht auf die Straße gebracht wurden, erweckt also den Anschein, daß Cos die Deltabrigade fürchtet«, sagte Marcus.

»Ja, ich glaube schon.«

»Aha.« Er dachte nach. »Es ist wie eine Partie Kaissa, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Ein guter Zug.«

»Vielleicht«, sagte ich. »Aber es ist schwer zu sagen, wie es weitergehen soll.«

»Mir gefallen solche Spielchen nicht.«

»Du ziehst es vor, einen Mann vor der Schwertspitze zu haben, auf offenem Feld, mittags?« fragte ich.

»Natürlich.«

Ich konnte ihn durchaus verstehen. Dieses Spielbrett hatte tausend Seiten, Oberflächen und Dimensionen; die Zahl der Figuren und ihr Wert waren unbekannt, die Regeln waren nicht klar definiert; oftmals wußte man nicht, gegen wen man spielte oder wo der Gegner stand; oftmals mußten die Züge in der Dunkelheit stattfinden, ohne die Position des Gegners mit seinen Stärken und Fähigkeiten zu kennen.

»Vielleicht teile ich sogar deine Meinung«, sagte ich nachdenklich. Doch mir waren Männer bekannt, die diese Art von Kaissa genossen, das Spiel von Politik und Männern. Mein Freund Samos aus Port Kar war einer von ihnen.

Er schüttelte den Kopf. »Dir gefallen solche Sachen.«

»Schon möglich«, erwiderte ich. »Ich bin mir nicht sicher.« Oftmals fällt es leichter, andere zu erkennen als sich selbst. Die wenigsten von uns erkennen den Fremden, der sich im Schatten verbirgt, den Fremden, der wir selbst sind.

»Ich bin ein einfacher Krieger«, sagte Marcus. »Gib mir eine Truppe, ein Schlachtfeld oder eine Stadt. Ich weiß dann vermutlich, was ich dann zu tun habe. Zeig mir den Feind, damit ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen kann.«

»Täuschung und Verstohlenheit sind im Arsenal des Krieges keine neuen Waffen«, entgegnete ich. »Sie sind zweifellos so alt wie eine Keule oder ein angespitzter Stock.«

Der junge Krieger warf mir einen wütenden Blick zu.

»Studiere die Feldzüge Dietrichs von Tarnburg«, riet ich ihm.

Er zuckte ärgerlich mit den Schultern.

»Er säte Silber und erntete Städte.«

Marcus dachte nach. Dann sagte er widerstrebend: »Es sind mehr Tore mit Gold als mit Stahl geöffnet worden.«

»Du tust immer so, als wärst du nicht besonders klug«, erwiderte ich belustigt. »Aber du zitierst aus den Tagebüchern.« Ich bezog mich auf die Feldtagebücher von Carl Commenius aus Argentum, die Marcus als ausgebildeter Krieger kennen mußte.

»Auch wenn ich für solche Spiele nichts übrig habe, heißt das nicht, daß ich sie nicht spielen kann.«

»Wie viele Mann sind in der Deltabrigade?« fragte ich.

Er grinste. »Zwei«, sagte er. »Wir sind die Deltabrigade.«

»Nein«, erwiderte ich. »Es gibt noch mehr.«

Er blickte mich überrascht an.

»Heute morgen fand man vier Soldaten, zweifellos

Cosianer, ermordet in der Nähe der Straße von Turia auf. Man fand auch das Delka.«

Marcus schwieg.

»Wir haben Verbündete«, sagte ich. »Darüber hinaus habe ich erfahren, daß das Delka auch an anderer Stelle erschienen ist, anscheinend hauptsächlich in den ärmeren Stadtvierteln.«

»Ich mag keine unbekannten Verbündeten«, sagte er.

»Wenigstens können sie uns unter der Folter nicht verraten, genausowenig wie wir sie«, meinte ich.

»Soll ich mich deshalb besser fühlen?«

»Warum nicht?«

»Wir können keinen Einfluß auf sie nehmen.«

»Sie auch nicht auf uns.«

»Wir haben damit angefangen«, sagte der junge Krieger nachdenklich. »Aber ich weiß nicht, wo es enden wird.«

»Cos wird gezwungen, die Krallen auszufahren.«

»Und dann?« fragte er.

»Und dann wissen wir nicht, wo es enden wird.«

»Was ist mit dem Heimstein von Ar-Station?«

»Ist das deine einzige Sorge?«

Er spuckte aus. »Soweit es mich betrifft, können sie das verräterische Ar bis auf die Grundmauern niederbrennen.«

»Sie werden ihn wieder öffentlich ausstellen.«

»Ist das ein Teil deiner Partie Kaissa?«

Ich nickte.

»Du planst weit voraus.«

»Nein«, sagte ich. »Das ist ein erzwungener Zug. Ar wird keine andere Wahl bleiben.«

»Und wenn sie den Heimstein öffentlich zur Schau stellen? Was dann?«

»Ich kenne einen Burschen, der ihn für dich besorgen wird.«

»Einen Zauberer?«

Ich lächelte.

»Die Deltabrigade, du und ich?«

»Ich glaube, da gibt *es* noch mehr.«

»Genug, um den Zentralzylinder zu erobern?«

»Mit Sicherheit jetzt noch nicht.«

Marcus betrachtet das Delka, das in die Häuserwand eingeritzt worden war.

»Ich habe Angst«, sagte er dann.

»Ich auch«, erwiderte ich.

»Da ist noch ein Delka«, sagte ich zu Marcus.

»Ganz schön unverschämt, es an einem solchen Platz anzubringen«, erwiderte er.

Marcus und ich spazierten die Straße des Zentralzylinders entlang, die im gewissen Sinne die Hauptstraße Ars ist. Auf jeden Fall ist es seine berühmteste, wenn nicht sogar belebteste Straße; sie führt zum Park des Zentralzylinders, in dem sich das Bauwerk befindet, das ihr den Namen verlieh. Es ist eine lange, im Schatten liegende, breite, elegante Straße, mit teuren Geschäften und Springbrunnen.

Seit dem Vorfall im Laden des Geschirrverkäufers waren einige Tage vergangen.

»Gestern nacht hat man eine Soldatenunterkunft niedergebrannt«, sagte Marcus. »Das habe ich gehört.«

»Falls es stimmt«, entgegnete ich. »Ich glaube nicht, daß davon etwas auf den Anschlagtafeln zu lesen sein wird.«

»Hast du nicht auch den Eindruck, daß in der Stadt ein neuer Geist herrscht?« fragte er mich.

»Mir kommt alles sehr ruhig vor.«

»Trotzdem. Die Dinge haben sich verändert.«

»Schon möglich.«

»Da, hör doch!«

Wir drehten uns um. Eine Gruppe Jugendlicher marschierte in geordneten Reihen vorbei und sang ein Lied. Anscheinend handelte es sich um eine Gruppe Sportler. Sie trugen sowohl die Farben Ars wie auch die Cos'. Solche Gruppen, die in den einzelnen Stadtteilen aufgestellt werden, messen sich in den unterschiedlichsten Disziplinen, im Steinwurf, im Speerwurf – sowohl in bezug auf Weite als auch auf Zielgenauigkeit – und in allen möglichen Arten von Wettkämpfen.

fen. Es finden Treffen und örtliche Ausscheidungskämpfe statt, bei denen der Beste ermittelt wird und dann einen Preis erhält. Diese Wettkämpfe waren den Goreanern vertraut und wurden schon seit Jahren in den verschiedenen *palestrae* der Stadt privat veranstaltet. Manchmal traten auch die *palestrae* gegeneinander an.

»Das ist anders«, sagte Marcus.

»Solche Sportgruppen hat es doch schon immer gegeben«, entgegnete ich.

»Man hat sie Wiederaufleben lassen«, sagte Marcus.

»Sieht du darin etwas Bedeutsames?«

»Natürlich«, erwiderte er sofort. »Warum sollte Cos solche Veranstaltungen fördern?«

»Um sie beim Herrschen zu unterstützen?« mutmaßte ich. »Um edel und gütig erscheinen zu lassen? Um der Öffentlichkeit ein hübsches Spielzeug zu geben, interessante Dinge, mit denen sie sich die Zeit vertreiben kann? Um Ar von seiner Niederlage und seinem traurigen Zustand abzulenken?«

»Aber das haben die Cosianer bis jetzt doch nicht getan«, sagte er. »Warum gerade jetzt?«

Wir sahen zu, wie die Jugendlichen an uns vorbeimarschierten.

Ich tat Marcus den Gefallen. »Also warum?« fragte ich.

»Um der Deltabrigade entgegenzutreten«, sagte er.

»Um ihren Einfluß zu beschneiden!«

»Cos weiß doch nicht einmal, daß es uns gibt.«

»Die Ubara weiß Bescheid«, sagte er. »Seremides und der Polemarkos auch.«

»Du spinnst.«

»Diesmal ist mein Kaissaspiel geschickter als das deine.«

»Das würde ich gern glauben«, sagte ich.

»Und das Kunstzentrum?« gab Marcus zu bedenken.

»Was ist damit?«

»Genau das gleiche!«

Ich lachte.

»Nein, ich meine es ernst!« beharrte er. »Es ist genau das gleiche, nur eben für die Intellektuellen, die Schriftgelehrten, die hohen Kasten.«

»Werden sie dafür den gestohlenen Marmor aus Cos zurückholen?« fragte ich spöttisch.

»Ich meine es ernst, Tarl!«

»Vielleicht hast du ja recht«, sagte ich. »Ich hoffe es jedenfalls.«

»Ich sage dir, die Dinge in Ar verändern sich.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Es hat den Anschein, als wären die Erleuchteten nun nicht mehr so willkommen in den Straßen wie zuvor«, sagte der junge Krieger. »Die Männer gehen ihnen aus dem Weg. Sogar manche Frauen gehen ihnen aus dem Weg. Einige haben sogar verlangt, daß sie in ihren Tempeln bleiben sollen, wo sie hingehören, daß sie sich von den anständigen Leuten fernhalten.«

»Das ist interessant.«

»Nun läuten sie ihre Glocken und schwingen ihre Weihrauchbehälter in verlassenen Straßen«, sagte Marcus. »Sie singen mit ihren Litaneien nur noch Wände an.«

»So schlimm wird es ja wohl noch nicht sein«, erwiderte ich.

»Ist dir so viel an dieser unproduktiven, parasitären Kaste gelegen?« fragte er.

»Ich denke nicht viel über sie nach.«

»Bestimmt bedauerst du die Leute, deren Verstand sie verdorben haben.«

»Natürlich, falls es sie geben sollte.«

»Sie machen sich die Leichtgläubigkeit zunutze, sie beuteln Furcht aus, sie fördern den Aberglauben.«

»So verdienen sie sich eben ihren Lebensunterhalt.«

Marcus schnaubte ärgerlich. Er gehörte zu den Leuten, die es noch immer nicht müde geworden waren,

Heuchelei und Schwindel anzuprangern. Er hatte einfach noch nicht begriffen, welche Rolle solche Dinge im komplizierten Webmuster des Lebens spielten. Was war, wenn einige Menschen Lügen brauchten, sie der Preis für ihre geistige Sicherheit waren? Sollte man ihnen trotzdem ihren Trost nehmen, sie ihrer Illusionen berauben? War ihr Glück weniger wert als das anderer Menschen?

Wenn sie etwas Derartiges brauchen, ist es dann nicht besser, ihnen zu sagen, daß die Illusionen die Realität darstellen, die Lügen die Wahrheit sind? Und wenn es viele nach solchen Dingen verlangte, war es dann ein Wunder, daß sich Menschen fanden, die ihnen diese Ware verkauften, vielleicht sogar aus aufrichtigen Beweggründen?

Ich dachte darüber nach. Im Gegensatz zu Marcus kannte ich viele Gesellschaftsformen, die unnatürlich waren, die den falschen, auf Mythen und Lüge basierenden Weg eingeschlagen hatten. Vielleicht mißbilligte Marcus die Erleuchteten deshalb so sehr. In seiner Welt erschienen sie ihm als Anomalie, als sinnlos und gefährlich.

»Glaubst du an die Priesterkönige?« fragte Marcus.

»Aber sicher.«

»Ich nicht.«

»Das ist deine Angelegenheit.«

»Aber wie sollen wir dann die Waffengesetze oder den Flammentod erklären?«

»Das dürfte doch wohl eher dein Problem sein«, erwiderte ich, »da ich ihre Existenz akzeptiere.«

»Etwas existiert«, sagte er, »aber es sind keine Priesterkönige.«

»Das ist ein interessanter Gedanke.«

»Sie gebieten eben nur über die Macht der Priesterkönige.«

»Noch ein interessanter Gedanke«, sagte ich. »Aber wenn sie über die Macht von Priesterkönigen gebie-

ten, warum sie dann nicht auch Priesterkönige nennen?«

»Glaubst du, es würde sie stören, wenn ich es nicht hie?«

»Vermutlich nicht.« Es verhielt sich tatsächlich so; solange sich die Menschen an die Gesetze der Priesterkönige hielten, ließen die sie tun, wonach ihnen der Sinn stand. Die Hauptsorte der Priesterkönige bestand offenbar darin, so wenig wie nur möglich mit den Menschen *zu* tun zu haben. Dafür hatte ich immer großes Verständnis gehabt.

»Aber wie sieht die Beziehung der Erleuchteten zu den Priesterkönigen aus, falls es sie gibt?« fragte er.

»Meiner Meinung nach dürfte sie, vorausgesetzt sie existieren, eher schwach ausgeprägt sein.«

»Du glaubst also nicht, daß die Priesterkönige ständig engen Kontakt zu den Erleuchteten pflegen?«

»Würdest du gern in engem Kontakt mit den Erleuchteten stehen?« fragte ich ihn.

»Mit Sicherheit nicht.«

»Siehst du.«

Ein Bäcker ging vorbei und musterte uns mit furchtlosem Blick. »Sieh dir den an!« sagte Marcus.

»Das ist doch nur ein Mann.«

»Er geht aufrecht und voller Stolz daher.«

»Er wird nicht mehr stolz sein, wenn ihn erst einmal eine cosische Patrouille verprügelt hat«, meinte ich.

»Wie dem auch sei«, sagte Marcus, »die Macht der Erleuchteten hat deutlich abgenommen.«

»Zumindest im Augenblick.«

»Im Augenblick?«

»Sollten die Bürger wieder verwirrt und ängstlich werden«, sagte ich, »sollten sie wieder anfangen zu jammern und nach einer Führung verlangen, werden auch wieder die weißen Gewänder auf der Straße zu sehen sein.«

»Als Leitbilder braucht man die Erleuchteten unbedingt.«

»Das ist wahr.« Es konnte auch eine Kaste, der Staat oder ein Führer sein.

»Die Erleuchteten hätten der Kern einer Widerstands-bewegung gegen Cos sein können«, sagte Marcus.

»Cos hat schon dafür gesorgt, daß es nicht dazu kam, und zwar mit Geschenken und Opfergaben.«

»Damit sie ihre Passivität und Resignation predigten?«

»Natürlich«, sagte ich. »Aber verringere die Opfer-gaben, bedrohe ihre Schätze, stelle ihre Macht in Frage, und es wird nicht lange dauern, bis sie ihren Patriotis-mus wiederentdeckt haben.«

»Cos ist sehr gerissen«, sagte Marcus.

»Allerdings.«

»Ich hasse die Erleuchteten!«

»Das habe ich mir schon gedacht.«

»Ich verabscheue sie.«

»Vielleicht –kannst du dich ja bloß nicht dazu über-winden, dich an Unehrllichkeit zu erfreuen und blan-ken Schwindel und Heuchelei zu feiern.«

»Sollte die Erklärung dafür so einfach sein?«

»Wer weiß.«

»Ich habe meine Grenzen«, stellte Marcus bestimmt fest.

»Wer hat die nicht.«

»Und doch ist die Welt sehr geheimnisvoll.«

»Das ist wahr.«

»Was ist nur ihre Natur?«

Ich sagte: »Ich bin sicher, daß ich das nicht weiß.«

Plötzlich schlug er sich mit der geballten Faust in die Hand. Es mußte weh getan haben. Ein Passant drehte sich um, sah ihn an und ging dann weiter. »Aber ich bin hier!« rief Marcus aus und betrachtete die Straße, die Gebäude, die Bäume, die Springbrunnen und den Himmel. »Und hier lebe ich!«

»Das halte ich für einen vernünftigen Gedanken«, erwiderte ich.

»Tarl, ich habe diese Unterhaltung sehr genossen«, sagte er. »Sie hat mir viel bedeutet.«

»Ich habe nicht das geringste verstanden.«

Er schnaubte. »Manche Leute sind so oberflächlich!«

»Aber vielleicht hast du ja recht«, räumte ich ein. »Vielleicht hat sich ja tatsächlich etwas in Ar verändert.«

»Ganz bestimmt!« sagte er und betrachtete ein Mädchen.

»Bleib stehen, Frau!« befahl ich.

Die Sklavin gehorchte.

»Sie ist nicht die erste, die du in letzter Zeit gesehen hast.«

»Nein«, sagte ich. Die Sklavin wollte niederknien, aber ich schüttelte den Kopf. Marcus und ich gingen um sie herum.

»Sieh nur die Kürze ihrer Tunika«, sagte Marcus.

»Der tiefe Ausschnitt, der ärmellose Schnitt.«

»Ja«, sagte ich.

Das Mädchen errötete.

»Das ist ein Zeichen, daß die Männlichkeit der Männer Ars wiedererstarkt.«

»Allerdings.«

»Dir ist sicher nicht entgangen, daß in letzter Zeit viele Sklavinnen leichter gekleidet sind als zuvor.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Ich finde es offensichtlich, daß die Bürger ihre Männlichkeit zurückerobern«, sagte er. »Sie werden wieder gefährlicher.«

»Ja.«

Ein paar Wochen zuvor hatte es Gerüchte gegeben, das Ubarat wolle die Männlichkeit der Bürger von Ar beschneiden und unterdrücken. Das geschah unter dem Deckmantel einer Kleiderordnung, die die Zurschaustellung der Sklavinnen einschränken und nur die erste einer Reihe von geplanten Maßnahmen sein sollte. Es war die Rede davon, allen Sklaven größeren

›Respekt‹ entgegenzubringen und dergleichen mehr. Natürlich sollten die Bürger damit nur noch weiter unterdrückt, ja, kastriert werden. Aber dieser vorsichtige Versuch war auf einen derart verbissenen Widerstand gestoßen, daß man ihn sofort zurückgezogen hatte. Tatsächlich war auf den Anschlagtafeln sogar ein Aufruf der Ubara erschienen, daß Sklavinnen ihren Herren gehorchen sollten. Dieser Rückzieher war vernünftig gewesen. Die Männer von Ar wären bestimmt eher gestorben als auch noch die letzten, von der Natur vorgegebenen Reste ihrer Männlichkeit aufzugeben.

»Sicher werden den Cosianern die Veränderungen nicht entgehen«, sagte Marcus, als wir die Sklavin entließen und weitergingen. »Ich habe gehört, daß es unter den Jugendlichen zu Kämpfen gekommen ist. Diese Banden, die sich ›Cosianer‹ nennen und alles Cosische nachahmen, werden von anderen mit so farbigen Namen wie ›die Larls‹ oder ›die Ubars‹ überfallen.«

»Das habe ich auch gehört.«

»Interessanterweise hat es den Anschein, daß einige der Jungen, die sich früher als ›Cosianer‹ gaben, jetzt ganz andere Farben und Haarschnitte tragen, und zwar solche, die man den aus dem Delta zurückgekehrten Veteranen zuschreibt.«

Ich nickte. Das war mir ebenfalls nicht verborgen geblieben. Dabei konnte ich mich noch genau daran erinnern, wie diese Veteranen vor Monaten in der Stadt nicht willkommen gewesen waren. Trotz der Strapazen und Entbehrungen, die sie im Namen ihrer Heimstadt auf sich genommen hatten, hatte man sie verachtet. Man hatte sie beleidigt, angespuckt und lächerlich gemacht. Gefühle, die man besser für den Feind aufgespart hätte, ließ man an den eigenen Brüdern aus. Einige Bürger hatten sie als Versager beschimpft, als besiegte Narren, die sich oben im Norden hatten dezimieren und demütigen lassen, als Männer, die es ge-

wagt hatten, ohne die Krone des Sieges in das stolze Ar zurückzukehren. Es wäre besser gewesen, sagte man, sie wären alle im Sumpf gestorben, anstatt in Schande nach Hause zurückzukehren. Aber die das sagten, waren nicht im Delta dabeigewesen oder hatten je eine Waffe in der Hand gehalten. Andere, die sich die politischen Täuschungsmanöver von Cos zu eigen gemacht hatten, hatten die Veteranen als potentielle Kriminelle sowie als imperialistische Kriegstreiber beschimpft, als entsprächen Cos' Bestrebungen nicht denen Ars. Viele Männer waren verwirrt und verbittert. Hatten sie dafür ihre Pflicht getan, war das die Belohnung für das, was sie im Delta hatten aushalten müssen: Tharlarion, Insekten, Hunger, die Pfeile der Rencebauern, die Klingen von Cos?

»Einige dieser Kerle, ob nun die einstigen ›Cosianer‹ oder die anderen, sind anscheinend immer noch die reinsten Wandalen, aber andere beschatten cosische Patrouillen, verfolgen Truppenbewegungen und zeichnen die Runden der Wächter auf, um der Deltabrigade Bericht zu erstatten.«

»Wenn das stimmt, ist es ein gefährliches Spiel für die Jungen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ihre Jugend die Cosianer davon abhalten würde, sie zu pfählen oder zu hängen.«

»Einige haben sich andere Aufgaben gestellt«, sagte ich, »wie den Schutz ihrer Nachbarschaft.«

»Ein hoffnungsvolles Zeichen«, sagte Marcus, »wenn Ar wieder anfangen sollte, selbst auf sich aufzupassen.« Er verstummte. »Selbst wenn es nur die Jugend ist.«

»Da ist die Deltabrigade.«

»Wir sind keine Arer«, stellte er fest.

»Aber die anderen, wer auch immer sie sein mögen, müssen welche sein.«

»Cos können diese vielen Veränderungen nicht verborgen geblieben sein«, sagte Marcus.

»Anscheinend besteht ihre offizielle Politik darin, Unwissenheit vorzutäuschen.«

»Das halten sie nicht lange durch.«

»Nein.«

»Und sie haben die Schwerter.«

»Lurius von Jad und viele seiner Minister sind zweifellos dafür, sie auch zu gebrauchen. Bis jetzt hat sie zweifellos nur der allgemeine Erfolg ihrer politischen Kriegsführung zurückgehalten.«

Marcus lächelte. »Diejenigen, die eingeladen sind, mit den Sleen zu speisen, sollten sich in acht nehmen.«

Ich nickte, dann fiel mir etwas auf.

»Dort vorn, an den öffentlichen Anschlagtafeln, hat sich eine kleine Menschenmenge versammelt.«

»Dann sehen wir uns doch an, was da los ist«, schlug er vor. Und wir eilten dorthin.

Ich beugte mich zu Marcus hinüber. »Steht da was Neues?« raunte ich ihm zu. Ich wollte nicht, daß die Umstehenden mitbekamen, daß ich das Goreanische nicht so perfekt lesen konnte, wie es möglich gewesen wäre.

Gut sichtbar an der linken Tafelseite hatte jemand ein Delka in das Holz eingeritzt. Alle Umstehenden taten so, als sähen sie es nicht.

»Es wurde eine Ausgangssperre angeordnet«, sagte Marcus. »Ab heute abend. Zwischen der achtzehnten und der vierten Ahn sollen die Straßen frei bleiben.«

»Warum denn das?« fragte ich den Mann neben mir.

»Um den Aktionsradius der Deltabrigade zu beschränken«, flüsterte er.

»Gibt es die denn tatsächlich?«

»Seremides glaubt es zumindest.«

Ein Schriftgelehrter steckte auf verschwörerische Weise den Kopf nach vorn. »Ich habe gehört, daß gestern nacht eine Soldatenunterkunft niedergebrannt wurde.«

»Das habe ich auch gehört«, bestätigte Marcus.

»Steht es auf der Tafel?« fragte ich.

»Nein«, sagte er. »Ich glaube nicht.«

»Dann war es bestimmt auch nicht so«, sagte ein Steinmetz grimmig.

»Das Delka wird verboten!« las Marcus vor. »Dort steht es!«

»Interessant«, sagte ich.

»Das ist das erste Mal, daß die Deltabrigade in einem städtischen Dokument erwähnt wird«, sagte der Schriftgelehrte.

Ein anderer Bürger drehte sich um. »Wer gehört eigentlich der Deltabrigade an?« wollte er wissen.

»Wer kann das schon sagen«, sagte der Mann an meiner Seite.

»Es müssen Veteranen des Deltafeldzuges sein«, sagte der Schriftgelehrte.

Der Steinmetz drehte sich um. »Mich hat doch tatsächlich ein Mann gefragt, wo er sich der Brigade anschließen kann«, berichtete er.

»Vermutlich ein Spion«, sagte der Schriftgelehrte.

Dieser Meinung konnte ich mich nur beipflichten, doch ich hielt den Mund.

»Ich habe gehört, daß sie gestern versucht haben, einen Veteran zur Befragung zu verhaften«, sagte der Mann neben mir.

Das wollte ich genauer wissen. »Was ist passiert?«

»Er zog unter dem Umhang ein Schwert hervor.«

»Schwerter sind verboten«, sagte der Steinmetz.

»Zweifellos sind noch immer welche im Umlauf«, erwiderte der Schriftgelehrte.

»Und dann?« fragte ich.

»Er tötete zwei Cosianer und verschwand.«

Der Schriftgelehrte runzelte die Stirn. »Der Versuch, Veteranen Obdach zu gewähren, könnte gefährlich werden.«

»Sie werden ihnen Soldaten auf den Hals hetzen«, meinte der Steinmetz. »Eine Abteilung pro Mann.«

»Vielleicht wäre es besser, wenn sie die Stadt verließen«, gab ich zu bedenken.

»Warum?« fragte der Mann neben mir.

»Sie machen sich verdächtig.«

»In der Stadt gibt es Krieger und Wächter«, sagte der Steinmetz, »die keine Deltaveteranen sind.«

»Das ist wahr«, sagte ich. Genauso wie die Tatsache, daß nicht nur im Delta Blut vergossen worden war. Ich wandte mich an den Mann neben mir. »Kennst du den Namen des Mannes, der die Cosianer getötet hat?«

»Plenius.«

Das war interessant. Ich hatte im Delta einen Plenius

kennengelernt. Andererseits war es ein weit verbreiterter Name.

Marcus betrachtete versunken das Delka, das jemand in die Anschlagtafel geritzt hatte.

»Ich glaube nicht, daß ich in der Nähe dieses Delkas angetroffen werden möchte«, sagte ich. »Ein Delka, das so sichtbar auf einer Anschlagtafel angebracht wurde, und das vor so kurzer Zeit.«

»Das ist wohl war«, sagte der Schriftgelehrte.

Die Menge löste sich plötzlich in Windeseile auf.

Marcus betrachtete das Delka noch immer.

»Ich fürchte Repressalien«, sagte er schließlich.

»Noch nicht«, erwiderte ich. »Das stünde im direkten Gegensatz zur fundamentalen Politik der Regierung. Die ganze Täuschung besteht doch darin, daß Cos ein Freund und Verbündeter ist, daß die beiden Staaten trotz der früheren Verfehlungen, die man so großmütig vergeben hat, nun Brüder sind. Diese Haltung ist nicht mit Repressalien in Einklang zu bringen. Es ist eine Sache, Steuern zu erheben und im Namen diverser Rechte und moralischer Prinzipien – die bezeichnenderweise alle im Interesse gewisser Gruppierungen sind – zu beschlagnahmen und zu rauben, aber eine ganz andere, ernste Vergeltungsmaßnahmen gegen eine angeblich verbündete Bürgerschaft anzuordnen.«

»Aber früher oder später muß Cos die Krallen zeigen, wie du es so schön ausgedrückt hast.«

»Das fürchte ich auch«, sagte ich. »Aber wenn es so weit ist, wirst du hoffentlich mit dem Heimstein von Ar-Station die Stadt schon lange verlassen haben.«

»Und wann fängst du an, an diesem Teil des Plans zu arbeiten?« fragte er.

»Aber das haben wir doch schon!«

Ein Abteilung cosischer Soldaten marschierte vorbei, und ich rief: »Hierher! Hierher!«

Sie eilten über die Straße auf die Tafeln zu.

»Seht euch das an!« sagte ich.

»Wieder ein verfluchtes Delka!« knurrte der Offizier.

»Und auch noch auf einer städtischen Anschlagtafel«, sagte ich.

»Seid ihr schon lange hier?«

»Nein.«

»Habt ihr gesehen, wer das getan hat?«

»Nein.«

»Die Feiglinge sind geflohen«, verkündete der Offizier und blickte sich um.

»Das sind alles Urts«, sagte einer der Untergebenen.

Ich zuckte mit den Schultern. »Es ist doch bloß ein Delka.«

»Es gibt zu viele davon«, sagte der Offizier.

Der Soldat lachte. »Zu mehr sind sie ja auch nicht imstande.«

Der Offizier sah sich das Delka ganz genau an. »Es wurde schnell eingeritzt, schnell und tief«, sagte er.

»Mit Einsatz von Kraft, möglicherweise Haß.«

»Diese Zeichen sind zweifellos das Werk einiger weniger«, meinte der Soldat.

»Aber viele können sie sehen«, sagte der Offizier.

»Es gibt keinen Grund zur Sorge«, sagte der Soldat.

»Ich will, daß diese Tafel durch eine andere ersetzt wird«, befahl der Offizier.

»Sollen wir unsere Runde fortsetzen?« fragte ich ihn. Er nickte knapp. Marcus und ich drehten uns um und gingen die Straße des Zentralzylinders weiter in südliche Richtung entlang.

»Was wird Cos tun?« fragte Marcus.

»Die Stadtmeisterschaften in den Spielen der *palestrae* finden bald statt.«

»Und?«

»Cos' Taktik besteht darin, daß alles weitergeht, als wäre nichts geschehen.«

»Ich verstehe.«

»Und in der Zwischenzeit werden die Cosianer ihre Aufmerksamkeit der inneren Sicherheit zuwenden.«

»Der Offizier war nicht erfreut, das Delka zu sehen«, sagte Marcus.

»Glaubst du, er hatte Angst?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Kann ich mir nicht vorstellen.«

»Es ist eine Sache, sich mit sporadischen Protestaktionen auseinanderzusetzen«, sagte ich. »Aber eine ganze andere, wenn man es mit einem entschlossenen, im geheimen agierenden, organisiertem Feind zu tun hat.«

»Wie die cosischen Propagandaoffiziere, Infiltranten und Spione während des Krieges?« fragte er.

»Genau.«

»Aber es gibt keinen entschlossenen, im geheimen agierenden und organisierten Feind, der Cos herausfordern könnte«, sagte er.

»Ich weiß nicht.«

»Wir sind das jedenfalls mit Sicherheit nicht«, sagte Marcus.

»Nein«, erwiderte ich. »Wir nicht.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Sache liegt möglicherweise nicht mehr in unserer Hand.«

Marcus runzelte die Stirn. »Interessant«, sagte er nachdenklich.

»Es wird gefährlich«, sagte ich zu Marcus.

»Ich komme aus Ar-Station«, erwiderte er.

»Was wir jetzt tun, hat nur wenig Auswirkungen auf das Schicksal von Ar-Station, fürchte ich.«

»Hier ist das Seil«, sagte er.

Ich nahm es entgegen. Es war mit einem einzackigen, ganz einfachen Eisenhaken verbunden.

Es war ungefähr zur zweiten Ahn in einer dunklen, wolkenverhangenen Nacht. Wir waren in Richtung Registratur unterwegs.

Am Nachmittag war auf der Straße von Turia ein Karren, der angeblich Listen der Deltaveteranen von der Registratur zum Kriegsministerium im Zentralzylinder gebracht hatte, von einer Gruppe Jugendlicher umzingelt worden, die gegen die Deltaveteranen protestiert hatten, fast so wie vor Monaten, als es mehrere gewalttätige Demonstrationen gegen diese Männer gegeben hatte, deren Verbrechen es gewesen zu sein schien, daß sie loyal zum Heimstein gestanden hatten – und daß sie so dumm gewesen waren, Ar gedient und für die Stadt gelitten zu haben. Diese Demonstrationen waren natürlich auf Cos' Wunsch hin veranstaltet und sorgfältig von cosischen Agenten geplant und organisiert worden. Dem allgemeinen Glauben ihrer Teilnehmer zum Trotz entstehen solche Demonstrationen nicht durch Zauberei. Es sind genau strukturierte Veranstaltungen, die bestimmten Zwecken dienen.

Diese jungen Kerle jedoch hatten den Karren und seine Begleitwachen einfach umringt, auf die Veteranen gemünzte Schmährufe gebrüllt und auf die Schriftstücke gespuckt. Die Wächter – Cosianer – waren sich nicht sicher gewesen, wie sie darauf reagieren sollten.

Sie versuchten, die Jugendlichen zurückzudrängen, aber die Demonstranten durchbrachen ihre Reihen. Kurz darauf waren ein paar Jugendliche scheinbar vom Haß überwältigt auf die Akten gesprungen und hatten sie zerrissen oder der versammelten Menge entgegengeworfen. Einen Augenblick später hatte jemand eine Fackel gebracht.

Marcus und ich waren gekommen, um zuzusehen, denn wir hatten gewußt, daß dieser Transport stattfand. Tatsächlich war er auf den Anschlagtafeln angekündigt worden. Die Soldaten hatten die Schwerter gezogen, aber die Offiziere hielten sie zurück. Dann waren die Papiere verbrannt worden, und die Jugendlichen hatten sich triumphierend zurückgezogen und Lieder zum Ruhme Cos' gesungen. Der junge Bursche, der als erster auf den Karren gesprungen war, war mir bekannt. Ich hatte ihn zuvor heimlich beobachtet, wie er ein Delka in eine Tafel einritzte.

»Das waren tapfere Jungs heute nachmittag«, sagte ich zu Marcus.

»Aber bei den vernichteten Papieren handelte es sich doch bestimmt nicht um die Listen der Deltaveteranen.«

»Nein«, erwiderte ich. »Die hätte man nicht in aller Öffentlichkeit transportiert.«

»Und was sollte das dann alles?«

»Viele Leute assoziieren die Veteranen mit der Deltabrigade«, sagte ich. »Dies war zweifellos eine von Sermides gestellte Falle. Indem er vorgab, die Listen an einen sicheren Ort zu verlagern, Listen, aus denen man die Identität der Veteranen erfahren kann, hoffte er, die Brigade zu einem Angriff herausfordern zu können. Eine Menge Wächter begleitete den Karren, viel mehr als zu erwarten gewesen wäre. Und wenn ich mich nicht irre, waren in der Menge noch weitere Wächter, in Zivilkleidung, mit Umhängen. Auf jeden Fall begleiteten sie den Karren.«

»Wie wird Cos diese Demonstration aufnehmen?«

»Das war kein bewaffneter Angriff«, sagte ich. »Die Demonstranten waren jung, sie meinten es allem Anschein nach ernst. Möglicherweise wertet Cos die Aktion sogar als erfreuliches Zeichen. Es hat nichts verloren und offenbar einen Beweis für die Effektivität seiner Propaganda erhalten.«

»Glaubst du, daß sich Seremides täuschen läßt?«

»Nein.«

»Und die Ubara?«

»Keine Ahnung.«

»Sie war letzte Woche bei den Spielen.«

»Nein«, erwiderte ich. »Das war eine Frau in ihren Gewändern.«

»Woher willst du das wissen?«

»Sie trug Sandalen. Außerdem war sie einen Hort größer als die Ubara.«

»Du kennst die Ubara persönlich?«

»Ich kannte sie. Es ist lange her.«

»Bist du sicher?«

»Ich erkenne sie, wenn ich sie sehe.«

»Du warst sehr mutig, dich so nahe an sie heranzuwagen«, meinte er.

»Ich habe ihr erlaubt, sich mir zu nähern, da ich beiseite trat und sie mit ihren Wächtern passieren ließ.«

»Und wenn es die richtige Ubara gewesen wäre und sie dich erkannt hätte?«

»Ich trug einen Umhang, der mich ziemlich unkenntlich machte«, sagte ich, »aber ich glaube ohnehin nicht, daß die Gefahr groß war. Es konnte unmöglich die echte Ubara sein.«

»Warum nicht?«

»Cos würde es nicht mehr riskieren, sie in der Öffentlichkeit auftreten zu lassen.«

»Wegen der Deltabrigade?«

»Natürlich.«

»Sie fürchten, man könnte sie töten?«

»Stimmt«, sagte ich. »In der Stadt wächst der Haß auf unsere geliebte Ubara.«

»Und wo ist sie dann?«

»Ich schätze, im Zentralzylinder.«

»Als Gefangene?«

»Vermutlich lebt sie auf die gleiche Weise wie damals, als Marlenus sie in ihrer Schande isoliert hat.«

»Aber sie ist noch immer die Ubara?«

»Ja. Aber unter Cos' Herrschaft.«

Marcus dachte nach. »Was glaubst du, wo sie die Listen verwahren?«

»Keine Ahnung.«

»Warum gehen wir dann zur Registratur, mit einem Seil und einem Haken?«

»Sie könnten sich dort befinden.«

»Du willst ein solches Risiko auf dich nehmen, das unter Umständen nicht nur unnötig, sondern sogar sinnlos ist, nur um zu verhindern, daß Cos die Listen in die Hände fallen?«

»Du brauchst mich nicht zu begleiten.«

»Mach dich nicht lächerlich.«

»Die Tatsache, daß Seremides eine solche Falle für die Deltabrigade aufbaut – falls ich mich nicht täusche –, verrät doch, daß es ihm mit seinem Verdacht gegen die Veteranen ziemlich ernst ist und er etwas gegen sie unternehmen könnte.«

»Das sind nicht alles schlechte Kerle«, mußte Marcus zugeben, »auch wenn sie aus Ar kommen.«

»Es gibt in allen Städten gute Menschen«, sagte ich.

»Sogar in Ar-Station.«

»Schon möglich«, murmelte Marcus.

»Bestimmt«, versicherte ich ihm.

»Wie sieht dein Plan aus?«

»Ich näherte mich der Registratur über die angrenzenden Dächer, werfe das Seil hinunter und steige über das Atrium ein.«

»Bist du sicher, daß du die Listen erkennst, wenn du sie siehst?«

»Überhaupt nicht.«

»Du willst sie doch sicherlich nicht alle mitnehmen!«

»Nein«, sagte ich. »Das wäre unpraktisch.«

Er runzelte die Stirn. »Du willst sie verbrennen?«

»Ja.«

»Aber wie willst du wissen, was du verbrennen mußt?«

»Ich glaube nicht, daß das ein Problem ist.«

»Wieso nicht?«

»Ich habe vor, das ganze Gebäude niederzubrennen.«

»Ich verstehe«, sagte er. »Und was ist, wenn sich das Feuer durch den Bezirk ausbreitet und schließlich ganz Ar vernichtet?«

Ich schwieg. »Daran habe ich gar nicht gedacht, mußte ich dann zugeben.

»Nun«, sagte er. »Es ist schwer, immer an alles zu denken.«

»Ja.« Er hatte natürlich recht.

»Was ist, wenn die Listen schon längst im Zentralzylinder sind?« fragte er dann.

»Vermutlich sind sie das tatsächlich.«

Er stöhnte auf.

»Aber sie könnten auch noch hier sein.«

»Aber du willst nicht auch noch den Zentralzylinder niederbrennen, oder?«

»Natürlich nicht«, erwiderte ich. »Wenn sie dort sind, dann wurden sie bestimmt bereits kopiert, vielleicht sogar mehr als nur einmal, und wer weiß, wo diese Kopien dann aufbewahrt werden. Außerdem sind dort viele Sklavinnen.«

»So wie die Ubara?«

»Genau«, sagte ich. Und verstummte.

»Was ist?« fragte Marcus beunruhigt.

»Hör mal!«

Er nickte. Schritte näherten sich, mit wachsender Geschwindigkeit. Wir drückten uns an eine Mauer.

In der Dunkelheit ging eine stämmige Gestalt vorbei. Ich war mir nicht sicher, hatte aber den Eindruck, daß ich sie irgendwo schien einmal gesehen hatte.

»Nicht jeder hält sich an die Ausgangssperre«, bemerkte Marcus.

»Du bist ja auch draußen«, sagte ich.

»Wir haben unsere Armbinden.«

»Ich glaube, da kommt noch jemand.«

Wir drückten uns tiefer in die Dunkelheit.

Ein zweiter Mann kam auf der Straße näher, aber plötzlich entdeckte er uns, da wir uns als Schatten in der Dunkelheit abzeichneten. Er riß ein Schwert aus der Scheide; Marcus und ich folgten sofort seinem Beispiel. Einen Augenblick lang schien er überrascht zu sein. Mir ging es nicht anders. Dann eilte er los, ohne das Schwert zurück in die Scheide zu schieben.

»Gibt es noch mehr?« flüsterte Marcus.

»Schon möglich«, sagte ich, »aber auf anderen Straßen, wo jeder einen anderen Weg nimmt.«

Marcus steckte das Schwert zurück. Ich ebenfalls.

»Hast du den ersten Mann erkannt?« fragte ich meinen Freund.

»Nein.«

»Ich glaube, er gehörte zu einem der Bauernregimenter«, sagte ich. »Das erste Mal sah ich ihn außerhalb der Stadtmauer. Er war aus dem Westen gekommen und hatte die endgültige Niederlage Ars überlebt.« Ich glaubte mich an ihn zu erinnern. Er war ein Riese von einem Mann. Er hatte das Spiel gewonnen, bei dem man auf einem Weinschlauch aus Verr-Haut stehen mußte. Er hatte den Schlauch kurzerhand aufgeschlitzt. Eigentlich wunderte es mich, daß er die Stadt nicht schon längst verlassen hatte. Möglicherweise gehörte sein Dorf zu denjenigen, die man niedergebrannt hatte. Schließlich hatten Leute wie er und

auch Jugendliche, die nicht mal alt genug gewesen waren, um mit den Waffen umgehen zu können, einen Großteil der Verteidigungsmilizen gestellt.

»Hast du den zweiten Kerl erkannt?« fragte Marcus.

»Ich glaube schon«, sagte ich.

»Und ich glaube, er hat uns ebenfalls erkannt.«

»Schon möglich.«

»Plenius«, sagte er. »Aus dem Delta.«

»Ja.«

Marcus nickte versonnen; plötzlich ruckte sein Kopf hoch. Schreie zerrissen die Nachtluft, dann ertönte ein Alarmstab.

»Sieh nur!«

Im Osten färbte sich der Himmel rot. Es war eine Art pulsierende, flackernde Glut.

»Das ist nicht die Morgendämmerung«, sagte Marcus grimmig.

»Ich finde, wir sollten zu unserem Quartier zurückgeben.«

Ein paar Männer rannten an uns vorbei auf das Licht zu. Mittlerweile wurden mehrere Alarmstäbe geschlagen.

»Die Ausgangssperre ist doch sicher noch immer in Kraft«, sagte Marcus.

»Die wird man jetzt schwer durchsetzen können«, sagte ich. Ein Mann eilte an uns vorbei, und ich packte ihn am Arm. »Was ist passiert?«

»Habt ihr nicht gehört?« keuchte er. »Die Registratur! Sie steht in Flammen!«

»Vielleicht hätten wir in eine Taverne gehen sollen«, meinte Marcus.

»Sie schließen neuerdings zur achtzehnten Ahn«, erinnerte ich ihn.

»Stimmt«, sagte er gereizt.

Die Wirtschäfte schätzten die Ausgangssperre bestimmt nicht und würden Geld verlieren. Vielleicht durften sie ja dafür früher öffnen.

Ich begleitete Marcus zurück in den Metellanischen Bezirk, das Seil und den Haken unter dem Umhang versteckt. Ich konnte seinen Ärger verstehen. Wir hätten den Abend genausogut in einer Paga-Taverne verbringen und uns an den sich windenden, schmachenden Körpern der einstigen freien Frauen Ars erfreuen können. Sie trugen Glöckchen um die Knöchel, die bei jeder Bewegung bimmelten.

»Seht her!« rief der Söldner. »Wir haben ein Mitglied der Deltabrigade gefangen!«

»Zur Seite! Zur Seite!« rief sein Kamerad und stieß Männer zurück.

»Rettet mich denn keiner!« schrie der bärtige, gefesselte Mann, der sich im Griff des Söldners wand. »Seid ihr keine Männer mehr?«

Wir standen an der südwestlichsten Ecke des Teiban-Sul-Marktes. Es war Morgen, die achte Ahn, am zweiten Tag in der Woche. Natürlich hatten sich zu dieser Stunde und an diesem Tag hier viele Leute versammelt.

»Leichtsinnig, daß diese Kerle, die nicht einmal Stadtwächter sind, ihren Gefangenen so mutig und in aller Öffentlichkeit hier herumführen«, sagte Marcus. »Und das in einer Gegend, wo die Feindseligkeit gegenüber Cos jederzeit überhandnehmen könnte.«

»Ein offensichtlicher Mangel an Urteilsvermögen«, gestand ich ihm zu.

»Laßt mich los!« brüllte der Bärtige die beiden Söldner an. »Ich verlange, sofort freigelassen zu werden!«

»Schweig, du mieser Sleen!« rief der eine Söldner und versetzte dem Gefangenen einen Stoß, woraufhin sich dieser gebärdete, als hätte er einen brutalen, viel stärkeren Schlag davongetragen.

»Du Sleen von einem Verräter an Cos!« sagte der andere Söldner und schlug ebenfalls zu.

»Ich glaube, ich hätte ihn härter schlagen können«, sagte Marcus nachdenklich.

»Laßt ihn los!« rief ein Tur-Pah-Straßenverkäufer und schob sich zwischen den Körben mit dem schlingpflanzenähnlichen Gemüse durch.

»Misch dich nicht ein!« warnte der eine Söldner.

»Zurück, ihr widerlichen Patrioten Ars!« rief sein Kamerad aus.

Marcus verschränkte die Arme vor der Brust. »Seltsam, daß der Gefangene eine Armbinde mit einem Delka am Ärmel trägt.«

»Zweifellos haben ihn die Söldner auch deswegen als Mitglied der Deltabrigade erkennen können«, sagte ich.

»Seremides hätte es viel leichter, wenn alle Angehörigen der Brigade so hilfsbereit wären.«

»Vielleicht könnten sie ja eine Uniform tragen«, schlug ich vor, »um es ihren Gegnern einfacher zu machen, sie zu ertappen.«

»Das sind doch nur zwei Mann!« rief der bärtige Gefangene. »Befreit mich! Versteckt mich! Ruhm und Ehre für die Deltabrigade!«

Es hatte den Anschein, als würde es keiner der Umstehenden wagen, diesen Ruf zu erwidern, aber ihre Stimmung war eindeutig: Sympathie für den Gefangenen und Wut auf die Söldner, und es bestand die große Wahrscheinlichkeit, daß eines zum anderen führte und sie handelten.

»Hilfe! Wenn wahre Männer aus Ar da sind, helft mir!« rief der Gefangene.

Einer der Marktleute versetzte einem Söldner einen Stoß, woraufhin sich dieser wütend revanchierte.

»Aus dem Weg!« rief er.

»Wir bringen diesen Kerl ins Hauptquartier!« sagte sein Kamerad.

»Laßt ihn gehen!« rief ein Mann. Die beiden Söldner waren nun von einer Menschenmenge umringt.

»Mein einziges Verbrechen war meine Liebe zu Ar und meine Loyalität zum Staat«, rief der Gefangene.

»Laßt ihn los!«

Mehrere Männer trugen Stäbe, eine einfache Waffe, die in den Händen eines geschulten Kämpfers so verheerend sein kann. Das war nichts Ungewöhnliches,

da viele der Straßenhändler Bauern vom Land waren. Der Stab dient natürlich nicht nur als Waffe, sondern wird für gewöhnlich als Stock in unwegsamem Gelände benutzt. Oder er ersetzt ein Joch, da man an seinen Enden Körbe balancieren kann. Was nun sein Potential als Waffe angeht, gibt es viele Männer, die so gut damit umgehen können, daß sie damit jedem Schwertkämpfer gewachsen sind.

Die Rufe der Bürger wurden immer lauter. »Laßt ihn los! Was habt ihr mit ihm vor? Was geschieht mit ihm?«

»Er wird gepfählt!« verkündete einer der Söldner.

Das rief einen wütenden Aufschrei hervor.

»Ich frage mich, ob die Söldner wissen, daß sie in Gefahr schweben«, sagte Marcus.

»Vermutlich bezahlt man sie gut«, erwiderte ich. »Ansonsten würden sie nämlich ganz schön ausgenutzt.«

»Rettet mich!« rief der Bärtige. »Laßt nicht zu, daß sie mich fortschaffen!«

»Zurück, ihr Sleen!« brüllte der Söldner, der den Mann festhielt.

»Zurück, Arer!« rief der andere.

»Auf jeden Fall sind sie nicht besonders diplomatisch«, bemerkte Marcus.

Ich nickte. »Nicht mal höflich.«

Der Gefangene wehrte sich. Man hatte ihm nicht nur die Hände auf den Rücken gefesselt, sondern zusätzlich ein Seil um ihn geschlungen, so daß ihm die Arme an den Körper gebunden waren.

»Ein hoffnungsvolles Zeichen sehe ich«, meinte Marcus. »Offensichtlich besteht Sympathie für die Deltabrigade.«

»Ja.«

Der Gefangene wehrte sich immer heftiger.

»Hast du den Eindruck, daß hier verkleidete Wächter in der Nähe sind?« fragte ich Marcus. Ich versuchte schon seit einiger Zeit, mir darüber klar zu werden.

Er sah sich um. Schließlich sagte er: »Ich glaube kaum.«

»Vielleicht ist es dann an der Zeit, unsere Armbinden zu entfernen, die Umhänge zu wenden und die Halstücher über den Kopf zu binden.«

Marcus nickte grimmig. »Ja, denn der arme Kerl braucht dringend ein paar Retter.«

Im Handumdrehen hatten wir die Armbinden verschwinden lassen, und nach einigen weiteren Veränderungen unseres äußersten Erscheinungsbildes bahnten wir uns einen Weg durch die Menge.

»Gebt ihm die Freiheit wieder!« rief ich. Nicht umsonst hatte ich einst bei der Truppe von Boots Tarskstück auf der Bühne vorsprechen dürfen. Auch wenn sich daraus nichts ergeben hatte.

»Wer bist du?« fragte der Söldner. Er war auch nicht übel. Bestimmt wußte er, mit wem er in dieser Situation zu rechnen hatte. Der Gefangene strahlte plötzlich. Angesichts der Halstücher vor den Gesichtern und der blankgezogenen Klingen gab es kaum einen Zweifel, wer wir waren.

»Die Brigade!« flüsterten einige der umstehenden Männer freudig erregt. »Laßt ihn frei!« rief ein Mann und fuchtelte mit seinem Stab herum. Ich hoffte, daß sich die Menge nicht auf die Söldner stürzte, denn dann blieb bestimmt nicht viel von ihnen übrig. Aber es hatte den Anschein, als begriffen sie nicht, in welcher Gefahr sie schwebten. So wenig Respekt hatte man heutzutage anscheinend vor den Männern aus Ar.

Natürlich war es durchaus möglich, daß sie die Menge besser einschätzten als ich. Aber ich bezweifelte es. Ich glaube, ich wußte viel besser über die in Ar vorherrschende Stimmung Bescheid, und das nicht erst seit kurzem – die gespannte, für alles bereite, häßliche Atmosphäre, die wie ein dunkler Himmel war, aus dem plötzlich Zerstörung und Blitzschlag niedergehen konnten. Tatsächlich waren es die Söldner, die, wie sich

später herausstellen sollte, von mir und Marcus gerettet wurden.

»Wir beugen uns der Übermacht«, sagte der erste Söldner.

»Wir haben keine andere Wahl«, sagte sein Kamerad, der den Gefangenen hielt, anscheinend ähnlich resigniert.

Ein triumphierendes Gemurmel ging durch die Menge.

»Wir sind nur zu zweit«, sagte ich zu dem Söldner, der meiner Meinung nach das Kommando hatte. »Lassen wir doch unsere Klingen entscheiden.«

»Nein, nein, das ist schon in Ordnung.«

»Ihr habt hier zu viele Verbündete«, sagte sein Kamerad.

»Ich bin sicher, daß sie brav sind und sich nicht einmischen werden«, sagte ich.

»Nein!« rief der Mann mit dem Stab. »Wir mischen uns nicht ein!«

»Macht ihnen Platz!« rief ein anderer Bauer. Tatsächlich wichen die Männer zurück.

»Ich sage dir doch, daß wir den Gefangenen freigeben«, sagte der Söldner irgendwie gereizt. »Wir geben ihn frei! Habt ihr das nicht verstanden?«

»Doch.«

»Wir ergeben uns der überlegenen Gewalt.«

»Schön.«

Die Söldner drehten sich um und zogen sich geschickt zurück.

»Ihr müßt fliehen!« rief einer der Straßenhändler. »Sie werden den Wächtern Bescheid sagen, und die kommen mit Verstärkung zurück!«

»Das glaube ich kaum«, sagte ich.

Männer blickten mich überrascht an.

»Ich danke euch, Brüder!« sagte der Gefangene. »Aber unsere Mitbürger haben recht! Wir müssen fliehen! Nehmt mich mit, versteckt mich!«

Ich schob das Schwert in die Scheide zurück, Marcus folgte meinem Beispiel.

»Schnell! Nehmt mir die Fesseln ab!« rief der Gefangene. »Und dann laßt uns verschwinden!«

Ich betrachtete seine Fesseln. »Die scheinen dich aber nicht besonders sorgfältig gefesselt zu haben«, sagte ich dann.

»Heh!« brüllte er. »Was tust du da? Au!«

»Jetzt bist du richtig gefesselt!«

Der Bärtige kämpfte kurz gegen die Seile an. Dann erkannte er seine Hilflosigkeit. »Was soll das denn?«

»Ja, was tust du da?« fragte einer der Zuschauer.

Ich ging in die Hocke, schob die Knöchel des Gefangenen zusammen und band einen Riemen darum, damit er keine größeren als einen oder zwei Hörte weite Bewegungen mehr machen konnte. Er konnte stehen, aber nicht fliehen.

»Bindet mich los«, verlangte er. »Wir müssen entkommen!«

»Du gehörst der Deltabrigade an?« fragte ich.

»Ja, genau wie du!«

»Wieso sagst du das?« fragte ich.

»Du hast mich gerettet!«

»Du betrachtest dich also als gerettet?« fragte ich.

»Sicher, du mußt doch wie ich auch ein Angehöriger der Brigade sein.«

»Ich glaube nicht, daß ich dich kenne«, meinte ich.

»Ich gehöre nicht zu deiner Zelle«, antwortete er.

»Aber vielleicht sind wir gar nicht von der Deltabrigade«, sagte ich.

Er starrte uns an. »Wer seid ihr dann?«

»Vielleicht sind wir loyale Bürger Ars«, sagte ich, »die, wie es sich für die Anhänger des neuen Ars gehört, die Deltabrigade hassen und gegen sie sind, die in ihr eine Bedrohung für Ars bedingungslose Kapitulation – also für Harmonie und Frieden – sehen. Die sie als Bedrohung für die Herrschaft Cos' betrachten, als

Bedrohung der glorreichen Freundschaft und Verbrüderung der beiden großen Ubarate.«

»Das klingt wie eine Verlautbarung auf den Anschlagtafeln«, bemerkte ein Straßenhändler.

»Auf jeden Fall ein Teil davon«, stimmte ihm ein Bauer zu.

»Ich dachte immer, daß nur die Kleinmütigen und naiven Jugendlichen solchen Schwachsinn ernst nehmen«, sagte ein anderer Straßenhändler.

Der Gefangene blickte sich unsicher um. »Ich verstehe nicht.«

»Bist du für das alte oder das neue Ar?« fragte ich.

»Ich gehöre zur Deltabrigade«, sagte er. »Und es gibt nur ein Ar, das alte Ar, das wahre Ar!«

»Ganz genau«, sagte der Bauer.

»Ein tapferer Bursche«, sagte der Bauer. »Bindet ihn los und versteckt ihn.«

»Nein«, sagte der Gefangene. »Sie haben recht. Sie müssen sich vergewissern, daß ich einer von ihnen bin! An ihrer Stelle würde ich das gleiche tun.«

»Dann beeilt euch«, sagte der Bauer. »Die Zeit könnte knapp werden!«

»Keine Angst«, sagte ich.

Der Gefangene stand nun stolzer, selbstbewußter da. Er rechnete damit, einer Prüfung unterzogen zu werden. Und das wurde er auch, wenn auch nicht auf die Weise, die er erwartet hatte.

»Du stimmst also zu«, sagte ich, »daß das einzige, das wahre Ar das alte Ar war, das verraten wurde und Cos Widerstand entgegengesetzt?«

Für einen kurzen Augenblick wurde der Gefangene leichenblaß. Dann sagte er mutig: »Ja, das ist das wahre Ar.«

»Und du stimmst zu, daß Seremides und die Ubara Ar verraten haben und Marionetten der Cosianer sind?«

»Natürlich«, sagte er nach kurzem Zögern.

Hier und da ging ein Raunen durch die Zuschauer. Obwohl es unter ihnen vermutlich nur wenige gab, die Cos nicht verabscheuten und ihm möglicherweise Widerstand entgegenbrachten, waren längst nicht alle von dem Ausmaß des Verrats überzeugt, der so deutlich zu ihrem Sieg beigetragen hatte. Ich fand es von Vorteil, daß die Bürger diese Ansicht von dem Gefangenen hörten.

»Seremides ein Verräter?« fragte ein Mann.

»Talena auch?«

»Ja!« sagte der Gefangene.

»Er gehört offensichtlich der Deltabrigade an«, sagte der Bauer. »Befreit ihn!«

»Du willst, daß wir dich verstecken?« fragte ich.

»Ja«, sagte der Gefangene.

»Dir vertrauen, dich zu unseren geheimen Versammlungsorten mitnehmen, dir unsere Pläne verraten, dich unseren Anführern vorstellen, dich in unsere geheimen Wege der Nachrichtenübermittlung einweihen?«

»Natürlich nur, wenn ihr mich später für vertrauenswürdig haltet.«

Diese letzte Frage sollte der Menge vorgaukeln, die Deltabrigade sei eine entschlossene, disziplinierte, gut organisierte und zahlenmäßig große Macht, die der Bevölkerung berechtigte Hoffnung machen und den Besatzern Furcht einjagen konnte. Natürlich hatte ich nicht die geringste Vorstellung von dem Ausmaß, der Macht und den Möglichkeiten der Deltabrigade. Ich war nicht einmal davon überzeugt, daß es sie überhaupt gab. Zuerst hatten Marcus und ich geglaubt, die Deltabrigade zu sein. Später waren dann Sabotageaktionen in ihrem Namen geschehen, an denen wir nicht beteiligt waren. Es konnten die Taten von Einzelpersonen oder auch ganzen Gruppen gewesen sein, von Patrioten, Kriminellen oder Narren, aber keinesfalls von einer Organisation. Der Brandanschlag auf die Registratur war offensichtlich eine verabredete Tat gesehen, aber das bewies

nicht notwendigerweise die Existenz einer ›Brigade‹. Es konnte die Tat einer kleinen Gruppe von Männern gewesen sein, möglicherweise Veteranen des Deltafeldzuges, die ein Interesse daran hatten, es Cos zu erschweren, ihre Identitäten herauszufinden.

»Hast du im Delta gekämpft?« fragte ich.

»Aber sicher.«

»Wer war der Kommandant der Vorhut?«

»Labienus«, antwortete er. »Ein Bürger dieser Stadt.«

»Und sein Stellvertreter?«

»Das weiß ich nicht«, sagte er. »Ich gehörte nicht zur Vorhut.«

»Wer war der Kommandant des Siebzehnten Regiments?«

»Daran kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»Vinicius?«

»Ja«, sagte er. »Vinicius.«

»Und des Elften?«

»Keine Ahnung.«

»Toron aus Venna.«

»Ja, du hast recht«, sagte er. »Toron aus Venna.«

»Bei welchem Regiment warst du?«

»Beim Vierzehnten.«

»Kommandant?«

»Honorius.«

»Sein Erster Stellvertreter?«

»Falvius.«

»Der Zweite Stellvertreter?«

»Camillus?«

»Du warst also beim vierzehnten Regiment, als es im Norden des Flußdeltas besiegt wurde?«

»Ja.«

»Zusammen mit dem Siebten, Elften und Neunten?«

»Ja, genau.«

Zuerst nahm ich ihm die Armbinde mit dem Delka ab und steckte sie mir in den Gürtel. Dann riß ich einen Fetzen aus seiner Tunika und stieß ihn ihm in den

Mund. Ich band den Knebel mit der Armbinde fest. Er blickte mich zuerst fragend an, dann ängstlich. Ich überkreuzte seine Knöchel, woraufhin er stürzte, und band sie zusammen. Er wollte etwas sagen, brachte aber keinen Ton hervor. Er wollte sich aufsetzen, aber ich stieß ihn zurück, setzte ihm den Fuß auf die Brust und sah auf ihn hinunter. Er sah zu mir hoch, so hilflos wie eine Sklavin.

»Vicinius hat nicht das Siebzehnte befohlen«, sagte ich, »genausowenig wie Toron das Elfte. Vicinius war der Befehlshaber des Vierten Regiments, und Toron der des Dritten. Deine Antworten hinsichtlich der Kommandoketten im Vierzehnten waren richtig, aber das Regiment wurde nicht im Norden besiegt, sondern im Süden, und zwar zusammen mit dem Siebten, dem Neunten und dem Elften. Im Norden wurde das Dritte, Vierte und Siebzehnte Regiment besiegt.«

Er kämpfte vergeblich gegen die Fesseln an.

»Er ist ein cosischer Spion«, sagte ich.

Männer schrien wütend auf.

Der Bärtige, der jetzt tatsächlich ein Gefangener war, sah entsetzt zu uns hoch. Er versuchte sich aufzurichten, die Schultern vom Pflaster zu nehmen, aber wütend niederfahrende Stäbe stießen ihn zurück, und einen Augenblick später lag er flach am Boden, von Stäben niedergedrückt, die jede Bewegung verhinderten und ihn am Boden festnagelten.

»Bringt einen Sack«, sagte ich. »Steckt ihn hinein.«

»Am besten einen der Säcke, die wir für Tarskfleisch benutzen«, sagte der Straßenhändler.

»Ja, genau«, sagte ein Metzger. »Wir hängen ihn neben das Fleisch. So wird er keine Aufmerksamkeit erregen.«

»Und wir werden ordentlich mit unseren Stäben draufschlagen«, sagte der Bauer grimmig, »so wie wir unser Tarskfleisch in den Säcken weichklopfen.«

»Das paßt«, sagte der Straßenhändler.

»Das wird wenig Aufmerksamkeit erregen«, sagte der Metzger.

»Wir werden ihm jeden Knochen brechen«, sagte der Bauer.

»Und am Morgen dafür sorgen, daß man ihn auf den Treppen des Zentralzylinders findet.«

»Genau.«

»Malt ein Delka auf den Sack«, sagte ich.

»Genau!« lachte der Bauer.

Ein Sack wurde gebracht, und man schob den gefesselten Burschen, der wild mit den Augen rollte, hinein. Man verschnürte ihn über seinem Kopf, dann zogen ihn zwei Bauern zur anderen Seite des Platzes zu den Ständen der Metzger.

»Und was ist, wenn er überlebt?« fragte Marcus.

»Das hoffe ich sogar«, sagte ich. »Ich glaube, daß seine gebrochenen Knochen, das Blut, sein Stöhnen, sein Bericht über das Geschehene und sein Entsetzen der Deltabrigade mehr nutzt als sein Tod.«

»Hast du ihn aus diesem Grund verschont?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Er schien ein netter Kerl zu sein, außerdem kannte er die Kommandokette des Vierzehnten Regiments.«

»Für dich ist alles ein Spiel«, beschwerte sich Marcus, »aber andere Leute sehen das nicht so.«

»Meinst du die beiden Burschen, die man in der Hintergasse fand, in der Nähe der Taverne im Anbar-Bezirk?«

»Ja, mit blutigen Delkas, die man ihnen in die Brust geschnitten hatte«, sagte er. »Gerüchten zufolge wollten sie die Deltabrigade infiltrieren.«

»Interessant.«

»Ich fürchte, es gibt tatsächlich eine Deltabrigade.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte ich. »Aber vielleicht hast du ja recht.«

»Ist dir aufgefallen, welchen Rückhalt die Brigade bei den Leuten genießt?«

»Ja«, sagte ich. »Den Söldnern auch.«

»Und dem Spion.«

»Natürlich. Hoffen wir, daß er es überlebt, um Bericht erstatten zu können.«

Marcus nickte.

»Dir ist klar, was die Cosianer jetzt tun werden?« fragte ich ihn. »Jetzt, in diesem Stadium des Spiels?«

»Was denn?«

»Sie müssen versuchen, die Deltabrigade zu diskreditieren.«

»Natürlich«, sagte Marcus.

»Aber nicht mehr, indem sie versuchen, sie mit den Veteranen gleichzusetzen.«

»Warum nicht?«

»Weil sich die öffentliche Meinung den Veteranen zuneigt«, sagte ich. »Seremides bringt die Brigade zweifellos mit den Veteranen in Verbindung, und vielleicht nicht einmal ganz zu unrecht, aber er ist klug genug um zu erkennen, daß die Popularität der Deltabrigade die Unterstützung für die Veteranen erhöht hat. Er muß jetzt versuchen, einen Keil zwischen die Veteranen und die Deltabrigade zu treiben.«

»Aber wie?« fragte Marcus.

»Ist das nicht offensichtlich?«

»Nun sag schon«, meinte Marcus ungeduldig.

»Seremides braucht etwas oder jemanden, um die Deltabrigade von den Veteranen zu trennen.«

»Weiter!«

»Er will, daß sich die Bevölkerung von der Deltabrigade abwendet. Darum muß die Brigade als etwas für Ar Abträgliches erscheinen, als Werkzeug seiner Feinde.«

»Welcher Feinde denn?« fragte Marcus. »Doch sicher nicht seiner wahren Feinde Cos und Tyros.«

»Wer hat Ar im Norden verraten?« fragte ich. »Welche Stadt hat dem cosischen Expeditionsheer die Tore geöffnet?«

»Keine«, sagte Marcus ärgerlich.

»Ar-Station!« Ich lächelte.

»Ich verstehe.«

»Das mußte geschehen«, fuhr ich fort. »Cos braucht einen Feind für Ar, der es natürlich nicht selbst sein kann. Es muß von seiner Tyrannie ablenken. Wenn wir die Veteranen unberücksichtigt lassen, bleibt praktisch nur Ar-Station über. Wie du weißt machen viele Bürger Ar-Station und seine angebliche Unterwerfung nicht nur für ihre derzeitige mißliche Lage, sondern auch für die Katastrophe im Delta verantwortlich.«

»Lächerlich«, schimpfte Marcus.

»Nicht, wenn du die Wahrheit nicht kennst«, sagte ich, »und dir nur die cosische Propaganda und die Lügen der verräterischen Regierung im Zentralzyylinder zur Verfügung stehen.«

»Das ist also dein Spiel?«

»Ja. Mit dem, was wir in Bewegung gesetzt haben, haben wir Seremides gezwungen, die Verteufelung von Ar-Station fortzusetzen.«

»Und für seine Kampagne wird er den Heimstein von Ar-Station brauchen?«

»Genau.«

»Und das hast du geplant?«

»Für unsere Zwecke.«

»Auch für dich?«

»Auch ich habe ein bestimmtes Interesse daran«, mußte ich zugeben.

»Aber ich glaube nicht, daß es dir um den Heimstein geht.«

»Nein«, erwiderte ich. »Es hat mit etwas anderem zu tun.«

»Die Menge hat sich aufgelöst«, sagte Marcus. »Ich glaube, es wäre besser, wir würden uns zurückziehen.«

Ich nickte, und ein paar Augenblicke später hatten wir in einer abgeschiedenen Ecke wieder unsere gewöhnliche Kleidung angelegt und sahen wie Hilfs-

wächter aus, Angehörige der von Cos bezahlten Ordnungsmacht.

»Wie sieht dein Plan aus? Den Platz anzugreifen, auf dem der Heimstein wieder ausgestellt werden wird, falls sich Seremides dazu entschließt, ihn dem Spott der Öffentlichkeit preiszugeben?«

»Das wird er«, sagte ich.

»Und welchen Angriffsplan hast du dir ausgedacht?«

»Ich habe nicht vor, irgend etwas anzugreifen.«

»Wie willst du denn sonst an ihn herankommen?«

»Ich habe vor, ihn von jemandem mitnehmen zu lassen.«

»Mitnehmen? Glaubst du nicht, daß sie ihn vermissen werden?«

»Nein.«

»Warum nicht.«

»Weil er noch immer da sein wird.«

»Du bist verrückt«, sagte Marcus.

»Wohin ist sie verschwunden?« rief ein Zuschauer.

»Ich traue meinen Augen nicht!« sagte Marcus. »Sie saß doch noch eben in der Sänfte!«

Ich machte bloß: »Pst!«

»Ich begreife nicht, was ich da gesehen habe.«

Marcus und ich standen in der Grube, Schulter an Schulter mit den anderen Zuschauern vor der niedrigen Bühne. Für diejenigen, die Lust hatten, statt einem zwei Tarskstücke Eintritt zu bezahlen, erhoben sich hinter uns mehrere Sitzreihen.

Die vier modisch gekleideten Burschen mit den Turbanen trugen die Sänfte mit den jetzt offenen Vorhängen von der Bühne, als wäre nichts geschehen.

»Sie ist verschwunden!« sagte ein Mann verblüfft; der Kleidung nach gehörte er zur Kaste der Schriftgelehrten.

»Aber wohin bloß?« fragte ein anderer Zuschauer, offensichtlich ein Metzger.

»Sie kann sich doch nicht in Luft auflösen.« Das kam von einem Mann, der links von uns stand, einem Bauern.

»Und doch hat sie genau das getan«, sagte ein Hirte.

Wir befanden uns in einem kleinen, schäbigen Theater. Die Vorderbühne war offen. Der Saal hatte einen Durchmesser von etwa zwanzig Metern. Es war das vierte Etablissement dieser Art, das wir an diesem Abend besuchten. Draußen auf den Straßen gab es genügend andere Vergnügungsstätten; aufgebaute Buden, in denen meistens Zauberstücke mit kleinen Gegenständen wie Ostraka, Ringen, Schals oder Münzen vorgeführt wurden. Ich sehe mir derartige Vorführungen gern an und bin ein großer Bewunderer der Geschicklichkeit, Beweglichkeit und des Könnens, die dafür nötig sind.

»O je!« rief der dicke Kerl, der auf der Bühne herumwatschelte, der sich aber, wenn man genau hinsah, trotz seines Gewichts mit einer gewissen Leichtfüßigkeit und Anmut bewegte. »Sollte ich meine Sklavin verloren haben?«

»Finde sie!« rief ein Zuschauer.

»Genau!« rief der Kaufmann.

Die Rufer meinten das todernst. Davon war ich fest überzeugt. Vielleicht sollte ich in diesem Zusammenhang erwähnen, daß viele Goreaner, vor allem die Angehörigen der niederen Kasten, die im allgemeinen lediglich Zugang zu einer »Grundbildung« haben, solche Dinge sehr ernst nehmen und fest davon überzeugt sind, nicht etwa Zeugen von Zauberkunststücken, Taschenspielertricks und Sinnestäuschungen, sondern von unerklärlichen Phänomenen geworden zu sein, die das Werk ungewöhnlicher Persönlichkeiten wie Zauberer und Magier sind. Für diese Arglosigkeit sind ohne jeden Zweifel mehrere Faktoren verantwortlich zu machen, wie zum Beispiel die Primitivität dieser Welt, die Isolation der Städte und die eingeschränkten, mühseligen Kommunikationswege.

Davon abgesehen neigt der Goreaner dazu, die Welt weder als ein aus voneinander abhängigen Teilen zusammengesetztes Uhrwerk noch als große, vorhersehbar arbeitende Maschine zu betrachten; sie ist für ihn auch kein sich jeder Erklärung und Ordnung entziehendes, bedeutungsloses und zufälliges Spiel. Er würde das Geheimnis der Welt eher mit der fundamentalen Metapher des Baumes mit den starken Wurzeln oder der Blume beschreiben. Für ihn ist die Welt real und lebendig. Er bemalt seine Schiffe sogar mit Augen, damit sie sehen können. Und wenn er schon so über seine Fahrzeuge denkt, wie muß ihm dann zumute sein, welche Ehrfurcht und Andacht wird er empfinden, wenn er über die Großartigkeit, die Macht und die Schönheit dessen nachsinnt, in dem er sich

wiederfindet? Warum gibt es die Schöpfung überhaupt? Warum herrscht nicht das Nichts? Wäre das ›Nichts‹ nicht viel wahrscheinlicher, rationaler, wissenschaftlicher? Wann begann die Zeit? Wo endet der Raum? An einer Linie, der Oberfläche einer Kugel? Erzwingen erst unsere Definitionen die Realität?

Der Goreaner sieht die Welt weniger als ein Rätsel, sondern vielmehr als Gelegenheit, als eine Beute, an der man sich erfreut; weniger als ein Problem, das seiner Lösung harrt, sondern vielmehr als Geschenk, das man voller Dankbarkeit entgegennimmt.

Und noch etwas läßt sich zu der Neigung der Goreaner, Illusionen als Realität zu akzeptieren, anmerken: Sie nehmen solche Dinge wie Ehre und Wahrheit ungemein ernst. Und bei einer solchen Kultur und mit diesem Hintergrund sind sie leichter zu beschwindeln als andere; der durchschnittliche Goreaner ist ein wesentlich leichteres Opfer für einen Betrüger oder Scharlatan als ein mißtrauischer, zynischer Mann.

Andererseits rate ich niemanden, Goreaner zu belügen. Es gefällt ihnen gar nicht.

»Ich hätte die Hand ausstrecken und sie berühren können«, sagte Marcus.

Das bezweifelte ich dann doch, obwohl wir sehr nahe bei der Bühne standen.

Vier mit Turbanen gekrönte Männer hatten vorhin eine leichte, mit einem baldachinähnlichen Dach und weißen Vorhängen ausgestattete Sänfte auf die Bühne gebracht. Sie hatten sie abgestellt und die Vorhänge zurückgezogen, so daß man den mit dunklen Vorhängen bedeckten Bühnenhintergrund hatte sehen können. In der Sänfte hatte ein schlankes Mädchen gelegen, das ein Gewand aus schimmernder weißer Seide mit dazu passendem Schleier trug und sich hochmütig auf einen Ellbogen aufstützte.

»Hier handelt es sich sicher um eine hochwohlgebo-

rene Dame!« hatte der Dicke gerufen, während er um die Sänfte herumging.

Das hatte schallendes Gelächter hervorgerufen. Freie Frauen erscheinen so gut wie nie auf einer Bühne. Das geht sogar so weit, daß man bei bestimmten Theaterstücken wie den großen Tragödien die Frauenrollen nicht von freien Frauen oder Sklavinnen spielen läßt, sondern von Männern. Die Masken und die Kostüme verraten dem Zuschauer, bei welchen Rollen es sich um Frauen handelt.

Der Dicke streckte die Hand aus und half dem Mädchen aus der Sänfte; sie blickte sich gelangweilt um.

»Das kann doch unmöglich meine Sklavin Litsia sein?« jammerte der Dicke.

Sie warf den von Kapuze und Schleier verhüllten Kopf zurück.

»Solltest du frei sein, zeige mich wegen meiner Unverschämtheit bei den Wächtern an, damit sie mich wegen meiner Unverfrorenheit auspeitschen, aber wenn du meine Litsia bist, entferne die Kapuze und den Schleier.«

Mit einer fast schon hoheitsvollen Resignation gehorchte sie.

»Sie ist hübsch!« rief Marcus aus. Andere Zuschauer schlössen sich seinem Urteil an.

»Es ist meine Litsia!« rief der Dicke, als sei er erleichtert.

Die Frau zog das Gewand ein Stück herunter, bis ihre nackten Schultern zu sehen waren. Sie hielt das Gewand vor der Brust gerafft.

»Sie trägt ja gar keinen Kragen!« rief der Schriftgelehrte vor mir. »Prügelt sie!«

Das Mädchen erbleichte kurz und ergriff das Gewand mit den kleinen Fäusten fester, aber schon im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefangen und spielte ihre Rolle weiter. Es war offensichtlich, daß

sie die Peitsche irgendwann einmal gespürt hatte und wußte, wie das war.

»Aber im neuen Ar respektieren wir doch unsere Sklavinnen, oder nicht?« rief der Dicke an das Publikum gewandt.

Diese Frage löste schallendes Gelächter und goreanischen Beifall aus, bei dem sich die Männer auf die linke Schulter klopften.

»Aber meine Litsia muß ein Zeichen ihrer Versklavung bei sich tragen«, fuhr er fort. »Bitte, Litsia, zeige es uns.«

Das Mädchen stieß den linken Fuß mitsamt einem hübsch geformten Unterschenkel aus dem Gewand. Um den Knöchel schmiegte sich ein schmales Fußeisen. Schnell verbarg sie Fuß und Knöchel wieder unter dem Gewand.

»Zeig uns doch etwas mehr, Litsia«, bat der Dicke.

Litsia öffnete das Seidengewand, ging leicht in die Knie, drehte den Kopf geziert zur Seite und behielt die Pose einen kurzen Moment lang bei.

»Sie ist wunderschön!« sagte Marcus.

»Ja!« stimmte ich ihm zu.

»Mit einem solchen Körper ist das bestimmt eine Sklavin der zweiten Generation.«

»Nein«, sagte ich. »Sie war eine freie Frau, aus Asperiche.«

Marcus warf mir einen überraschten Blick zu.

»Ja«, bekräftigte ich meine Worte.

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Interessant.«

Das Mädchen trug lediglich eine sittsame Sklaven-tunika. Sie hüllte sich wieder in das Gewand, warf den Kopf zurück und blickte das Publikum geringschätzig an. Buhrufe ertönten. Das war kein Benehmen für eine Sklavin.

»Es gibt Leute, die sind der Meinung, ich hätte sie verwöhnt«, sagte der Dicke.

Litsia streckte die Hand aus, und ihr Herr führte sie zurück zur Sänfte. Sobald sie darin Platz genommen hatte, hob man sie in die Höhe.

Die Sänfte befand sich eindeutig vom Boden entfernt. Man konnte die Vorhänge des Bühnenhintergrunds genau sehen.

»Ich verlasse mich darauf, daß du heute abend nett zu mir sein wirst!« sagte der Dicke zu der schlanken Schönheit in der Sänfte.

Sie würdigte ihn keiner Antwort.

Er schloß die Vorhänge der Sänfte. Sie schwebte weiter in der Luft, gehalten von den Trägern.

»Findet ihr, daß ich zu nachsichtig mit ihr umgehe?« fragte der Dicke das Publikum.

Zustimmende Rufe ertönten.

»O je!« rief daraufhin der Dicke, blickte geknickt zum Himmel und schüttelte wütend und hilflos beide Fäuste. »Wäre ich doch nur nicht ein so hingebungsvoller Anhänger des neuen und wunderbaren Ars!«

Die Zuschauer lachten.

Ich ging davon aus, daß sich ein Großteil der Abneigung gegenüber der neuen Regierung an Orten wie diesem hier Luft machte. Man hatte einige Theater wegen der beleidigenden Art solcher Satire oder Kritik geschlossen. Zwei waren niedergebrannt worden. Der Mann auf der Bühne schien sich innerhalb der akzeptablen Grenzen zu bewegen, wenn auch nur so gerade eben. Außerdem war es zweifellos weitaus weniger gefährlich als noch vor einigen Wochen, sich solchem Humor hinzugeben. Die Regierung war klug genug gewesen, die angestrebte »Entmannungspolitik«, die ja nicht über das Planungsstadium hinausgekommen war, zurückzunehmen. Sie hatte die Entdeckung machen müssen, daß die Bürger der Stadt ihre Männlichkeit niemals aufgeben würden, selbst dann nicht, wenn man sie dafür mit Lob überhäufte. Man hatte Aufruhr und Revolution gerade noch eben abwenden können.

Trotzdem war es durchaus möglich, daß sich Spione in der Vorstellung befanden. Ich bezweifelte, daß der Dicke bei den Behörden besonders beliebt sein würde.

»Wenn mir doch nur ein Magier bei meinem Dilemma helfen könnte!« schluchzte er.

»Hüte dich!« rief der Bauer aufgebracht.

»Ja, genau, hüte dich!« rief der Schriftgelehrte lachend.

»Wenn doch nur ein Magier meine Litsia wegzaubern würde, und sei es nur für einen Augenblick, und ihr beibrächte, wie sich eine Sklavin zu benehmen hat!«

Wieder lachten ein paar der Männer. Eines mußte man dem Dicken lassen. Er machte seine Sache gut.

»Aber natürlich gibt es keine Magier!«

»Hüte dich!« rief der Bauer, der sich von der Vorstellung so sehr mitreißen ließ. »Hüte dich, es könnte dich einer hören!«

»Ich glaube, ich spreche mit ihr und bitte sie, eine bessere Sklavin zu sein!« sagte der Dicke.

Die Sänfte wurde noch immer von den vier Trägern über dem Boden gehalten. Die Vorhänge waren zugezogen.

Das Publikum war nun ganz still.

Der Dicke riß die Vorhänge zurück.

»Sie ist weg!«

Wieder konnte man durch die offene Sänfte den Bühnenhintergrund sehen.

Die vier Männer mit den Turbanen trugen die Sänfte ungerührt von der Bühne, so als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen.

Die Zuschauer unterhielten sich aufgeregt miteinander.

Ich klopfte mir auf die linke Schulter, um dem Magier zu applaudieren.

Andere waren meinem Beispiel gefolgt.

Der Dicke verbeugte sich mehrmals. »Ich glaube, es

gibt nur eine Möglichkeit, meine Sklavin wiederzubekommen!« vertraute er dann dem Publikum an. »Aber ich fürchte mich, sie zu ergreifen!«

»Warum?« rief der Metzger.

»Weil« – der Dicke wandte sich mit einem weittragenden Bühnenflüstern an den Fragesteller – »ich Magie benutzen müßte!«

»Und wenn schon!« rief der Schriftgelehrte.

Der Dicke legte einen Zeigefinger an die Lippen und dachte sichtlich angestrengt nach. »Da gibt es einen Weidenkorb«, sagte er dann. »Ein Mann aus Anango überließ ihn mir.«

Einige Zuschauer keuchten auf. Die Magier von Anango sind auf ganz Gor berühmt. Will man jemanden in eine Kröte verwandeln lassen, sind das die richtigen Leute, an die man sich wenden muß. Sicher, ihre Arbeit ist nicht billig. Die einzigen, die meines Wissens noch nie von den Magiern gehört haben, sind natürlich die Bewohner des weit entfernten Anango.

»Aber er muß ja kein Magier gewesen sein«, sagte der Dicke nachdenklich.

»Aber vielleicht war er doch einer«, rief ein aufgeregter Zuschauer.

»Das ist wahr!« sagte der Dicke.

»Es ist einen Versuch wert«, sagte der Kaufmann.

Der Dicke blickte ihn zweifelnd an. »Glaubst du nicht, daß er etwas dagegen hätte?«

»Nein«, sagte der Metzger. Ich fragte mich, woher er das so genau wußte.

»Aber er könnte doch derjenige sein, der sie fortgezaubert hat«, meinte der Metzger.

»Vielleicht will er ja, daß du den Korb benutzt, um sie zurückzuholen«, rief ein Schmied.

»Er hat gesagt, er sei mein Freund«, sagte der Dicke.

»Hol den Korb!« rief der Metzger.

»Holt den Korb!« rief der Dicke entschlossen seinen Kameraden hinter der Bühne zu.

Zwei der Säntenträger, die nun aber keine Turbane mehr trugen, traten von rechts auf die Bühne und schleppten zwei Böcke heran, die sie anderthalb Meter voneinander entfernt in der Bühnenmitte aufstellten. Im nächsten Augenblick traten die anderen beiden Säntenträger – ebenfalls ohne Turban, da diese Verkleidung nun nicht mehr erforderlich war – auf die Bühne und trugen einen langen Weidenkorb, dessen Länge etwa zwei Meter und dessen Höhe und Breite jeweils etwa einen Meter betragen. Sie luden ihn auf den Holzböcken ab. Man konnte unter dem Korb hindurchblicken. Er befand sich voll im Blickfeld der Zuschauer.

»Der Korb ist ja gar nicht leer!« rief der Metzger.

»Die Sklavin ist da drin!« rief der Schmied.

»Aber das will ich doch hoffen«, rief der Dicke seinem Publikum zu. »Schließlich will ich sie wiederhaben!«

»Sie ist doch schon da drin!«

»Ich hoffe es«, erwiderte der Dicke. »Sehen wir einfach nach!«

Er eilte zur dem Korb und nahm den Deckel ab, den er auf den Boden legte. Dann hakte er die Rückseite von den beiden Seitenteilen los. Nur noch mit dem Korbboden verbunden hing sie nun hinten herunter, wie man deutlich sehen konnte. Er klappte das rechte Seitenteil herunter, dann das linke. Nun stand nur noch die Vorderseite der Truhe hoch aufgerichtet da, weil er sie mit einer Hand festhielt.

»Laß sie herunter!« rief der Bauer.

»Zeig uns die Sklavin!« verlangte der Schriftgelehrte.

»Das ist kein Trick!« rief ein anderer Zuschauer.

Ein allgemeines Aufstöhnen ging durch das Theater, als der Dicke die Vorderseite herunterfallen ließ. Der Korb lag nun in seine Einzelteile zerlegt völlig offen da.

Es war keine Sklavin zu sehen.

»O je« rief der Dicke und fuchtelte mit beiden Händen durch den leeren Raum, der eben noch das Korbinnere gewesen war. »Sie ist nicht hier!« Er ließ sich auf alle viere herunter und blickte unter den Korb, dann tastete er den Korbboden ab, der vielleicht drei Zentimeter dick sein mochte. Scheinbar verzweifelt wimmerte er: »Sie ist nicht hier!«

»Wo ist die Sklavin?« fragte der Bauer.

»Vielleicht hat sie der Magier behalten«, schlug ein Zuschauer vor. Es klang, als meinte er dies ernst.

»Aber er ist doch mein Freund!« protestierte der Dicke.

»Bist du dir da sicher?«

»Vielleicht ist der Korb in Wirklichkeit ja gar nicht magisch«, dachte der Dicke laut nach.

»Das scheint mir die plausibelste Erklärung zu sein«, flüsterte ein vor uns stehender Mann seinem Freund zu.

»Das schätze ich auch«, sagte Marcus leise, mehr im Selbstgespräch als an eine bestimmte Person gerichtet.

Ich sah ihn mit gerunzelter Stirn an. Ich hatte den Eindruck, daß er das ernst meinte.

»Bist du anderer Meinung?« fragte er mich. Es war tatsächlich sein Ernst.

»Laß uns zusehen«, sagte ich. Ich lächelte. Marcus war ein hochintelligenter Bursche. Andererseits entstammte er einer Kultur, die im großen und ganzen solchen Fragen ziemlich offen gegenüberstand, und dies war vermutlich das erste Kunststück dieser Art, das er je zu sehen bekam. Es mußte ihm unglaublich erscheinen. Mit seinem Hintergrund war er bereit, das, was ihm seine Sinne mitteilten, auch zu akzeptieren.

»Was habe ich nur falsch gemacht? Was habe ich nur falsch gemacht?« stöhnte der Dicke. Er klappte die Vorderseite wieder hoch, richtete das linke Seitenteil auf und ließ die Verriegelung zuschnappen. »Ich verstehe es nicht!« Er klappte die rechte Seite hoch und machte

sie fest. Dann ging er um den Korb herum und schloß auch die Rückseite. Zum Schluß hob er den Deckel auf und legte ihn auf den Weidenkorb.

»Was habe ich nur falsch gemacht?« fragte er das Publikum in komisch anzusehender Verzweiflung.

»Du hast den Magier nicht angerufen!« rief der Bauer.

»Was!« rief der Dicke überrascht.

»Genau!« meldete sich der Metzger zu Wort. »Erinnere dich! Du hast laut den Wunsch geäußert, daß ein Magier sie fortzaubern möge, um sie zu lehren, wie man sich als Sklavin zu benehmen hat!«

»Ja!« sagte der Dicke staunend. »Das ist wahr!«

»Vielleicht hat dich ja dein Freund aus Anango, der angeblich ein Magier sein soll, gehört und wollte dir einen Gefallen tun.«

»Ist so etwas denn möglich?« fragte der Dicke ehrfürchtig.

»Aber ja«, sagte der Metzger.

»Was muß ich denn jetzt tun?«

»Wünsche sie dir zurück.«

Der Dicke auf der Bühne schüttelte den Kopf. »Glaubt ihr, er wird sie mir zurückgeben?« fragte er zweifelnd.

»Aber sicher«, sagte der Metzger, der sich als ungewöhnlich hilfsbereit erwies.

»Er ist doch dein Freund«, sagte der Schriftgelehrte.

»Das hoffe ich zumindest«, antwortete der Dicke.

»Dann ist es sicherlich einen Versuch wert«, sagte der Metzger.

Der Dicke blickte in die Höhe und rief: »Oh, Saba Boroko Swaziloo, alter Freund, wenn du mich hören kannst und wenn du es gewesen sein solltest, der meine kleine Litsia fortgezaubert hat, vielleicht um ihr Benehmen beizubringen, bitte gib sie mir zurück!«

Ein derartiger Name war natürlich völliger Unsinn; anangische Namen haben aber ähnlich klingende Vo-

kale, warum bei derartigen Gelegenheiten Leute, die in solchen Dingen etwas nachlässig sind, oft darauf zurückgreifen. Es war natürlich äußerst unwahrscheinlich, daß sich Anangoer im Publikum befanden. Zumindest hoffte ich das, um des Dicken willen.

Stille kehrte ein.

»Nichts!« sagte der Dicke enttäuscht. »Nichts!«

Plötzlich ertönten aus dem Weidenkorb polternde Geräusche. Er wackelte auf den Böcken.

»Was ist das?« rief der Dicke und drehte sich um.

Der Korb wackelte hin und her.

»Herr!« Die Stimme kam aus dem Korb. »Herr, geliebter Herr, hilf mir! Ich bitte dich, hilf mir, Herr! Wenn du mich hören kannst, so hilf mir!«

»Mach ihn auf!« rief der Metzger.

»Mach ihn auf!« rief der Bauer.

Der Dicke riß den Weidendeckel von dem Korb, blickte hinein und stolperte zurück, als würde ihm das, was er da sah, die Sprache verschlagen.

»Zeig es uns!« riefen die Zuschauer. »Zeig es uns!«

Ohne eine Sekunde zu verschwenden, löste er die Riegel und ließ die Vorderseite herunterklappen. Die Zuschauer brüllten ihr Erstaunen und ihre Begeisterung heraus. In dem Korb lag die Sklavin Litsia, die jetzt nur noch knappe Stoffetzen und einen Sirik trug.

Sie hatte aufregende Kurven und war ein gestaltgewordener Traum, ihr Anblick hätte einen starken Mann dazu bringen können, vor Begeisterung zu jubeln und einen Freudentanz aufzuführen.

Die Zuschauer auf den Sitzreihen sprangen applaudierend auf.

Ja, die Frau war großartig. Es konnte keinen Zweifel mehr an dem Versprechen geben, das ihr Körper bot. Sie hätte sich genausogut auf einem Auktionsblock befinden können, so wenig überließen die knappen Stoffetzen der Phantasie der aufgeregten Männer. Und wie verführerisch sie sich auf dem Korbboden wand, in

hilflosem Verlangen, im Griff des Siriks, der ihren Hals, die Handgelenke und Knöchel mit funkelnden Ketten tadellos miteinander verband!

»Der Magier hat sie zurückgebracht!« rief der Bauer.

»Und sie ist in einem besseren Zustand, als er sie erhalten hat!« lachte der Schriftgelehrte.

Mit einem Ruck riß der Dicke den lächerlichen Stofffetzen weg, der ihre Schönheit auf so überflüssige Weise versteckt hatte, und warf ihn beiseite.

Männer jubelten auf.

»Es sieht so aus, als hätte ich einen neuen Herrn«, sagte das Mädchen und wand sich nackt vor dem Publikum.

Gelächter ertönte.

Der Dicke zog sie aus dem Korb und stieß sie auf der Bühne auf die Knie. Sie wandte sich dem Publikum zu.

»Jetzt weiß ich, daß ich einen neuen Herrn habe!«

Noch mehr Gelächter ertönte.

»Wo bist du gewesen?« verlangte der Dicke zu wissen.

»Ich saß in meiner Sänfte«, sagte das Mädchen. »Und plötzlich, ein Blinzeln später, fand ich mich in einem Schloß wieder, nackt und in Ketten!«

»Ich wette, in Anango«, sagte der Dicke.

»Zu den Füßen eines Magiers!« rief sie.

»Das kann nur mein alter Freund Swaziloo gewesen sein!«

»Ja, ich glaube, das war sein Name.« Es freute mich, daß sie es geschafft hatten, den Namen beim zweitenmal richtig hinzubekommen. Ich hatte schon erlebt, daß sich der Dicke dabei versprach. Das Mädchen hätte so einen Fehler natürlich niemals gemacht. Sie wäre sonst vermutlich ausgepeitscht worden.

»Und warum hat er dich in sein Schloß geholt?«

»Um mir etwas beizubringen, Herr.«

»Und hat man dir etwas beigebracht?«

»Ja, Herr.«

»Was denn?«

»Eine Sklavin zu sein, Herr!« flüsterte sie.

Zur Freude des Publikums streckte sie die Arme aus, ergriff das Bein des Dicken, schmiegte sich daran und küßte ihn demütig auf den Oberschenkel.

»Und ich habe vielleicht auch etwas gelernt«, sagte der Dicke. »Ein richtiger Herr zu sein.«

Applaus und Begeisterungsrufe ertönten, die Truppe verbeugte sich, während das Mädchen dem Publikum ihren Gehorsam erwies, bevor sie in ihren Ketten, die ihr nur kleine Schritte erlaubten, von der Bühne geführt wurde.

Die Vorstellung hatte Marcus erschüttert.

Wir verließen das Theater. An diesem Abend würden wir keine weiteren Aufführungen mehr ansehen, da alle Lokale wegen der Ausgangssperre bald schließen würden. Außerdem hatte ich gefunden, was ich gesucht hatte, den Mann, mit dem ich Kontakt aufnehmen wollte.

»Ich bin verwirrt von dem, was ich gesehen habe«, gestand Marcus.

»Wieso?«

»Ist er ein echter Magier, oder steht er mit ihnen im Bunde?«

»Das kommt darauf an, was du unter ›Magier‹ verstehst«, antwortete ich.

»Du weißt schon, was ich meine«, sagte Marcus gereizt.

»Ich glaube nicht.«

»Na, einer, der die magischen Künste beherrscht!«

»Ach so.«

»Ich weiß nicht, ob es klug ist, Magie auf eine solche Weise zu benutzen«, sagte Marcus. »Gegen Bezahlung, vor einem Publikum.«

»Warum lassen sie statt dessen keine Goldstücke erscheinen?« sagte ich.

»Ja, genau.«

»Mein lieber Marcus, das sind Zauberkunststücke«, sagte ich. »Man führt sie auf, um zu unterhalten.«

So leicht gab sich Marcus nicht zufrieden. »Der Magier oder der Magier, mit dem der Künstler im Bunde steht, gebietet offensichtlich über außergewöhnliche Kräfte.«

»Im gewissen Sinne schon«, gab ich zu. »Ich wäre der letzte, der sie unterschätzen oder heruntermachen würde. Sie verfügen über ungewöhnliche Kräfte. Aber das tust du auch. Zum Beispiel hast du ungewöhnliche Fertigkeiten im Umgang mit der Klinge, dem Stahl des Krieges.«

»Das sind doch nur Dinge, die mit Blut, Instinkt, Können, Kraft, Reflexen und Übung zu tun haben. Einfache Fertigkeiten.«

»Auch der Magier verfügt über gewisse Fertigkeiten«, erwiderte ich. »Sie sollten entsprechend gewürdigt werden. So etwas bereichert unser Leben. Erfreuen wir uns an seinen Erfolgen.«

»Ich glaube nicht, daß ich verstehе, was du meinst.« Sein Tonfall klang plötzlich mißtrauisch.

»Möchtest du gern wissen, was hinter den Kunststücken steckt?« fragte ich.

»Kunststücke?«

»Ja«, sagte ich. »Wenn ich es dir verrate, wirst du sie dann weniger schätzen?«

»Was dahintersteckt?«

»Du glaubst doch nicht allen Ernstes, daß sich eine Sklavin in Luft auflöst und dann wieder in einem Weidenkorb erscheint, oder?«

»Sicher ist das nur schwer zu glauben«, sagte Marcus nachdenklich. »Aber ich muß es glauben, denn genau das ist geschehen.«

»Unsinn.«

»Hast du nicht gesehen, was ich sah?« fragte er heftig-

»In gewissem Sinne schon«, antwortete ich. »Ande-

rerseits muß ich der Gerechtigkeit halber sagen, daß jeder von uns das, was wir sahen, auf andere Weise interpretiert.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe.«

»Du weißt, was du glaubst gesehen zu haben.«

»Das können keine Taschenspielertricks gewesen sein«, widersprach Marcus ärgerlich. »Diesmal nicht! Hältst du mich für naiv? Ich habe schon von solchen Dingen wie Falltüren und Geheimtüren gehört! Ich habe selbst von Sinnestäuschungen gehört, die mit Spiegeln erzeugt werden! Aber dabei handelt es sich nicht um wahre Magie! Das sind nur Tricks. Ich selbst könnte so etwas tun. Aber das hier war anders. Hier kann es sich offensichtlich nur um Magie gehandelt haben.«

»Wie kommst du darauf?« fragte ich erstaunt.

»Wenn es so viele falsche Magier gibt«, sagte Marcus, »dann muß es auch mindestens einen richtigen Magier geben.«

»Hast du über diese Logik einmal gründlich nachgedacht?«

»Nein.«

»Das wäre aber nicht verkehrt.«

»Vielleicht«, sagte er gereizt.

»Aus der Tatsache, daß die meisten Larls Fleischfresser sind, ergibt sich doch nicht, daß einige Larls anders sind«, sagte ich. »Im Gegenteil, wenn man aufgrund eines derartigen Umstandes schon Schlüsse zieht, dann erscheint die Annahme, daß sie alle Fleischfresser sind, doch die rationalere Lösung zu sein.«

»Also sollte man aus der Tatsache, daß die meisten Magier in Wirklichkeit keinesfalls über magische Kräfte verfügen, nicht ableiten, daß es einige doch tun?«

»Genau.«

»Ich bin durchaus bereit, dir zuzustehen, daß diese Logik nicht verkehrt ist«, sagte Marcus, »aber in diesem Fall sprechen die Tatsachen für sich!«

»Welche Tatsachen denn?«

»Daß es echte Magie gibt!«

»Wie kommst du darauf?«

»Du hast die Sklavin in der Sänfte gesehen«, sagte Marcus. »Man hat die Sänfte hochgehoben. Glaubst du wirklich, das Mädchen hätte aus einer Falltür schlüpfen können? Das ist völlig unmöglich. Außerdem wurde die Sänfte bewegt. Darum kann es auch keine Spiegel gegeben haben.«

»Nein«, erwiderte ich. »Es wurde ja auch nicht mit Hilfe von Spiegeln gemacht.«

»Richtig, sondern mit Hilfe von Magie.«

»Aber nicht mit dem, was du für >echte< Magie hältst«, sagte ich.

»Wie wurde es denn dann bewerkstelligt?« fragte Marcus gereizt.

»Es gab zwei Zauberkunststücke«, sagte ich. »Bei dem ersten verschwand das Mädchen aus der Sänfte, beim zweiten tauchte es in dem Korb wieder auf.«

»Oder es handelte sich um zwei Wunder«, beharrte Marcus.

»Also gut«, sagte ich seufzend. »Dir ist doch bestimmt nicht entgangen, daß die Sänfte ein Dach hatte, eine Art Baldachin, der von vier Pfeilern gehalten wurde.«

»Stimmt«, sagte er mißtrauisch.

»Diese Pfeiler sind hohl«, sagte ich, »und in ihnen befinden sich Schnüre und Gewichte.«

»Weiter.«

»Die Schnüre sind an einem Ende mit den in den Pfeilern befindlichen Gewichten verbunden und am anderen Ende mit den Ecken einer flachen Platte im Boden der Sänfte, auf der das Mädchen sitzt. Wenn die Vorhänge nun, wie du dich erinnern wirst, zugezogen werden, lösen die Träger die Gewichte. Diese Gewichte sind aber zusammen viel schwerer als die Platte und das Mädchen, das, wie du dich ebenfalls erinnern

wirst, sehr schlank und leicht war. Während die Gewichte innerhalb der Pfeiler nach unten gleiten, bewegen sich die Schnüre und ziehen die Platte nach oben bis unters Säntendach.«

»Das Mädchen wird also oben gehalten und von dem überhängenden Baldachin verborgen?«

»Genau«, sagte ich.

»Ich habe nicht daran gedacht, daß sie in die Höhe gezogen werden könnte«, meinte Marcus ganz kleinlaut.

»Wer täte das schon?« gab ich zu bedenken. »Normalerweise fliegt ja niemand aufwärts. Die meisten Zuschauer würden, wenn überhaupt, an einen falschen Boden denken, aber die Konstruktion der Säntfe, ihre Einsehbarkeit, macht es offensichtlich, daß man in ihrem Boden nichts verbergen kann.«

»Es war keine Magie?«

»Sobald das Mädchen von der Bühne gebracht wurde, ist es kein Problem, sie umzuziehen und ihr einen Sirik anzulegen.«

»Das mit dem Korb war aber echte Magie«, sagte Marcus, »denn wir haben gesehen, wie er vom Boden gehoben und auseinandergeklappt wurde, und er war leer!«

»Was nun den Korb angeht«, fuhr ich fort, »wirst du dich erinnern, daß er auf eine bestimmte Weise getragen und in einer bestimmten Reihenfolge geöffnet und auch wieder geschlossen wurde.«

»Erklär es mir.«

»Entscheidend war, nachdem er auf den Böcken stand, daß zuerst die Rückseite heruntergeklappt wurde, dann die Seiten und schließlich die Vorderseite.«

»Ja, das stimmt.«

»Aber als er wieder geschlossen wurde, kam die Vorderseite zuerst dran, dann die Seiten und zum Schluß die Rückseite.«

Marcus nickte.

»Kurz gesagt, beim Öffnen kam die Rückseite zuerst dran, beim Verschließen zuletzt.«

»Das ist richtig.«

»Das Publikum konnte die Innenseite der hinteren Korbwand am Anfang also nicht sehen«, sagte ich, »weil sie entweder von der Vorderseite verborgen wurde oder dem Bühnenhintergrund gegenüberlag, als sie herunterging. Später dann wurde sie sowohl von der Vorderseite als auch von den Seitenteilen verborgen, die zuerst hochgeklappt wurden.«

»Die Sklavin wurde also in dem verschlossenen Korb auf die Bühne getragen, dann wurde ihr Körper irgendwie an der Rückwand befestigt.«

»An Schlaufen«, erklärte ich.

»Sie hing also an der Rückseite, vom Publikum abgewendet, als der Korb geöffnet wurde?«

»Ja.«

»Und wurde zurück in den Korb befördert, als der Dicke die Rückseite wieder hochklappte?«

»Ja. Und als sie wieder in dem verschlossenen Korb war, konnte sie, da sie trotz des Siriks über genügend Bewegungsfreiheit verfügte, die Schlaufen entfernen und sie in einem eigens dafür in den Boden eingelassenen Schacht verstecken.«

»Dann handelte es sich nicht um Magie?«

»Nein, es war keine Magie.«

»Aber es hätte welche sein können! Selbst wenn man dies alles so einfach mit ein paar Tricks hätte zu Stande bringen können, beweist das doch noch lange nicht, daß es auch so war.« Marcus konnte so stur sein.

»Ich habe diesen Korb mit eigenen Augen gesehen«, sagte ich. Das hatte ich tatsächlich, vor einigen Monaten in einem der Wagen des Dicken. Ich hatte sogar zu meinem eigenen Vergnügen damit herumgespielt.

»Aber das beweist nicht, daß er auch auf diese Weise benutzt wurde!« beharrte Marcus.

»Würdest du denn dem Zauberkünstler glauben, wenn er dir zeigt, wie er es gemacht hat?«

»Er könnte mir zeigen, wie man es macht, aber nicht, wie er es gemacht *hat*«, sagte Marcus. »Er könnte mich anlügen, um seine geheimnisvollen Kräfte vor mir zu verbergen.«

»Nun, daran habe ich nicht gedacht.« Der Gedanke war mir tatsächlich noch nie gekommen. »Ich schätze, du hast recht.«

Marcus ging eine Zeitlang schweigend neben mir her. Plötzlich rief er wütend: »Dieser Scharlatan! Dieser Betrüger!«

»Bist du wütend?«

»Das sind alles nur Kunststücke, einfache Tricks!«

»Aber es sind gute Tricks!«

»Nichts als Taschenspielereien!«

»Ich glaube nicht, daß er je behauptet hat, es wäre etwas anderes.«

»Man sollte ihn in siedendes Öl werfen«, rief Marcus.

»Das scheint mir etwas zu hart zu sein.«

»Zauberkunststücke!« sagte Marcus.

»Ich sehe das etwas anders als du, denn ich bewundere diese Kunststücke eben deshalb, weil ich weiß, wie raffiniert sie sind. Ich würde sie bestimmt weniger zu schätzen wissen, wenn ich sie lediglich als die Manifestation einer ungewöhnlichen Macht ansähe, die es, sagen wir, genauso ermöglicht, Menschen in Schildkröten zu verwandeln.«

»Schon möglich.«

»Ganz bestimmt sogar.«

»Ich möchte keine Schildkröte sein«, sagte Marcus.

»Hoffen wir also, daß es keine Männer gibt, die solche Wunder bewerkstelligen können.«

»Das ist wahr.«

»Denn gäbe es >echte< Magie, so wie du sie verstehst, sähe die Welt vermutlich ganz anders aus.«

»Es würde bestimmt viel mehr Schildkröten geben.«

»Das ist durchaus möglich.«

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, daß mit den wissenschaftlichen Errungenschaften der Priesterkönige viele derartige Effekte durchaus machbar waren. Das gleiche lag auch im Bereich mehrerer Wissenschaften der Kurii. Aber solche Effekte waren rational erklärbar, zumindest für diejenigen, denen das nötige Wissen zur Verfügung stand; Effekte, die die Früchte ungewöhnlicher Wissenschaften und Technologien waren. Ich hielt es nicht für angebracht, Marcus von solchen Dingen zu erzählen. Wie wunderbar und unerklärlich mußte einem Wilden ein Streichholz erscheinen, oder ein Spiegel, ein Tennisball oder gar ein Schokoriegel.

»Die Sklavin war also gar nicht in Anango!« rief er plötzlich.

»Nein«, sagte ich. »Vermutlich nicht.«

»Aber das hat sie behauptet oder es zumindest so erscheinen lassen!« stellte er fest. »Sie ist also eine Sklavin, die gelogen hat, und sollte darum bestraft werden.«

»Jetzt hör aber auf«, empörte ich mich. »Sie hat ihre Rolle gespielt. Sie hat sich vergnügt, wie alle anderen auch. Und sie ist eine Sklavin. Was sollte sie denn deiner Meinung nach sagen? Die Wahrheit verkünden und die Vorstellung verpatzen, damit ihr Herr sie auspeitscht?«

Marcus nickte finster. »Ja«, sagte er. »Es ist ihr Herr, dem man den Vorwurf machen muß.«

»Ich hoffe, du kommst mit ihm zurecht.«

»Was?« rief der junge Krieger aufgebracht.

Ich nickte. »Ja. Ich würde sogar vorschlagen, daß du nett zu ihm bist.«

»Warum?« fragte Marcus.

»Weil er derjenige sein wird, der dir den Heimstein von Ar-Station besorgt.«

»Da sind wir.«

»Was ist das für ein Ort?« fragte Marcus.

Die Ausgangssperre war schon seit langem in Kraft, doch dank unserer Armbinden, die uns als Hilfswächter kennzeichneten, hatten wir keine Probleme, sie zu umgehen. Bei jeder Kontrolle kontrollierten wir zuerst die anderen. Und sobald man unsere Fragen zufriedenstellend beantwortet hatte, gaben wir freiwillig unsere Namen und unsere Aufträge preis, die wir natürlich stets verschiedenen Befehlshabern zuschrieben. Sollten später Berichte verglichen werden, womit ich nicht rechnete, würden einige Offiziere bestimmt überrascht sein, wenn sie erfuhren, wie viele Hilfswächter mit verschiedenen Aufträgen in der Nacht unterwegs waren.

»In diesem *insula* residieren der Große Renato und seine Truppe!« sagte ich.

»Der Magier?«

»Ja.« Ich hatte vor Verlassen des Theaters die nötigen Erkundigungen eingeholt, während Marcus draußen auf mich wartete und über die miterlebten Wunder nachgrübelte.

»In einem solchen Loch würde ich nicht einmal die angekettete Ubara einer eroberten Stadt halten.«

»Aber sicher würdest du das tun.«

Er mußte grinsen. »Na ja, vielleicht«, gab er zu.

Manche sind der Meinung, solche Frauen sollten schnell für den Kragen vorbereitet werden, während andere finden, daß man sich damit viel Zeit lassen sollte.

»Nicht alle Theaterleute leben so gut, wie sie sollten«, sagte ich.

»Anscheinend können sie doch keine Goldstücke herbeizaubern.«

»Nicht ohne vorher mindestens ein Goldstück zu haben«, sagte ich.

»Sich das zu verdienen dürfte zweifellos das schwierigste Kunststück von allen sein.«

»Ganz genau«, sagte ich. »Laß uns reingehen.«

Ich drückte die schwere Tür auf. Sie hing nur an der oberen Angel und war nicht verriegelt. So wie es aussah, rechnete man offenbar nicht damit, daß jeder Mieter vor Beginn der Ausgangssperre zurück war. Aber vielleicht waren der Besitzer oder sein Verwalter einfach nur nachlässig in Dingen der Sicherheit. Der Hausflur und der Fuß der Treppe wurden vom Schein einer winzigen Tharlarionöllampe erhellt.

»Puh!« sagte Marcus.

Wie üblich in den *insulae* stand am Fuß der Treppe ein riesiges Exkrementefaß, in das die vielen kleinen Nachttöpfe der vielen winzigen Wohnungen des Gebäudes entleert wurde. Man transportiert diese Fässer mit Karren zu den Carnaria und entsorgt sie dort. Zwar hat Ar eine Kanalisation, aber die gibt es nur in den Bezirken der Reichen. Die *insulae* sind Mietskasernen.

Marcus sagte: »Das hier ist ein Schweinestall!«

»Beleidige nicht den Bauernstand«, sagte ich. »Der Heimstein ruht auf dem Ochsen.« Thurnock, einer meiner besten Freunde, war ein Mitglied jenes Standes.

Nicht jedermann trifft das große Faß mit der nötigen Sorgfalt. Faule Mieter oder Leute, die ihre Treffsicherheit testen wollen, versuchen es von einem höheren Treppenabsatz. Den Magistratsverordnungen zufolge sollen die Fässer abgedeckt werden, aber gegen diese Verordnung wird sehr oft verstößen. Manchmal erleichtern sich Kinder auch im Treppenhaus. Es gibt da sogar ein Spiel; Gewinner ist derjenige, der die meisten Stufen beschmutzt.

»He, wer ist da?« fragte eine unangenehme Stimme vom Treppenabsatz her. Wir blickten in einen schwe-

benden Lichtschein, der von einer hochgehaltenen Laterne ausging.

»Tal«, sagte ich.

»Er ist nicht da«, sagte der Mann unfreundlich.

»Wer?«

»Wer auch immer.«

»Ist keiner zu Hause?«

»Genau.«

»Wir würden gern ein Zimmer mieten.«

»Nichts zu machen«, sagte der Mann. »Alle belegt.«

»Ich könnte die Treppe hinaufstürmen und ihn im Handumdrehen aufschlitzen wie einen Sack Nudeln«, schlug Marcus vor.

»Zu wem wollt ihr denn?« fragte der Mann, der offenbar über ein ausgezeichnetes Gehör verfügte, etwas freundlicher.

»Zu Renato dem Großen«, sagte ich.

»Der Schurke, der fette Urt, der Halunke?«

»Ja, das ist er.«

»Der ist nicht da.«

Vermutlich mochte der Kerl ihn und wollte ihn beschützen. Andererseits war es natürlich durchaus möglich, daß er von ihm noch nicht die Wochenmiete kassiert hatte.

»Laß dich von unseren Armbinden nicht täuschen«, sagte ich. »Wir kommen nicht in unserer Eigenschaft als Wachen.«

»Dann seid ihr bestimmt Geldverleiher«, sagte der Mann auf der Treppe, »oder betrogene Trottel, die schreckliche Rache verüben wollen.«

»Nein«, erwiederte ich. »Wir sind Freunde.«

Die Lichtquelle schien vor Gelächter zu erbeben.

Ich zog das Schwert und legte seine Spitze auf die schmale Ablage an der Wand, neben die kleine Lampe, die den Flur erhellt. Eine winzige Bewegung reichte aus, und ich hatte sie zu Boden geschleudert.

»He, sei vorsichtig!« knurrte der Bursche. Seine

Sorge war nicht unberechtigt. Solche Unfälle, die für gewöhnlich in den Zimmern passieren, führen oft zur völligen Zerstörung eines *insula*. Viele Leute, die in diesen Gebäuden leben müssen, haben die Erfahrung gemacht, wie es ist, mitten in der Nacht in aller Eile aus ihrem *insula* zu fliehen. Außerdem können sich solche Brände schnell ausbreiten. Dabei sind schon ganze Häuserblöcke und sogar Bezirke niedergebrannt.

»Hol ihn«, sagte ich.

»Das ist nicht mein Haus«, erwiderte der Mann. »Es gehört Appanius!«

»Aha«, sagte ich.

»Kennst du ihn?« fragte Marcus.

Ich nickte. »Erinnerst du dich nicht mehr? Das ist der Besitzer Milos, des schönen Schauspielers, der den Lurius von Jad spielte. Darüber hinaus ist er ein Landwirt, ein Impresario und ein Sklavenhändler. Das erklärt auch sein Interesse an diesem Haus und seine Vorliebe für eine bestimmte Klientel.« Ich blickte zu der Laterne hinauf. »Es ist doch dieser Appanius, oder?«

»Ja«, sagte der Mann, »und darüber hinaus ist er ein mächtiger Mann.«

Ich senkte die Klinge. Ich wollte nichts tun, das Appanius mißverstehen konnte, wie zum Beispiel eines seiner Häuser niederzubrennen. Er war zweifellos ein großartiger Bursche, und es war durchaus möglich, daß es nötig sein würde, mit ihm ins Geschäft zu kommen. Ich schob das Schwert zurück in die Scheide.

Anscheinend flößte das dem Hausverwalter neuen Mut ein. »Appanius ist niemand, mit dem man sich versehentlich anlegen sollte!«

Marcus' Klinge glitt ein Stück aus der Scheide. »Und was ist, wenn man sich absichtlich mit ihm anlegt?« fragte er. Marcus brachte den meisten Arern noch immer kein großes Wohlwollen entgegen und schien nicht bereit zu sein, bei dem Verwalter eine Ausnahme

zu machen. Ich legte ihm die Hand auf den Unterarm und drückte das Schwert zurück in die Scheide. Dann zeigte ich auf einen Stab, der an einem Seil an der Wand hing.

»Das ist zweifellos ein Alarmstab, den man im Notfall schlägt. Wie bei einem Feuer.«

»Ja, und?« fragte der Verwalter mißtrauisch.

»Ich freue mich, ihn zu sehen«, fuhr ich fort. »Das erspart mir möglicherweise, das Haus niederzubrennen.«

»Warum wollt ihr denn zu Renato?« Der Verwalter klang nervös. Ich glaube, der Gedanke, auf dem Treppenabsatz zu stehen, falls die Mieter zu Hunderten von Panik erfüllt die Treppe hinunterstürmten, gefiel ihm nicht besonders.

»Das ist unsere Sache.«

»Ihr wollt ihn doch wohl nicht in Ketten abführen, oder?« fragte er. »Er schuldet mir zwei Wochenmieten.«

Bestimmt war Appanius' Verwalter auf diese Weise schon mehr als eine Miete durch die Lappen gegangen.

»Nein.«

Plötzlich stieß er einen leisen Schrei aus. »Ha!«

»Was ist denn jetzt?«

»Es ist der gleiche Trick!«

»Was für ein Trick denn?«

»Letztes Jahr wurde der Schurke angeblich verhaftet und abgeführt, und dann stellte sich heraus, daß es Mitglieder seiner eigenen Theatertruppe waren. Auf diese Weise sind sie alle abgehauen, ohne die Miete zu zahlen!«

»Und trotzdem hast du ihn wieder hier aufgenommen?«

»Wer außer Appanius würde einem solchen Halunken schon Unterkunft gewähren?« fragte der Verwalter. »Aber er ließ ihn den doppelten Betrag und die ausstehenden Schulden zahlen!«

»Interessant«, sagte ich. »Aber wir sind wegen einer geschäftlichen Angelegenheit hier.«

»Wir könnten die Türen aufbrechen«, schlug Marcus vor. »Eine nach der anderen.«

»Hier gibt es mindestens hundert Zimmer«, sagte ich. »Wenn nicht sogar mehr.«

»Welchen Raum bewohnt er?« fragte Marcus. »Wir klopfen auch selbst an.«

Der Verwalter murmelte etwas Unverständliches. Schließlich sagte er: »Soll ich ihm sagen, daß zwei Wächter ihn sprechen wollen?«

»Nein, sag einfach ›zwei Freunde‹«, sagte ich.

»Ich bin nicht sein Freund«, protestierte Marcus.

»Also ein Freund«, rief ich.

»Ich verstehe«, sagte der Verwalter nachdenklich. »Es sind zwei Besucher für ihn da, die nicht möchten, daß er erfährt, daß sie Wächter sind; einer ist sein Freund, der andere nicht, beide sind bewaffnet und scheinen bereit, beim geringsten Anlaß ihre Schwerter zu ziehen.«

»Ich bin sicher, daß er zu Hause ist«, sagte ich. »Also komm nicht zurück und erzähl uns, er sei nicht da.«

»Soll ich mit ihm gehen?« fragte Marcus.

»Nein, nein!« rief der Verwalter schnell.

Marcus runzelte die Stirn. »Dir ist klar, daß der Bursche versuchen könnte, uns über das Dach zu entwischen, oder aus dem Fenster klettert und dabei zu Tode stürzt?«

»Oder sich in Luft auflöst?« fragte ich.

»Wer weiß«, knurrte Marcus leise. Offenbar war er noch immer ein Skeptiker, was diese Sache anging.

»Ich weiß, was wir tun«, sagte ich und wandte mich wieder an den Verwalter. »Sag ihm einfach, der schlechteste Schauspieler der Welt will mit ihm sprechen.«

»Hört sich aber seltsam an.«

»Das ist nicht so seltsam, wie du vielleicht glaubst«, erwiderte ich.

»Also gut« Er drehte sich um und stieg die Treppe hinauf, in Richtung der unangenehmsten, heißesten und gefährlichsten Etagen des *insula*. Wir sahen dem flackernden Licht der Laterne nach, die schließlich aus unserem Blickfeld verschwand.

»Zweifellos ergreift dein Freund in diesem Augenblick die Flucht«, sagte Marcus.

Ein Urt raste die Treppe hinunter, schoß die Wand entlang und verschwand in einer Mauerspalte.

»Vielleicht sollten wir draußen warten, um ihm den Fluchtweg abzuschneiden.«

»Draußen ist es dunkel«, erwiderte ich.

Im nächsten Augenblick hörten wir das Quietschen von Treppen, dann eilte ein dicker Mann mit wabbelndem Bauch, der sich offensichtlich an der Wand des Treppenhauses entlangtastete, mit wehendem Gewand die Treppe hinunter.

»Er bewegt sich schnell«, sagte Marcus. »Kann er etwa im Dunkeln sehen?«

»Nein.«

»Vielleicht ist ja ein Teil von ihm ein Sleen.«

»Es gibt Leute, die sind der Meinung, daß es mehr als nur ein Teil ist«, erwiderte ich.

Marcus pfiff leise vor sich hin.

»Er kennt die Treppe eben«, sagte ich etwas gereizt. »Das würdest du auch, wenn du hier wohnstest.«

Dann hatte der Dicke den Flur erreicht und schoß auf mich zu. Ohne zu zögern riß er mich an sich und umarmte mich.

Dann hielten wir einander freudig an den Oberarmen.

»Woher wußtest du, daß ich es bin?« fragte ich.

»Es konnte kein anderer sein!« rief er erfreut. Dann sah er Marcus. »Und wer ist das?«

»Mein Freund Marcus aus Ar-Station.«

»Aus dem Stadtstaat der Schurken, Verräter und Feiglinge?« fragte Renato der Große.

Ich hielt Marcus zurück.

»Ich freue mich, dich kennenzulernen!« sagte Renato und streckte die Hand aus.

»Paß auf«, warnte ich Marcus, »sonst stiehlt er dir den Geldbeutel.«

»Hier ist deiner«, sagte Renato und gab ihn mir zurück.

»Eine saubere Leistung«, sagte ich ernsthaft beeindruckt. »Ist noch was drin?«

»Fast alles«, sagte mein Freund.

Marcus trat einen Schritt zurück und streckte vorsichtig die Hand aus.

Renato der Große, wie er sich zur Zeit nannte, ergriff sie und schüttelte sie lebhaft. Es war Marcus' Schwerthand. Ich vertraute darauf, daß sie nicht verletzt wurde. Wir würden sie noch brauchen.

»Woher hast du gewußt, wo du mich findest?« fragte Renato.

»Mit Hilfe von ein paar Silbertarsk zog ich Erkundigungen im Theater ein.«

»Gut zu wissen, daß man Freunde hat.«

»Bewirkst du deine Wunder mit Taschenspielertricks, oder ist es Magie?« wollte Marcus wissen.

»Meistens bediene ich mich bewährter Tricks«, sagte Renato der Große, »aber ich muß zugeben, daß ich manchmal, wenn ich müde bin oder keine Lust oder Zeit habe, mir die Mühe zu machen, die die Tricks erfordern, auf Magie zurückgreife.«

»Siehst du T« sagte Marcus triumphierend zu mir.

»Nun hör schon auf, Marcus«, erwiderte ich.

»Es ist, wie ich dir gesagt habe!« beharrte er.

»Möchtest du eine Demonstration sehen?« fragte Renato eifrig bemüht. »Ich könnte in Betracht ziehen, dich in ein Zugtharlarion zu verwandeln.«

Marcus wurde leichenblaß.

»Natürlich nur für eine gewisse Zeit.«

Marcus trat noch einen Schritt zurück.

»Keine Angst«, sagte ich zu ihm. »Hier im Flur ist nicht genug Platz für ein Tharlarion.«

»Du bist so praktisch veranlagt wie immer«, sagte Renato strahlend. Dann wandte er sich Marcus zu. »Wenn ein Wagen im Schlamm steckenblieb, war er immer der erste, der es entdeckte! Wenn es mal nicht genug zu essen gab, er bemerkte es zuerst!«

Ich hatte schon immer einen gesunden Appetit.

»Ich will nicht in ein Zugtharlarion verwandelt werden«, sagte Marcus gefährlich leise.

»Nicht mal für eine Zeitlang?« fragte ich.

»Nein!«

»Keine Angst«, sagte Renato. »Selbst wenn ich es wollte, könnte ich es nicht.«

»Aber du hast gesagt...«

»Ich sagte, in könnte in Betracht ziehen, dich in ein Zugtharlarion zu verwandeln«, sagte er, »und es ist ziemlich einfach, es sich vorzustellen. Schwierig wird es nur, es tatsächlich zu tun.«

»Macht man sich hier über mich lustig?« fragte Marcus.

»Niemals!« sagte ich. Marcus sah mich stirnrunzelnd an. Ich bin mir nicht sicher, ob er wußte, wie er sich in Gegenwart zweier Burschen wie mir und Renato verhalten sollte.

»Und was treibst du so?« fragte Renato den jungen Krieger. »Jonglierst du, oder bist du ein Seiltänzer? Unser Freund Tarl hier war ausgezeichnet darin, sich an einem Draht festzuklammern. Einer seiner besten Tricks.«

Es war nicht mein Fehler, daß ich kein Lecchio war.

»Ich bin Krieger«, sagte Marcus stolz.

»Das ist aber schade«, sagte der Dicke. »Unsere Militärrollen sind alle besetzt. Wir haben schon einen Hauptmann, einen General und zwei Speerträger.«

Das mußten Petruccio, Andronicus, Lecchio und Chino sein.

»Ich bin kein Schauspieler«, widersprach Marcus heftig.

»Das war noch nie wichtig, um auf der Bühne Erfolg zu haben«, versicherte ihm Renato. »Denk nur an den sagenhaften Milo.«

Marcus' Lippen verzogen sich zu einem maliziösen Grinsen. Er machte sich nicht viel aus Milo. Oder vielmehr traf es wohl eher zu, daß er sich nicht viel daraus machte, daß Phoebe ihn anschmachtete.

»Ich halte Milo für einen ausgezeichneten Schauspieler«, sagte ich.

»Siehst du?« sagte Renato zu Marcus.

»Ja.«

»Hast du ihn als Lurius von Jad gesehen?« fragte ich.

»Ja. Aufgrund dieser Darbietung habe ich mir ja meine Meinung gebildet.«

»Ich verstehe.« Wie häßlich Eifersucht unter Kollegen doch sein kann.

»Milo hat die Gewandtheit, das Ausdrucksvermögen und das Feingefühl eines Holzblocks.«

»Viele Leute finden ihn eindrucksvoll«, sagte ich.

»Das ist der Brunnen von Hesius auch«, sagte Renato der Große, »und der kann auch nicht schauspielern.«

»Man hält ihn für den schönsten Mann von ganz Ar«, sagte ich. Dann fügte ich nach einigem Nachdenken hinzu: »Für einen der schönsten.«

»Deine Einschätzung ist vernünftig«, sagte Renato.

»Allerdings«, sagte Marcus, der ebenfalls ausgiebig über diese Frage nachgedacht hatte. Bescheiden wie ich war, sagte ich nichts mehr zu dem Thema. Die beiden anderen auch nicht.

Renato wandte sich wieder an Marcus. »Und, hast du in letzter Zeit irgendeinen Heimstein verloren?«

Marcus' Augen blitzten auf.

»Nimm dich in acht«, sagte ich. »Marcus ist ein empfindlicher Bursche, und er bringt den Arern nicht viel Wohlwollen entgegen.«

»Er weiß eben nicht, was für edle, gutherzige, fröhliche Burschen wir sind«, behauptete der Dicke.

»Warum hast du eigentlich deinen Namen geändert?« wollte ich wissen.

»Auf mich wurden verschiedene Haftbefehle ausgestellt«, erklärte er. »Meine Namensänderung gibt den örtlichen Wächtern auf der Straße der Theater eine Entschuldigung, meine Bestechungsgelder mit gutem Gewissen anzunehmen.«

»Haben die anderen auch ihre Namen geändert?«

»Derzeit schon.«

»Seine Litsia hieß früher Telitsia«, sagte ich zu Marcus.

»Das ist aber keine große Veränderung«, meinte er.

»Sie hat sich ja auch nicht groß verändert«, sagte Renato. Litsia war die Kurzform von Telitsia.

»Ich hoffe, daß ich dir helfen kann«, fuhr er fort. »Leider reisen wir in nächster Zeit nicht, darum sind deine besonderen Talente zur Zeit nicht sehr gefragt.«

»Welche besonderen Talente?« fragte Marcus.

»Er kann einen Wagen ganz allein hochheben«, sagte der Dicke. »Er kann die Pfähle einer Bühne mit der Handkante in den Boden rammen!«

»Er scherzt«, sagte ich.

»Trotzdem würden wir uns freuen, wenn du wieder unseren Kessel teilst, und zwar so lange du willst.«

»Danke.«

»Die anderen würden sich auch freuen, dich zu sehen«, sagte er. »Andronicus jammert häufig über die Beschwerlichkeit körperlicher Arbeit.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Andronicus war ein sensibler Bursche mit einem ausgeprägten Sinn dafür, was sich für einen Schauspieler seiner Qualität gehörte und was nicht. Er war einer der Säntenträger gewesen. Petruccio, Lecchio und Chino waren die anderen gewesen. Trotz seiner beachtlichen Statur hielt er sich für schmächtig.

»Kommst du mit rauf?« fragte Renato. »Der Schurke aus Ar-Station, der Heimat von Verrätern und Feiglingen, ist natürlich auch willkommen.«

»Zurück, Marcus«, sagte ich. Dann schüttelte ich den Kopf. »Die anderen dürfen nichts von unserer Begegnung erfahren.«

»Du willst nicht bei uns unterschlüpfen?«

»Nein.«

»Aber du wirst doch von den Behörden gesucht?«

»Eigentlich nicht.«

»Wir könnten dich verstecken. Wir haben alle möglichen Kisten und Truhen, die sich dazu ausgezeichnet eignen.«

Marcus erschauderte.

»Nein.«

»Du bist nicht auf der Flucht?«

»Nein.«

»Dann ist das lediglich ein Höflichkeitsbesuch?«

»Nein.«

Er strahlte. »Dann geht es um ein Geschäft?« Ich nickte. Sein Grinsen wurde breiter.

»Ein Geschäft, das geheim bleiben muß, das mit Gefahr verbunden ist?«

»Es ist sogar außerordentlich gefährlich«, mußte ich zugeben.

Er verschränkte die Arme über der Brust. »Sprich!«

»Wir haben einen Auftrag für dich, einen gefährlichen Auftrag, und ich glaube, du bist einer der fünfzig Männer in Ar, die ihn erledigen könnten«, sagte ich. »Er birgt ein großes Risiko und wenig Aussicht auf Erfolg. Solltest du versagen, wird man dich verhaften und einer ausgeklügelten, langen und schmerzhaften Folter unterziehen, die zweifellos erst Monate später mit der Gnade eines schrecklichen Todes endet.«

»Ich verstehe.«

»Hast du Angst?«

Er sah mich ungläubig an. »Natürlich nicht!«

»Es ist eine sehr gefährliche Sache«, sagte Marcus grimmig.

Ich hoffte, daß Marcus ihn nicht entmutigte.

»Ich weiß, daß du immer behauptet hast, ein großer Feigling zu sein, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit auch so handelst«, sagte ich, »aber ich habe vor langer Zeit den leichtsinnigen Helden entdeckt, der sich hinter dieser durchtriebenen Pose verbirgt.«

»Du bist sehr scharfsichtig.«

»Darauf wäre ich nie gekommen«, sagte Marcus ehrfurchtsvoll.

»Du bist interessiert?« sagte ich. Ich wußte genau, daß ich sein Interesse geweckt hatte. »Möchtest du wissen, worum es geht?«

»Wenn es in Ar fünfzig Männer gibt, die den Auftrag erledigen könnten, warum fragst du nicht sie? Oder hast du sie schon gefragt?«

»Nein«, erwiderte ich. »Und du bist der einzige dieser Männer, die ich kenne. Außerdem bist du mein Freund.«

Renato ergriff gerührt meine Hand. Dann drehte er sich um.

»Wohin gehst du?«

»Nach oben, ins Bett«, sagte er. »Telitsia dürfte mittlerweile nach mir stöhnen.«

»Aber du hast dir doch unserer Vorhaben noch gar nicht angehört.«

»Ist dir klar, was mein Tod für die Kunst bedeuten würde?«

»Unter diesem Gesichtspunkt habe ich es noch nicht betrachtet«, mußte ich zugeben.

»Willst du, daß es mit der Kunst einer ganzen Welt bergab geht?«

»Nein.«

»Ich wünsche dir alles Gute.«

»Laß ihn gehen«, sagte Marcus. »Er hat recht. Unser Vorhaben ist keine Aufgabe für einen einfachen Sterb-

lichen. Ich war nur damit einverstanden, daß wir das Thema überhaupt zur Sprache bringen, weil ich noch immer glaubte, er sei ein echter Magier.«

»Was?« fragte Renato und drehte sich ruckartig um.

»Nichts«, sagte Marcus.

»Was habt ihr vor, das so schwierig ist, daß nicht einmal einer wie ich es schaffen könnte?«

»Das gilt nicht nur für dich, sondern für jeden gewöhnlichen Mann«, sagte Marcus.

»Ich verstehe«, sagte Renato.

Marcus erwiderete seinen Blick. »Entschuldige. Ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Marcus hat natürlich recht«, sagte ich plötzlich. »Kein normaler Mensch könnte hoffen, diese Aufgabe zu vollbringen. Sie würde Genialität, Schneid, Einfühlungsvermögen, Fingerfertigkeit, ja, sogar Schauspielkunst verlangen. Nur ein wahrer Meister könnte sie durchführen. Ach, was sage ich, der Meister aller Meister.«

»Und wofür hältst du mich?« fragte Renato. »Ich bin ein Meister, ich verfüge über eine gewaltige Ausdruckskraft, sie reicht von einem Horizont des Theaters zum anderen. Ich beherrsche ein nuanciertes Spiel, das alle anderen nur beschämen kann.«

»Tatsächlich?« fragte Marcus.

»Aber natürlich«, sagte Renato.

»Eigentlich brauchten wir ja eine Armee.«

»In meiner Jugend war ich eine Ein-Mann-Armee!« sagte Renato. Beim goreanischen Theater wird die Armee meistens durch den Schauspieler repräsentiert, der hinter einem Offizier das Banner trägt.

»Willst du, daß Ar dem cosischen Joch entflieht?« fragte ich.

»Aber sicher.«

»Ist dir bekannt, daß sich Ar weigerte, Ar-Station zu helfen, und daß Ar-Stations Loyalität es seine Mauern und seinen Heimstein kostete?«

Renato nickte. »Das weiß ich, auch wenn ich es nicht wissen dürfte.«

»Ar hat Ar-Stations Mut und Ausdauer viel zu verdanken.«

»Ja, stimmt.«

»Würdest du gern einen Teil der Schuld begleichen, die diese Stadt Ar-Station schuldet?«

»Sicherlich.«

»Und würdest du mit deiner Truppe eine Reise in den Norden unternehmen, eine Reise, die dich am Ende nach Port Cos bringt, in die Stadt am Nordufer des Vosk?«

»Leben dort treue Freunde des Theaters?«

»Es ist eine reiche Stadt.«

»Also treu genug«, sagte er.

»Eine Stadt, in der man euch nach der erfolgreichen Vollendung dieser Aufgabe wie Helden feiern wird«, sagte ich.

»Wir sind bereits Helden«, meinte Renato. »Wir werden allerdings nicht dementsprechend gefeiert.«

»Wenn du diesen Auftrag übernimmst, dann bist du wirklich ein Held.«

»Port Cos?« fragte er nachdenklich.

»Ja.«

»Dort haben sich doch die Überlebenden aus Ar-Station angesiedelt, nicht wahr?«

»Viele von ihnen.«

»Was hast du vor?«

»Die Deltabrigade läßt in Ar wieder Mut und Stolz auflieben«, sagte ich. »Die Regierung, nun ein Teil der cosischen Hegemonie, will die Brigade diskreditieren, indem sie der öffentlichen Meinung einreden will, sie habe etwas mit Ar-Station zu tun, das die Bürger zu hassen und zu verabscheuen gelernt haben.«

»Das war mir schon seit einiger Zeit klar«, sagte Renato.

Ich nickte. »Glaubst du, daß die meisten Bürger mitt-

lerweile glauben, Ar-Station sei für die Brigade verantwortlich?«

»Nein«, sagte er. »Die einhellige Meinung lautet, daß es eine Organisation aus Veteranen des Deltas ist.«

»Was, glaubst du, würde geschehen, wenn der Heimstein von Ar-Station vor der Nase der Behörden verschwände?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er nachdenklich, »aber ich vermute, alle würden denken, daß die Deltabrigade, die Veteranen, ihn gerettet hätten, was die offizielle Propaganda Lügen strafen würde, und die Tatsache, daß die Brigade zugunsten von Ar-Station handelt, könnte es möglicherweise in den Augen der Bürger rehabilitieren. Zumindest würde das Verschwinden des Steins die Regierung und Cos in Verlegenheit bringen und Zweifel an ihrer Tüchtigkeit wecken. Also könnte sein Verlust ihre Herrschaft untermindieren.«

»Das denke ich auch.«

»Du möchtest, daß ich für dich den Heimstein von Ar-Station besorge?«

Ich schüttelte den Kopf. »Für Ar«, erwiderte ich. »Für Ar-Station, für die Bürger von Ar-Station, für Marcus.«

Renato schwieg. »Nein«, sagte er dann.

»Wie du willst.« Ich trat einen Schritt zurück. Ich verspürte nicht den Wunsch, ihn zu bedrängen. Genausowenig wie Marcus.

»Du hast mich getäuscht.«

»Das tut mir leid.«

»Du hast mir gesagt, die Aufgabe sei schwierig, gefährlich«, sagte er verächtlich.

Ich war verblüfft.

»Ist dir bekannt, daß der Stein in der Öffentlichkeit zur Schau gestellt wird?« fragte er. »Jeden Tag eine Ahn lang?«

Ich nickte.

»Er ist allen zugänglich!«

»In gewisser Weise.«

»Er wird keineswegs in einem Turm unter Verschluß gehalten, von einem Burggraben voller Haie umgeben, hinter zehn Eisentüren versteckt, umringt von tödlichen Osts, wilden Sleen und fauchenden Larls.«

»Nein«, erwiderte ich. »Meines Wissens nicht.«

Renato sagte: »Ich werde es nicht tun!«

»Ich mache dir deshalb keinen Vorwurf.«

»Hast du eine so niedrige Meinung von mir?«

»Wie kommst du darauf?« fragte ich überrascht.

»Du bittest mich – *mich*, so etwas zu tun?«

»Wir hatten gehofft, du würdest es dir überlegen«, gab ich zu.

»Niemals!«

»Ganz wie du willst.«

»Was seid ihr beiden doch nur für niederträchtige Schurken!« sagte Renato ärgerlich.

»Was?« Ich verstand nicht, worauf er eigentlich hinauswollte.

»Es ist zu einfach!« sagte er. »Das ist meiner nicht würdig! Eine Beleidigung meiner Fähigkeiten! Das ist keine Herausforderung!«

»Es ist zu einfach?« wiederholte ich.

»Würdest du zu einem Meisterchirurg gehen, um dir eine Warze entfernen zu lassen?«

»Nein«, mußte ich zugeben.

»Zu einem Baumeister, um eine Tür einsetzen zu lassen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Zu einem Schriftgelehrten, um dir die Bekanntmachungen auf den Anschlagtafeln vorlesen zu lassen?«

»Nein!« sagte Marcus. Ich schwieg.

Schließlich sagte ich: »Damit wir uns nicht mißverstehen: Du glaubst, diese Aufgabe sei zu einfach?«

»Aber natürlich«, erwiderte er. »Hier geht es doch um nichts weiter als um einen einfachen Austausch.«

»Glaubst du, du könntest es schaffen?« fragte Marcus begierig.

»Jeder könnte das schaffen«, antwortete Renato ärgerlich. Er verstummte. »Mir fällt da zumindest ein Mann ein, aus Turia«, sagte er dann.

»Aber das ist in der südlichen Hemisphäre.« Diese Bemerkung konnte ich mir nicht verkneifen.

»Da hast du auch wieder recht.«

»Dann tust du es?«

»Ich werde mir den Stein vorher genau ansehen müssen«, sagte er. »Aber das ist kein Problem. Ich werde morgen hingehen und ihn beschimpfen.«

Marcus versteifte sich.

»Das ist nötig«, sagte ich an ihn gewandt. »Er tut nur so.«

»Dann«, fuhr Renato fort, »sobald ich meinem Gedächtnis jede seiner Einzelheiten anvertraut habe, werde ich ein Duplikat anfertigen.«

»Du kannst dir alle Einzelheiten merken?« fragte ich.

»Mit einem Blick«, versicherte er mir.

»Bemerkenswert.«

»Einen Verstand wie den meinen gibt es jedes Jahrhundert nur ein- oder zweimal.«

Marcus fehlten die Worte, so überwältigt war er.

Renato wandte sich an ihn. »Junge, bist du mit dem Stein gründlich vertraut?«

Marcus nickte.

»Gut«, sagte Renato.

»Warum ist das gut?« fragte ich.

»Nur für den Fall, daß ich seine Farbe vergesse oder dergleichen.«

Ich nickte nachdenklich. Dann sagte ich: »Dir ist doch klar, daß der Stein unter ständiger Bewachung steht?«

»Schon, aber nicht in der Viertelihn, die ich brauche.«

»Du wirst es mit Hilfe eines Ablenkungsmanövers machen?«

»Es sei denn, du hast eine bessere Idee – oder siebzig bewaffnete Männer?«

»Nein«, sagte ich.

»Dort werden viele Wächter sein«, sagte Marcus.

»Ich arbeite am besten vor einem Publikum.«

Das bezweifelte ich nicht. Andererseits machte er mich etwas nervös. Ich hoffte, daß er kein zu großes Spektakel veranstalten würde. Es kam allein darauf an, den Stein zu holen, ihn aus der Stadt und falls möglich nach Port Cos zu schaffen.

»Bürger!« sagte Marcus.

»Ja, mein Junge?« fragte Renato der Große.

»Selbst wenn du bei diesem Unternehmen versagen und eines schrecklichen Todes sterben solltest, will ich, daß du eines weißt: der Dank Ar-Stations ist dir gewiß!«

»Danke«, sagte Renato. »Das finde ich rührend.«

»Oh, nicht doch, das ist doch selbstverständlich«, versicherte ihm Marcus.

»Nein, nein!« sagte Renato. »Sollten die Folterbank, rotglühende Eisen und brennende Zangen mein Schicksal sein, werde ich darin Trost finden.«

»Du bist der mutigste Mann, den ich je kennengelernt habe!« sagte Marcus.

Renato sah mich an. »Es scheint, als sei meine kunstfertig vorgetäuschte Furchtsamkeit, die ich mein ganzes Leben lang kultiviert habe, heute abend zweimal durchschaut worden.«

»Willst du den Heimstein mit Magie oder durch einen Zaubertrick in deinen Besitz bringen?« wollte Marcus wissen.

»Da habe ich mich noch nicht entschieden«, sagte Renato. »Was wäre dir lieber?«

»Falls es dich nicht in größere Gefahr bringt«, sagte Marcus entschlossen, »würde ich den Zaubertrick vorziehen, ein ganz und gar menschliches Betrugsmanöver.«

»Ganz meine Meinung«, erwiderte Renato. Er zwinkerte mir zu. »Und was meinst du?«

Ich zuckte nur mit den Schultern.

»Mit einem Zaubertrick überlisten wir Ar«, sagte Marcus todernst. »Wir halten sie zum Narren, erreichen unser Ziel innerhalb der Regeln, gewinnen auf ehrliche Weise!«

»Das ist wahr«, sagte Renato. »Ich habe für die Magier, die in der Sicherheit ihrer Schloßtürme bleiben, ihre Zauberbücher konsultieren, ihre Zaubersprüche aufsagen, ihre Zauberstäbe schwingen und dann wertvolle Gegenstände verschwinden lassen, nichts als Verachtung übrig. Da ist doch kein Wagnis dabei, keine Ehre! Das ist keine saubere Sache. Nein, es ist Betrug.«

Marcus nickte mit glänzenden Augen. »Ja, es wäre Betrug!«

Renato strahlte. »Du hast mich überzeugt! Ich werde einen Zaubertrick benutzen und keine Magie!«

»Ja!« sagte Marcus.

»Es ist gefährlich«, erinnerte ich Renato.

»Eigentlich nicht«, erwiderte er.

»Das ist mein Ernst.«

»Wäre ich der Meinung, daß auch nur ein Hauch von Gefahr dabei wäre, glaubst du, ich würde dieses Unternehmen auch nur in Betracht ziehen?«

»Ja, das glaube ich.«

»Es kommt doch auf den Mann an, der es versucht«, sagte Renato. »Würdest du es versuchen und dich dabei auf deine Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit verlassen, wäre es in der Tat eine gefährliche Sache, sogar absolut verhängnisvoll. Ich glaube, ich würde noch am Vorabend die Folterbank vorbereiten lassen. Aber ich versichere dir, für mich ist das gar nichts, nicht mehr als ein Niesen.«

»Er ist ein Magier«, erinnerte Marcus mich.

»Aber er will es mit einem Taschenspielertrick machen«, erwiderte ich leicht gereizt.

»Das ist wahr«, sagte Marcus nachdenklich.

»Würdest du bitte draußen auf mich warten?« bat ich ihn.

»Aber sicher«, sagte der junge Krieger sofort und verließ das Haus.

»Ein netter Junge«, sagte Renato.

»Mit dem Unternehmen sind ernsthafte Risiken verbunden.«

»Für dich vielleicht, für mich nicht.«

»Wir haben Gold.«

»Fällt dir nichts anderes ein als der vergebliche Versuch, mir diesen Reichtum aufzuzwingen, selbst gegen meinen Willen?«

»Ich möchte, daß du zumindest darüber nachdenkst.«

Er schürzte die Lippen. »Das ist das mindeste, was ich für einen Freund tun kann«, sagte er dann.

»Es dürfte dabei helfen, die Kosten der Truppe im Norden zu decken.«

»Es handelt sich also um eine Spende für die Kunst?«

»Aber sicher.«

»Und du wärst ernsthaft beleidigt, falls ich sie abschlagen würde?«

Ich nickte mit ausdruckslosem Gesicht.

»Unter diesen Bedingungen läßt du mir keine andere Wahl.«

»Großartig«, sagte ich.

»Die Summe überlasse ich natürlich deiner wohlbekannten Großzügigkeit.«

»Wie du willst.«

»Natürlich sollte sie angemessen sein, da du der Patron bist und im Gegensatz zu mir die Risiken genau kennst.«

»So viel Gold gibt es auf ganz Gor nicht«, sagte ich.

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Dann hoffe ich, daß meine Einschätzung der Risiken wesentlich zutreffender als die deine ist.«

»Das hoffe ich auch, von ganzem Herzen sogar.«

Renato dachte nach. »Hm. Findest du, daß ein ganzes Goldstück, sagen wir, ein Stater oder eine Tarnscheibe, zuviel für ein Unternehmen wäre, das die Kunst fördern soll?«

»Überhaupt nicht.«

»Und was ist mit zwei Goldstücken?«

»Das wird zu machen sein.«

»In diesem Fall kannst du dem jungen Mann seinen Geldbeutel zurückgeben.« Er gab mir Marcus' Geldbeutel. Ich tastete sofort nach meinem. Er hing noch da, wo er hängen sollte.

»Es ist noch alles da«, versicherte er mir.

»Gut.« Marcus und ich trugen nie viel Geld mit uns. »Sei vorsichtig«, sagte ich dann.

»Wäre ich nicht vorsichtig, gäbe es mehr als nur elf auf mich ausgestellte Haftbefehle und es wüßten mehr als zweiundzwanzig Geldverleiher, wo ich zu finden bin.«

Darauf wußte ich keine Antwort.

»Ich muß jetzt nach oben und Telitsia zufriedenstellen. Seit sie eine Sklavin ist, hat sie mit der freien Frau, die du kanntest, nicht mehr viel gemeinsam.«

»Da bin ich mir sicher«, sagte ich. Ich streckte die Hand aus. »Ich wünsche dir alles Gute.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte er. Dann drehte er sich um und stieg die Treppe hinauf. Ich verließ das Haus.

»Weißt du, wer das war?« fragte ich Marcus, der auf dem Bürgersteig auf mich wartete.

»Ein Magier.«

»Hier ist dein Geldbeutel.«

»Aii«, sagte Marcus und griff zu seinem Gürtel.

»Angeblich fehlt nichts.«

»Er ist fortgezaubert worden«, sagte Marcus.

Ich schüttelte den Kopf. »Manchmal glaube ich, seine Finger sind flinker, als es für ihn gut ist.«

»Nein«, beharrte Marcus. »Ich habe nichts davon bemerkt. Das war Magie. Er ist ein echter Magier.«

»Vielleicht ist er zu sehr in seine Tricks verliebt.« Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, wie manche Goreaner in einer vergleichbaren Situation mit dem Messer auf ihn losgingen oder später mit dieser Absicht auf seiner Schwelle auftauchten, nachdem sie ihren Verlust entdeckt hatten.

»Vielleicht sollten wir ihn dazu ermutigen, bei seinem Angriff auf den Heimstein doch Magie einzusetzen«, meinte Marcus. »Ich möchte nicht, daß man ihn auf der Folterbank in Stücke reißt.«

»Er hat seine Entscheidung getroffen«, sagte ich. »Er würde nichts davon hören wollen.«

»Welch ein Mut!« rief Marcus bewundernd.

»Weißt du, wer er ist?« fragte ich erneut.

»Renato der Große«, antwortete Marcus mit einem Schulterzucken.

»Das ist nicht sein richtiger Name.«

»Wie heißt er dann?«

»Würde ich dir das' verraten, wäre dir sofort alles klar«, sagte ich. »Du wärst erstaunt, daß ein solcher Mann sich dazu herabläßt, uns zu helfen. Ganz Gor kennt ihn. Er ist berühmt. Sein Ruhm ist in Tausenden von Städten und hundert Ländern verbreitet. Man kennt ihn von den dampfenden Dschungeln Schendis bis zu den Eisschollen des Nordens, von den Küsten des Thassa bis zu den trockenen Ödländern östlich der Thentisberge!«

»Wie lautet sein Name?« fragte Marcus begierig.

»Boots Tarskstick!«

»Wie?«

Ich seufzte. »Steck deinen Geldbeutel weg«, sagte ich.

»Wie du meinst.«

Ich überprüfte meinen Beutel ebenfalls noch einmal. Er hing dort, wo er hingehörte, und mit seinem Inhalt war alles in Ordnung.

Ich lag am Boden unserer Unterkunft im *insula* von Torbon im Metellanischen Bezirk auf einer Decke, auf den Ellbogen aufgestützt, und betrachtete die neue Sklavin.

»Ich hoffe, daß ich meinen Herrn erfreut habe«, sagte sie. Ihr Atem ging noch immer schnell.

»Du hast mich erfreut«, versicherte ich ihr.

»Dann freut sich die Sklavin auch«, flüsterte sie.

»Sie ist wirklich hübsch«, meinte Marcus.

Phoebe schnaubte höhnisch. Sie war gerade dabei, etwas zu nähen. »Ihre Haut schält sich immer noch.«

»Das ist doch schon viel besser.« Wir hatten eine Heilsalbe gekauft.

»Außerdem ist ihr Haar zu kurz«, sagte Phoebe.

»Das stimmt«, räumte ich ein. Die Sklavin senkte den Kopf.

»Aber sie ist ganz hübsch«, sagte Phoebe. »Für ein billiges Mädchen.«

»Danke, Herrin«, sagte die Sklavin.

»Was hast du gekostet?« fragte Phoebe.

»Nun hör aber auf!« sagte Marcus gereizt. Phoebe wußte ganz genau, was ich für das Mädchen bezahlt hatte. Als wir mit ihr angekommen waren, hatte sie keine Ruhe gegeben, bis sie zu ihrer großen Befriedigung erfuhr, wie gering die Summe gewesen war.

»Fünf Kupfertarsk, Herrin«, sagte die neue Sklavin. Ihr Name war Lavinia.

»Ich bin für einhundert Goldstücke verkauft worden«, sagte Phoebe.

»Das war unter besonderen Umständen«, sagte ich.

»Aber es ist bezahlt worden!« beharrte sie.

»Stimmt«, sagte ich.

Die eigentliche Bedeutung dieser Unterhaltung blieb

Lavinia natürlich verborgen, da sie kaum etwas über den Wert von Frauen wußte. Aber ihr war immerhin klar, daß einhundert Goldstücke eine unglaubliche Summe darstellten.

»Die Herrin ist sehr hübsch«, sagte Lavinia.

Phoebe warf den Kopf zurück, strich sich das Haar glatt. Sie war hübsch. Ich war schon immer dieser Meinung gewesen.

»Ich wußte gar nicht, daß cosische Mädchen so hübsch sein können«, sagte Lavinia.

Phoebe warf mit einem wütenden Aufschrei Nadel und Faden beiseite und eilte zur Wand, um eine Peitsche zu ergreifen. Dann stürmte sie mit erhobener Peitsche auf Lavinia zu. Die neue Sklavin schrie entsetzt auf und senkte den Kopf. Aber der Schlag wurde verhindert. Marcus hatte Phoebes Handgelenk geschnappt. Sie schrie schmerzerfüllt auf und ließ die Peitsche fallen. Das hielt sie jedoch nicht davon ab, Lavinia entgegenzubrüllen: »Cos hat Ar besiegt! Soviel steht fest!«

»Du bist keine Cosianerin mehr«, sagte Marcus streng. »Genausowenig wie sie noch eine Arerin ist. Ihr seid beide jetzt Sklavinnen!«

Phoebe wehrte sich wütend gegen seinen Griff.

»Stimmt das nicht?« fragte er.

Sie sah mit blitzenden Augen zu ihm hoch. »Ja, Herr«, sagte sie dann.

Sie kämpfte noch immer gegen ihn an, aber da er sie fest im Griff hatte, war es kaum mehr als ein vergebliches Zappeln. Sie stieß einen leisen, wütenden Laut aus. Ihr hübscher Körper hätte genausogut mit Stahlbändern umwunden sein können. Die Näharbeit lag am Boden. Zuerst hatte Phoebe nichts vom Nähen verstanden, aber als sie zur Sklavin geworden war, hatte sie solche Fertigkeiten lernen müssen. Tatsächlich hatten wir ein Mädchen angeheuert, das ihr im Nähen Unterricht gab. Lavinia hatte ebenfalls keine Ahnung

von solchen Dingen. Sie hatte in der kurzen Zeit ihrer Versklavung noch keine vernünftige Ausbildung erhalten.

Phoebe gab die Gegenwehr auf, und Marcus ließ sie los, trat einen Schritt zurück und betrachtete sie.

Sie stand wütend vor ihm, trotzig, mit geballten Fäusten.

»Ich schätze, man könnte dich für eine Cosianerin halten«, sagte er nachdenklich. »Da du einst aus Cos kamst.«

Sie fing an zu zittern.

»Also, zieh dich aus, Frau aus Cos, und leg dich auf den Bauch.«

»Ich komme nicht aus Cos«, sagte sie plötzlich. »Ich bin nur eine Sklavin, Herr!«

Er starre sie an.

Mit fliegenden Fingern zog sie sich die Tunika über den Kopf und legte sich auf den Bauch.

Marcus sah auf sie hinunter.

Sie schluchzte unterdrückt.

Lavinia verhielt sich still. Anscheinend wagte sie kaum zu atmen.

»Vielleicht ist hier das falsche Mädchen das erste Mädchen«, sagte er nachdenklich. Natürlich hatte Phoebe unter den beiden Sklavinnen automatisch den höheren Rang eingenommen.

Phoebe schluchzte lauter.

»Darf ich sprechen, Herr?« flüsterte Lavinia.

Marcus sah sie überrascht an. »Ja.«

»Bitte, hab Mitleid mit ihr, Herr«, flüsterte sie.

»Du sprichst für sie?«

»Ja, Herr«, sagte sie. Phoebe blickte sie überrascht an. »Es ist doch nur – sie liebt dich doch so sehr.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Marcus.

Phoebe schluchzte auf und drehte den Kopf weg.

»Sie will dir damit sagen, daß Phoebe eifersüchtig auf sie ist«, sagte ich.

Marcus ging neben seiner Sklavin in die Hocke.

»Ist das wahr?«

»Ja, Herr«, wisperte Phoebe mit geschlossenen Augen.

»Aber du bist doch meine Liebessklavin«, sagte er.

Sie schluchzte wieder, aber diesmal vor Freude. Er streckte die Hand nach ihr aus, und sie erschauderte unter seiner Berührung wie ein Vulo.

Er erhob sich wieder, nahm die Peitsche vom Boden auf und warf sie neben Phoebes Kopf.

»Du wirst dienen«, sagte er.

»Ja, Herr«, flüsterte sie.

Dann griff er nach ihrem Nacken, ließ sie seine Kraft spüren. Sie lag ganz ruhig da. Schließlich stieß sie leise Laute aus, als er anfing, sie meisterhaft zu liebkosieren.

Ich hob die Näharbeit auf, die Phoebe zu Boden geworfen hatte. Es handelte sich um eine Tunika, die der einer Staatssklavin ähnelte, aber dem neuen Schnitt nachempfunden war. Bis noch vor kurzem war die Tunika einer Staatssklavin, also einer Sklavin, die dem Stadtstaat gehörte, kurz, ärmellos, grau und an den Seiten mit Schlitzen versehen gewesen. Der Kragen, den solche Sklavinnen tragen mußten, war ebenfalls grau, passend zur Tunika. Die Mode war natürlich Änderungen unterworfen, der Saum rutschte höher oder tiefer, das Material wurde mit Farben abgesetzt und so weiter. Vor kurzem hatte man die Kleidung der Staatssklavinnen stark verändert, wie nach der Niederlage Ars nicht anders zu erwarten gewesen war. Jetzt reichte der Kragen bis zum Hals, und der Saum bedeckte fast das Knie. Diese Änderungen waren Teil der gescheiterten Unterdrückungskampagne der Cosianer gewesen, der Versuch, die sexuelle Vitalität der Bürger Ars zu unterdrücken. Die Kleidung der Staatssklavinnen war allerdings noch immer ärmellos.

Ich warf einen Blick auf Lavinia, die noch immer auf

der Decke am Boden lag. Ich bedeutete ihr aufzustehen. Als sie es getan hatte, reichte ich ihr die Tunika. »Halt dir das mal vor.«

Sie nahm die Tunika entgegen und drückte sie sich mit beiden Händen vor den Körper.

Ich betrachtete sie.

»Herr?«

»Du könntest einen Stein zum Schwitzen bringen.«

Sie errötete. »Danke, Herr.«

Ich betrachtete sie weiter. In der Tunika würde sie sehr verführerisch sein. Ich nahm ihr die Tunika wieder ab. Dann bedeutete ich ihr niederzuknien.

Auf der anderen Seite des Raumes keuchte Phoebe auf.

»Herr?« fragte die neue Sklavin.

»Ja?«

»War ich zufriedenstellend?«

»Ja.«

»Glaubst du, ein anderer Mann könnte mich attraktiv finden?«

»Schon möglich.«

»Ich bin nicht mehr so hochmütig, so dumm, wie ich war?«

»Nein.«

»Ich bin jetzt eine viel bessere Sklavin, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich bin dankbar für meine Ausbildung.«

»Gern geschehen.«

»Ich hoffe, daß ich davon profitiert habe.«

»Das hast du, keine Frage«, sagte ich.

»Dann glaubst du, daß mich ein anderer Mann, unter gewissen Umständen, nicht abstoßend finden würde?«

»So ist es.«

Sie senkte schüchtern den Kopf.

»Ich würde mir allerdings keine großen Hoffnungen machen«, fuhr ich fort. »Du hast mir zu gehorchen,

und in der ersten Phase unseres Unternehmens besteht deine Hauptaufgabe lediglich darin, die Botschaft zu überbringen.«

»Ich verstehe, Herr.«

»Was du tust, während du die Botschaft überbringst, bleibt dir überlassen.«

»Ja, Herr«, sagte sie schüchtern.

Ein plötzlicher Lärm ließ mich zur Seite blicken. Marcus, der Phoebe umarmte, hatte sich herumgewälzt, und sie waren gegen die Wand gestoßen.

»Komm her zu mir«, befahl ich meiner neuen Sklavin. »Auf allen vieren.« Sie gehorchte und zog dabei die Fußkette hinter sich her.

Ich zeigte auf ein flaches Lederkästchen, das am Boden lag. »Bring es mir.«

Sie holte es und hielt es mir hin.

»Herr?« fragte sie.

Ich machte keine Anstalten, es entgegenzunehmen. Lavinia blickte mich verwirrt an. Dann hatte sie begriffen. »Vergib mir, Herr.«

Auf den Knien hob sie die ausgestreckten Arme und bot mir das Kästchen entgegen. Ihr Kopf blieb zwischen den ausgestreckten Armen gesenkt.

»Anscheinend mußt du noch viel lernen«, sagte ich.

»Vergib mir, Herr.«

Ich nahm das Kästchen.

Sie ließ sich auf die Fersen sinken, spreizte die Beine und legte noch immer mit gesenktem Kopf die Hände auf die Oberschenkel.

»Deine Ausbildung wird fortgeführt.«

»Danke, Herr.«

»Und jetzt auf alle viere«, befahl ich. »Und zwar in meiner Nähe, wo ich dich erreichen kann.«

Ich streckte die Hand aus und berührte den Kragen an ihrem Hals. Das war der erste von drei Sklavenkragen, die ich für sie besorgt hatte. Die beiden anderen befanden sich in dem Kästchen. Der Kragen um ihren

Hals trug die Aufschrift »LIEFERE MICH BEI TARL IM INSULA VON TORBON AB«.

Ich nahm den oberen Kragen aus dem Kästchen und legte ihn ihr an, direkt über dem anderen. Ich ließ den Verschluß zuschnappen. Er paßte gut. Die Aufschrift lautete: »LIEFERE MICH BEIM PEITSCHENMEISTER DES ZENTRALZYLINDERS AB«. Ich schob den Schlüssel ins Schloß, öffnete es und nahm ihn ihr wieder ab. Ich legte ihn mitsamt Schlüssel zurück in das Kästchen und holte den anderen Kragen hervor, um ihn ihr probeweise anzulegen. Seine Aufschrift lautete: »LIEFERE MICH BEI APPANIUS VON AR AB«.

Es war kein Zufall, daß ich Lavinia gekauft hatte. Sie war keine Unbekannte für mich. Ich hatte beobachtet, wie sie versklavt worden war, damals, im Metellanischen Bezirk, vor dem Einzug der Cosianer in die Stadt, vor dem freiwilligen Schleifen der Stadtmauern. Sie hatte törichterweise gegen das Lagergesetz verstoßen. Als freie Frau war sie zu dem Sklaven Milo aufs Lager gekrochen, wobei sie ertappt worden war. Natürlich hatte sie nicht wissen können, daß Milo nur als Lockvogel seines Herrn Appanius diente und schon mehrere freie Frauen auf diese Weise in den Besitz seines Herrn überführt hatte.

Milo war hervorragend für eine solche Aufgabe geeignet. Er war immerhin Schauspieler, und zwar ein recht guter. Zumindest war das meine Meinung. Es gab Leute, die da anders dachten. Marcus gehörte zu ihnen. Boots Tarskstück auch, aber bei ihm war das nur kollegiale Eifersucht. Milo war der schönste Mann von Ar. Nun, sagen wir, einer der schönsten. Ich hatte gesehen, wie einige freie Frauen bei seinem Anblick in Ohnmacht gefallen waren, als er in der Rolle des Lurius von Jad auf der Bühne erschien.

Wie ich in Erfahrung gebracht hatte, hatte sich Appanius, der nicht nur Impresario und ein Förderer der schönen Künste war, sondern auch Landwirt, nur

wenig aus seiner Neuerwerbung gemacht. Er schien sich überhaupt nicht viel aus Frauen zu machen. Er hatte Lavinia nach einem Zwischenfall als Feldsklavin schuften lassen. Der Sonnenbrand war noch immer zu sehen. Darum hatte ich sie so billig und ohne Aufsehen zu erregen erwerben können.

Phoebe stöhnte jetzt immer lauter. Sie hatte die Augen geschlossen und warf den Kopf hin und her. Sie war wie von Sinnen in ihrer Lust, ihrem Herrn ergeben.

Ich nahm Lavinia auch diesen Kragen wieder ab und verstaute ihn mitsamt dem Schlüssel neben dem andern in dem Kästchen.

»Nimm mich!« schluchzte Phoebe. »Ich flehe dich an! Ich bin deine Sklavin! Benutz mich als hilfloses Gefäß deiner Lust!«

»Rühr dich nicht«, sagte ich zu meiner neuen Sklavin. Sie blieb an meiner Seite, auf allen vieren.

»Ich ergebe mich!« schluchzte Phoebe.

Dann erbebte sie, schnappte nach Luft und klammerte sich an Marcus fest. Auch er keuchte auf, dann lachte er plötzlich, ein lautes Lachen, fast schon ein Triumphschrei.

»Das andere Kleidungsstück ist fertig?« fragte ich Lavinia.

»Ja, Herr.«

»Dann zieh es für mich an.«

»Ja, Herr.« Sie stand auf, ging zur anderen Seite des Zimmers, wo eine Truhe stand, vor der sie niederknierte und ein weißes Kleidungsstück aus Hurtwolle hervorholte.

Ich blickte zur Seite, als sie aufstand, es sich über den Kopf zog und an ihrem Körper glattstrich. Ich wollte es nicht sehen, bis sie es richtig angezogen hatte.

»Herr«, sagte sie.

»Ausgezeichnet!« sagte ich.

Das Gewand endete ein Stück oberhalb der Knie

und hatte einen hohen, sittsamen Kragen. In gewisser Hinsicht ähnelte sein Stil den Tuniken der Staatssklavinnen. Das paßte gut zu meinen Plänen.

»Dreh dich!« befahl ich. »Sehr gut.«

Neben seiner Schlichtheit war vielleicht die Tatsache noch wichtiger, daß es sich um die Art von Kleidung handelte, in der es eine Sklavin wagen konnte, vor eine freie Frau zu treten. Die Tunika würde kaum den Neid oder die Wut einer freien Frau erregen; sie war kleidsam und doch offensichtlich das Gewand einer Sklavin.

»Die Herrin hat es genäht«, sagte Lavinia.

»Das hast du gut gemacht, Phoebe«, sagte ich. »Es ist tadellos.«

»Danke, Herr«, keuchte Phoebe. Sie lag neben Marcus. Ihr Körper war von einer feinen Schweißschicht überzogen, ihre Brustwarzen noch immer hart.

»Zieh es wieder aus!« befahl ich. »Leg es in die Truhe zurück. Dann nimm wieder deine Position ein, neben mir. Auf allen vieren!«

»Ja, Herr.«

Ich betrachtete sie in aller Ruhe. In dieser Stellung boten ihre Brüste einen wunderschönen Anblick.

»Kannst du schreiben?« fragte ich sie.

»Ja, Herr.«

»Du bist sicher neugierig, was für einen Brief du überbringen sollst.«

»Ja, Herr«, sagte sie und zuckte unwillkürlich zusammen. Ich hatte sie berührt.

»Der eine Brief geht dich nichts an«, sagte ich, »da du nur seine Überbringerin sein wirst. Andererseits wird dir klar sein, worum es dabei geht.«

»Ja, Herr.«

»Du wirst ihn der Frau überbringen, die ich dir noch nennen werde«, fuhr ich fort, »und zwar ihr persönlich. Um die Chancen, daß du zu ihr vorgelassen wirst, zu erhöhen, wirst du den Brief in einer Röhre am Hals

tragen, und deine Hände werden mit Handschellen auf den Rücken gefesselt sein.«

»Wie mein Herr befiehlt.«

»Glaubst du, sie lassen sie zu ihr durch?« fragte Marcus.

»Bei ihrer Geschichte und dem Kragen glaube ich schon«, sagte ich.

»Der Brief muß in einer Männerhandschrift geschrieben sein.«

»Natürlich.« Ich lächelte.

»Zweifellos in deiner flüssigen Schrift.« Er lag auf dem Rücken und blickte zur Decke, deren Putz abblätterte.

»Ich hatte gehofft, jemand könnte dazu überredet werden, die Nachricht auf eine überzeugendere Weise zu gestalten.«

Lavinia stöhnte auf und bewegte sich angespannt, behielt ihre Position aber bei.

»Die Handschrift muß vermitteln, daß der Schreiber gebildet, charmant, gewandt, elegant und zuvorkommend ist.«

»Das hört sich nach der richtigen Aufgabe für deine Blockschrift an«, sagte Marcus. »Sie hat viele Vorteile. Ich kenne Bauern, die sie nicht so gut hinbekommen. Du kannst natürlich deine unverwechselbare Schreibschrift benutzen. Sie läßt auf unterschiedliche Weise an einen absoluten Analphabetismus denken, die ihr sofort einen prägnanten, eigenwilligen Reiz verleiht.«

»Mein Herr hat eine ausgezeichnete Handschrift«, sagte Phoebe.

»Hat dich jemand um deine Meinung gebeten?« fragte Marcus.

»Nein, Herr«, sagte sie. »Verzeihung, Herr.«

»Ich hatte gehofft, Phoebe, daß sich dein Herr dazu überreden ließe, diesem Unternehmen sein Können zur Verfügung zu stellen«, sagte ich.

»Ja, Herr«, flüsterte sie.

»Meine Handschrift ist schlicht«, sagte Marcus.

»Vielleicht könntest du ja ein paar Schnörkel hinzufügen.«

»Nein«, sagte Marcus.

»Möchtest du, daß ich den Brief schreibe?«

»Das wäre verhängnisvoll.«

»Davon abgesehen, könnte meine Handschrift erkannt werden«, sagte ich.

»Daran habe ich gar nicht gedacht«, sagte Marcus.

»Also, tust du es?«

»Ich schreibe aber nur in meiner normalen Handschrift«, sagte er.

»Hervorragend.«

»Und was ist, wenn sie die Schrift des angeblichen Schreibers kennt?«

»Das ist sehr unwahrscheinlich«, erwiderte ich. Es war unvorstellbar, daß der angebliche Schreiber aus eigenem Antrieb eine derartige Korrespondenz begann. Bei den bei einer solchen Beziehung verbundenen Risiken würde der erste Brief normalerweise mit Sicherheit von der freien Person ausgehen.

»Was den Inhalt des anderen Briefs angeht, so wirst du genau darüber Bescheid wissen«, sagte ich zu Lavinia.

Sie drängte sich unwillkürlich meiner tastenden Hand entgegen und biß sich auf die Lippe. »Ja, Herr.«

»Denn du wirst ihn schreiben.«

»Ja, Herr.«

»Ich werde ihn dir diktieren«, sagte ich. »Falls du willst, kannst du ihn auch allein schreiben und dann meine Zustimmung einholen.«

»Wie mein Herr wünscht.«

»Wann wird dein Freund, der edle Boots Tarskstück, eigentlich endlich losschlagen?« fragte Marcus.

»Sei nicht ungeduldig mit ihm«, erwiderte ich und streichelte Lavinia. »Um zu dem Heimstein vorgelassen zu werden, mußte er ihn verhöhnen.«

Ich hatte Marcus bestürmt, sich das nicht anzusehen, aber er hatte natürlich darauf bestanden. Anscheinend wollte er – soweit es möglich war – diese schwierige, gefährliche Operation in all ihren Phasen überwachen. Keine Einzelheit war so unwichtig, daß er sie übersehen hätte. Allerdings war ich der Meinung, daß Boots die Sache etwas übertrieben hatte. Mitgerissen von seiner Vorstellung war ihm vermutlich nicht einmal bewußt gewesen, daß ich ein paar Meter von ihm entfernt alle Mühe hatte, Marcus davon abzuhalten, sich mit der blanken Klinge auf ihn zu stürzen. Die meisten Umstehenden, die Marcus und die Wut in seinem Blick ebenfalls nicht wahrgenommen hatte, hatten sich prächtig amüsiert. Boots hatte aus seiner Verachtung für den Heimstein des verräterischen Ar-Station ein großartiges Schauspiel gemacht. Seine Beleidigungen waren zahlreich, gut überlegt und trafen ins Mark; sie wurden mit Wonne vorgetragen. Man hatte ihm sogar applaudiert. Es war Zufall gewesen, daß Marcus nicht an ihn herankonnte. Ohne es zu wissen, hatte Boots es allein diesem glücklichen Umstand zu verdanken, daß er unbeschadet weitergehen konnte, ohne daß ihm zum Beispiel bei lebendigem Leibe das Herz herausgeschnitten wurde.

»Wann wird er zuschlagen?« fragte Marcus.

»Er hat nicht gemeint, was er da gesagt hat«, versicherte ich ihm.

»Er klang sehr überzeugend«, erwiderte Marcus grimmig.

»Wäre es dir lieber gewesen, er hätte sich nicht überzeugend angehört?«

»Wann wird er zuschlagen?« wiederholte Marcus.

»Die Imitation muß angefertigt werden«, erwiderte ich. »Das braucht seine Zeit.«

»Wann wird er zuschlagen?«

»Bald, da bin ich mir sicher.«

»Vielleicht hat er ja bereits die Stadt verlassen.«

»Das hat er nicht.«

Marcus ließ nicht locker. »Das wäre auch besser für ihn.«

»Das wird er schon nicht tun«, sagte ich. »Aber wenn er es täte, könnte man es ihm wohl kaum zum Vorwurf machen. Es ist nicht sein Heimstein. Er ist kein Soldat. Du bist nicht sein Offizier oder Ubar.«

»Das ist wahr.«

»Sei dankbar, daß er uns helfen will.«

»Ich will ihm nichts schulden«, sagte Marcus. »Ich werde dafür sorgen, daß er gut bezahlt wird.«

»Wie du willst.«

»Glaubst du, man kann ihn überreden, Geld anzunehmen?«

»Sicher, wenn wir nur mit genügend Nachdruck darauf bestehen.«

»Gut«, sagte Marcus.

»Er ist wirklich kein schlechter Kerl.«

Marcus gab nur ein wütendes Schnauben von sich. Ich schüttelte den Kopf und streichelte Lavinia weiter. Sie bebte am ganzen Körper.

»Morgen werden wir unsere Pläne durchführen«, sagte ich. »Und du wirst mir gehorchen«, fügte ich an Lavinia gewandt hinzu.

»Ja, Herr«, erwiderte sie stöhnend. »Deine Sklavin wird gehorchen.«

»Herr, ich fürchte mich«, sagte Lavinia.

Ich stieß sie in unser kleines Zimmer im *insula* von Torbon und schloß hinter uns die Tür.

»Wie ist es gelaufen?« fragte ich.

»Ich fürchte mich!«

»Warum?«

»Wie kann ich es wagen, vor ihn zu treten«, fragte sie, »als das, was ich nun bin, nämlich als Sklavin?«

»Du wirst die sittsame Kleidung einer Staatssklavin tragen.«

»Ich fürchte mich.«

»Nimm den Umhang ab.«

Sie gehorchte. Unter dem Umhang kamen das Kleid aus weißer Wolle und ihr Eisenkragen zum Vorschein.

»Ich würde es nicht einmal wagen, den Blick zu heben, um ihn anzusehen«, jammerte sie.

»Das mußt du aber, wenn er es befiehlt.«

»Ja, Herr«, sagte sie kläglich.

»Aber vielleicht ist es ja nicht nötig.«

»Ja, Herr.«

»Zieh dich jetzt um«, sagte ich, »aber beeile dich!«

Sie zog das weiße Kleid aus und stand einen kurzen Augenblick lang, vermutlich ohne sich dessen bewußt zu sein, nackt vor mir.

»Eitle Sklavin!« Ich mußte lachen.

Sie errötete und legte das Wollkleid schnell ab und griff nach der Tunika einer Staatssklavin.

Ich lächelte.

In diesem kurzen Augenblick hatte sie den Besitz ihres Herrn wirklich auf einnehmende Weise vorgeführt.

Im Handumdrehen hatte sie die Tunika über den Kopf gestreift und zog sie an den Hüften glatt.

Ich betrachtete sie, dann sagte ich: »Ausgezeichnet.«

Sie lächelte, und ich holte den Kragen, der dem Staatskragen so ähnlich sah, aus dem Lederkästchen. Ich trat hinter sie, legte ihr den Kragen um und entfernte den Kragen, den sie bis jetzt getragen hatte, den Kragen, der sie als Eigentum von Appanius kennzeichnete.

»Weiβt du, wie spät es ist?« fragte ich.

»Nein«, antwortete sie. »Ich weiß ja kaum, was ich tue oder wo ich bin.«

»Knie nieder!«

Auf Gor gibt es Chronometer, aber sie sind selten und kostbar. Marcus und ich hatten zur Zeit absichtlich keinen in unserem Besitz. Er hätte nicht zu unserer Tarnung als Hilfswächter gepaßt.

Ich setzte mich ihr gegenüber, mit untergeschlagenen Beinen.

»Mein Herr scheint auch nervös zu sein«, sagte Lavinia. Dann wurde ihr bewußt, daß sie keine Erlaubnis zum Sprechen gehabt hatte. »Verzeih, Herr.«

»Schöpfe erst einmal Atem.«

»Danke, Herr.«

Sie hatte es nicht versäumt, ihre Knie in die richtige Position zu bringen. Schließlich befand sie sich in der Gegenwart eines freien Mannes. Wir mußten bald zum Theater von Pentilicus Tallux, dem Großen Theater, aufbrechen, das immerhin zwei Pasang von meiner Wohnung entfernt lag.

»Ich fürchte mich«, sagte sie wieder.

»Wie ist es gelaufen?«

In diesem Augenblick ertönte der Alarmstab, der die Zeit verkündete. In einer großen Stadt wie Ar wurden die Alarmstäbe regelmäßig geschlagen, damit die Bürger wußten, wie spät es war.

»Es ist erst die elfte Ahn«, sagte sie dankbar und schloß erleichtert die Augen.

»Du hast Angst, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja«, flüsterte sie. Sie hatte das Recht, Angst zu verspüren. Schließlich war sie nur eine Sklavin.

»Wovor hast du Angst?«

»Vor ihm, in dessen Gegenwart ich mich begeben muß, und dann nur als niedere Sklavin.«

»Ach so«, sagte ich. Ich war eigentlich der Meinung gewesen, ihre Angst röhre von den Geschehnissen des Vormittags her.

»Berichte mir, was im Zentralzylinder geschehen ist«, sagte ich.

»Vieles ereignete sich genauso, wie du es vorausgesehen hastest«, sagte Lavinia. »Ich ging auf den Zentralzylinder zu. Ich kniete vor den Wachen nieder und senkte den Kopf. Die verschlossene Brieffröhre berührte beinahe die Pflastersteine. Ich sah auf. Dann berichtete ich von meinem Auftrag, daß ich eine private Botschaft für die Ubara hätte, von Appanius' Haus. Sie überprüften meinen Kragen und waren davon überzeugt, daß ich eins von Appanius' Mädchen war. Die Wächter glaubten kaum, daß man mich zur Ubara vorließe, aber zu ihrer Überraschung erlaubte man es mir.«

»Man hat dich eingelassen, weil der Brief möglicherweise von einem ganz bestimmten Mitglied von Appanius' Haushalt stammte und nicht von Appanius selbst, der kaum etwas direkt mit der Ubara zu tun hat«, sagte ich. »Die Ubara vermutete und hoffte vielleicht sogar, daß der Brief von dieser Person kam. Daß er auch noch ›privat‹ war, hatte ihre Vermutung nur noch verstärkt und sie neugierig gemacht.«

»Ja, Herr.«

Lavinia hatte natürlich mit auf den Rücken gefesselten Händen bei den Wächtern des Zentralzylinders vorgesprochen, und mit einer an ihrem Hals befestigten Brieffröhre. Auf diese Weise hätte sie das Schreiben unmöglich lesen können und würde garantiert nichts von seinem Inhalt wissen. In gewissem Sinne stimmte das auch, da Marcus und ich den Brief mit Phoebes

Hilfe am vergangenen Abend verfaßt hatten, während sie zu den Anschlagtafeln gegangen war, um nach Bekanntmachungen Ausschau zu halten, die möglicherweise von uns für Interesse waren. Es ist besser, wenn die Sklavinnen die Tafeln am frühen Morgen oder Abend besuchen, wenn dort nicht so viel Gedränge herrscht. Natürlich wußte sie in groben Zügen, worum es bei dem Brief ging und welche Rolle er in unseren Plänen spielte. Nachdem Lavinia den Zentralzylinder wieder verlassen hatte, hatte ich sie am vereinbarten Treffpunkt schon erwartet, ihr die Handschellen und die Briefröhre abgenommen und ihr den Umhang gegeben. Dann waren wir auf verschiedenen Wegen zum *insula* zurückgekehrt.

»Erzähl weiter.«

»Man überprüfte meine Handschellen«, sagte sie. »Wie man herausfand, war ich perfekt gefesselt.«

Ich nickte. Daß Lavinia vorher die Hände mit Handschellen auf den Rücken gefesselt worden waren, war lediglich als Annehmlichkeit für die Wächter gedacht gewesen. Das ersparte ihnen die Mühe, es selbst tun zu müssen, bevor sie sie vor die Ubara führten.

»Dann legten sie mir zwei Leinen an.«

»Ein Eisenkragen, mit Ketten auf jeder Seite?«

»Ja, Herr.«

Das überraschte mich nicht. Die Wächter hätten nicht riskiert, sie so ohne weiteres zur Ubara zu bringen, nicht einmal mit den Handschellen.

»Erzähl weiter«, sagte ich.

Und Lavinia gehorchte und berichtete, und ich hörte zu, ohne sie auch nur einmal zu unterbrechen.

*

Fünf Wächter führten mich, Lavinia, durch das Flügeltor des Zentralzylinders. Der Anführer ging zuerst. Zwei Männer gingen rechts und links von mir, jeder

hielt eine Leine. Zwei Wächter mit Speeren bildeten den Abschluß. Im Inneren des Tores setzte man mir eine Haube auf, dann führten sie mich durch ein Labyrinth aus Gängen und Abzweigungen und verschiedenen Ebenen. Manchmal drehten sie mich sogar ein paarmal im Kreis. Ich hatte jede Orientierung verloren und nicht die geringste Vorstellung, wo genau im Zentralzylinder ich mich befand. Schließlich befahl man mir niederzuknien. Ich gehorchte, kniete nieder, spreizte die Beine und senkte den Kopf, wie es sich gehört, dabei hatte ich den Eindruck, daß man die Leinen am Boden festmachte.

Plötzlich ertönte eine Frauenstimme. »Gib mir den Brief meines guten Freundes Appanius«, sagte sie. Die Stimme schien freundlich, sogar nett zu sein, aber irgendwie klang da ein drohender, bösartiger Unterton durch.

Ich fühlte, wie man den Brief aus der Röhre nahm. Vermutlich war das der Anführer der Wächter. Eine Zeitlang herrschte Stille. Dann ergriff die Frau erneut das Wort.

»Es ist nichts Besonderes«, sagte sie. »Nur eine Nachricht von unserem Freund Appanius, es geht um ein neues Theaterstück. Laßt uns nun allein. Aber bevor ihr geht, enthüllt das Gesicht der Sklavin. Ich will es sehen.«

Man nahm mir die Haube ab.

Allem Anschein nach kniete ich in einem privaten Audienzgemach, irgendwo in den Tiefen des Zentralzylinders. Es wurde von Lampenschein erhellt. Die Wandteppiche waren scharlachrot und prächtig. Ein paar Schritte vor mir befand sich ein Podest, und auf diesem Podest saß eine königliche Gestalt, die ein kostbares Gewand der Verhüllung mit einem wunderbaren Schleier trug, auf einem kurulischen Stuhl. Ich war sprachlos.

»Wir warten draußen«, sagte der Befehlshaber der Wächter. Er und seine Männer zogen sich zurück.

Ich blickte die Frau auf dem Stuhl demütig an. Anscheinend nahm sie keine Notiz von mir. Sie las den Brief wieder und wieder, offensichtlich mit großem Interesse.

Die Ketten, die an dem Metallkragen um meinen Hals befestigt waren, hatte man an im Boden eingelassenen Ringen eingeklinkt. Ich konnte nicht aufstehen.

Die Frau sah auf mich herab. Ich senkte den Kopf bis zum Boden.

»Ist das die Art, wie du vor einer freien Frau kniest?« fauchte sie.

»Vergib mir, Herrin«, schluchzte ich. »Die Wächter waren anwesend!«

»Aber jetzt sind sie nicht mehr da«, erwiderte sie, »und selbst wenn sie es wären, bin ich hier die Herrin und nicht sie!«

»Vergib mir, Herrin!« flehte ich sie an.

»Du wirst sittsam vor mir knien.«

»Ja, Herrin.« Und ich schob die Oberschenkel zusammen und gab mir die allergrößte Mühe, so sittsam und anständig vor ihr zu knien, wie ich nur konnte.

Die Frau musterte mich. Ich wagte *es* kaum, den Blick zu heben. Meistens hielt ich den Kopf gesenkt. Ich zitterte sogar. Man kann sich sicher vorstellen, wie klein und bedeutungslos ich mir in Gegenwart der Ubara von Ar vorkam.

»Dieser Brief kommt nicht von Appanius«, sagte sie schließlich.

»Nein, Herrin«, antwortete ich.

»Weißt du, wer ihn geschrieben hat?«

»Der schöne Milo«, sagte ich.

»Kennst du seinen Inhalt?«

»Nein, Herrin.«

»Kannst du lesen?«

»Ja, Herrin.«

»Aber du hast ihn nicht gelesen?«

»Nein, Herrin.«

»Hast du eine Ahnung, worum es hier geht?«

»Ich fürchte schon, Herrin«, sagte ich.

»Weiß du, wer ich bin?«

»Die majestätische und wunderschöne Talena, die Ubara des glorreichen Ar.«

»Man könnte ihn schon allein für den Gedanken, einen solchen Brief zu schreiben, hinrichten lassen.«

Darauf erwiderte ich nichts.

»Er hat ihn sogar unterschrieben. Was für ein Narr, was für ein armer, verrückter, verblendeter Narr!«

Auch darauf gab ich keine Antwort.

»Wie konnte er nur etwas derartig Dummes, Kompromittierendes, völlig Verrücktes tun?«

»Vielleicht hat ihn ein flüchtiger Blick auf die Schönheit der Herrin sämtlicher Zurückhaltung beraubt«, flüsterte ich.

Das schien sie zu interessieren. »Sprich!« befahl sie mir.

»Er hat Vorstellungen im Zentralzylinder gegeben«, sagte ich. »Lesungen und dergleichen. Vielleicht hat ihn bei einer dieser Gelegenheiten die Stimme der Herrin bezaubert – selbstverständlich ohne daß sie etwas dafür konnte –, wie das Lied der Veminiumvögel. Oder es waren ihre Anmut und Ausstrahlung, das Ergebnis von tausend Generationen vererbter Eleganz. Vielleicht ist auch für einen kurzen Augenblick der Schleier der Herrin verrutscht, natürlich völlig unabsichtlich, und er hatte das Pech, einen Blick auf ihre Gesichtszüge zu erhaschen, oder aber er sah ein Stück ihres Handgelenks zwischen Ärmel und Handschuh, oder er sah – welch beängstigende Vorstellung – unter dem Saum ihres Gewandes ihren Knöchel aufblitzen.«

»Schon möglich«, erwiderte die Ubara. Und ich hatte nicht den geringsten Zweifel, daß die königliche Schlampe ausreichend dafür gesorgt hatte, daß sich solche scheinbar zufälligen Möglichkeiten ergeben hatten.

»Weißt du, daß er mir die erste Vorstellung seines
›Lurius von Jad¹ widmete?«

Das war mir bekannt. Ich nickte.

»Man sagt, es sei seine beste Vorstellung gewesen«, fuhr sie fort.

»Ja, Herrin«, erwiderte ich.

»Und er hat mir auch noch viele andere Auftritte gewidmet.«

Ich nickte.

»Die alle als begeisternde Auftritte gefeiert wurden.«

»Ja, Herrin.«

»Ich sollte diesen Brief zerstören«, sagte die Ubara dann. »Ich sollte ihn an eine der Flammen in einer dieser winzigen Lampen halten.«

»Ja, Herrin.«

»Wenn einer der Ratsmitglieder oder Seremides oder Myron oder auch sein Herr nur einen Blick davon zu sehen bekämen, könnte es seinen Tod bedeuten!«

»Ja, Herrin«, sagte ich. Aber die Ubara machte keine Anstalten, den Brief zu zerstören, sondern faltete ihn sorgfältig zusammen und verbarg ihn unter ihrem Gewand der Verhüllung.

»Milo vergißt auf unverschämte Weise seine Stellung!« sagte sie. Aber ich glaube, sie freute sich. Dann stand sie von ihrem Stuhl auf und kam auf mich zu. »Zu welchem Haus gehörst du, Mädchen?« fragte sie.

»Ich gehöre dem Haus von Appanius«, antwortete ich, wie es mir mein Herr befohlen hatte.

»Knie gerade und heb das Kinn«, befahl sie. »Den Kopf noch weiter zurück!« Sie beugte sich herunter und überprüfte den Kragen. »LIEFERE MICH BEI APPANIUS VON AR AB«, las sie laut vor. »Eine passende Inschrift für einen Kragen«, sagte sie und erhob sich. »Passend für eine Sklavin.«

»Ja, Herrin«, erwiderte ich.

»Es ist schon unglaublich, welch ein Unterschied

zwischen einer wie dir und einer wie mir besteht« staunte sie. »Wie nennt man dich?«

»Lavinia.«

»Das ist ein hübscher Name.«

»Danke, Herrin.«

»Und du bist ein hübsches Mädchen.«

»Danke, Herrin.«

»Wage es nicht, den Kopf zu senken«, fuhr sie mich an, ergriff meinen Kragen und blickte mir wütend in die Augen. »Wertloses, versklavtes Miststück!«

»Ja, Herrin!« keuchte ich erschreckt.

Plötzlich fragte sie: »Was bedeutest du Milo?«

»Nichts, Herrin!« rief ich. »Nichts!«

»Wie kommt es, daß du den Brief überbracht hast?« fragte sie. »Und wage es nicht, den Kopf zu senken.«

»Mein Herr Appanius hat mich Milo als persönliche Dienerin zur Verfügung gestellt, um sein Quartier zu säubern und für ihn Botengänge zu erledigen.«

»Und hat er dich zum Schlafen an seinem Sklavenring festgemacht?«

»Nein, Herrin!« stieß ich atemlos hervor. »Er lässt mich auf meiner Matte schlafen, in der Zimmerecke, und ich darf nie vor dem Morgen gehen!«

»Das ist lächerlich!« fauchte die Ubara. »Er hat dich nie angefaßt, in der Art der Männer?«

»Nein, Herrin!«

»Erwartest du, daß ich das glaube?«

»Ja, Herrin«, flehte ich sie an. Sie schaute mich wütend an. »Ich bin für Milo nur eine bedeutungslose Dienerin.«

»Aber du würdest gern mehr sein«, stellte sie fest.

»Bitte, Herrin, verlangt nicht, daß ich dazu etwas sage«, schluchzte ich. Da blickte sie auf mich herab und lachte, und dieses Lachen traf mich tief.

»Milo hat dich also nie angefaßt?«

»Nein, Herrin.«

»Interessant.«

»Ich fürchte, seine Gedanken gelten nur einer Frau.«

Die Ubara sah überrascht aus.

»Ja, Herrin«, sagte ich. »Und ich fürchte, allein sie ist es, der sein Herz gehört.«

»Und wer sollte das sein?«

»Vielleicht kann die Herrin es sich denken.«

Plötzlich berührte sie ihr Gewand an der Stelle, an der sie den Brief verborgen hatte. »Er ist ein Narr, einen solchen Brief zu schreiben!«

Ich schwieg.

»Sind wir die einzigen, die von diesem Brief wissen?« wollte sie dann wissen.

»Ich glaube schon, Herrin«, antwortete ich.

»Vielleicht sollte ich dir dann die Zunge herauschneiden und dir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen lassen!«

Ich wagte nicht, darauf etwas zu sagen, und bemühte mich, mein Zittern zu unterdrücken. Schließlich sagte sie: »Du darfst den Kopf senken.«

»Danke, Herrin.«

»Was meinst du, sollten wir unseren verrückten, tollkühnen Milo verbrennen lassen?«

»Ich hoffe, daß die Herrin angesichts ihrer berühmten Schönheit und des Schadens, der allein der Gedanke daran im Herzen armer Männer anrichten kann, eher Mitleid hat und diese Unverschämtheit mit Nachsicht betrachtet.«

Die Ubara lächelte.

»Kann man es dem Morgen zum Vorwurf machen, daß ihn das Licht der Sonne erhellt, oder daß die Gezeiten den Monden unterworfen sind?«

»Eigentlich nicht«, sagte daraufhin dieses eitle, hochmütige Geschöpf. »Aber du mußt wissen, daß ich persönlich an solchen Dingen nicht im mindesten interessiert bin. Aber es gibt da eine mir bekannte Frau, die eine solche Aufmerksamkeit vielleicht nicht gänzlich unwillkommen heißen würde.«

»Herrin?« fragte ich. Ich glaube, sie dachte ernsthaft, ich würde ihr das abnehmen!

»Ich werde mich mit ihr beraten müssen«, sagte die Ubara.

»Ja, Herrin.«

»Es ist Ludmilla von Ar.«

»Aber du bist es doch, Herrin, für die der schöne Milo schwärmt wie ein liebestoller Verr«, protestierte ich und ging damit ein leichtsinniges Wagnis ein, wie ich beschämt zugeben muß.

Da lachte sie. Offensichtlich hielt sie mich für ein dummes Ding.

»Du wirst ihm den Namen Ludmilla nennen«, fuhr sie fort. »Er wird schon verstehen.«

»Und wie soll ich diese Ludmilla erkennen? Wie soll er sie erkennen?«

»Du wirst mir Bericht erstatten«, sagte die Ubara.

»Alles wird allein durch mich arrangiert werden.«

»Ja, Herrin.«

»Und als erstes wirst du ihm mitteilen, daß Ludmilla ihm wegen seiner Dummheit, einen solchen Brief zu schicken, sehr böse ist und daß der Gedanke, deshalb ihr Mißvergnügen erregt zu haben, ihn vor Entsetzen zittern lassen soll.« Dann fügte sie nachdenklich hinzu: »Aber sag ihm auch, daß Ludmilla, wie es ihrer Natur entspricht, dazu geneigt ist, Nachsicht walten zu lassen, daß sie seine Not vielleicht sogar röhrt.«

»Aber sollte die Herrin nicht vorher mit der edlen Ludmilla sprechen, bevor sie solche Aussagen in ihrem Namen macht?« fragte ich.

»Ich kann für sie sprechen«, erhielt ich zur Antwort.

»Ja, Herrin.«

»Sag ihm auch, daß seine Klage nicht unbedingt abschätzig aufgenommen wurde.«

»Ja, Herrin.«

»Und jetzt senk den Kopf, Sklavin!«

Ich gehorchte und hörte das Rascheln von Seide, als Würde ein Schleier entfernt.

»Du darfst wieder hinsehen.«

Und ich blickte auf und konnte nur aufstöhnen. Ich brachte kein Wort hervor, sondern starrte sie nur ehrfürchtig an. Sie war schöner, als ich es mir je hätte vorstellen können! Sie war schöner, als ich es mir hätte erträumen können!

Als ich mich wieder gefaßt hatte, sagte ich: »Sicherlich kann sich die Lady Ludmilla nicht mit der Schönheit der Herrin messen!«

»Sie ist genauso schön wie ich«, erwiderte die Ubara. Sie lächelte zufrieden, richtete ihren Schleier und sagte mir, man würde mich zu jeder Zeit zu ihr vorlassen. Dann rief sie die Wachen herein und gab ihnen Anweisungen, die ich nicht verstehen konnte, die aber vermutlich mich betrafen. Dann brachten mich die Wächter wieder hinaus, wo mein Herr schon ungeduldig auf mich wartete.

*

Lavinias Bericht stimmte mich sehr zufrieden. Talenas Reaktion auf Milos angeblichen Brief war genau so gewesen, wie ich es mir vorgestellt hatte. Lavinia hatte recht; sie war in der Tat eine sehr schöne Frau. Und ein eitles, hochmütiges Geschöpf. Ich fragte mich, wie sie in Sklavenketten aussehen würde, zu meinen Füßen. Ich lächelte.

»Meine Liebe«, sagte ich zu Lavinia. »Du bist jetzt die Botin in einer Intrige.«

In diesem Augenblick ertönte der Alarmstab und verkündete die zwölfe Stunde.

Lavinia sah erschrocken auf.

»Es ist spät«, sagte ich. »Wir müssen los.«

Ich stand auf. Sie trug bereits das Gewand, das soviel Ähnlichkeit mit der Tunika einer Staatssklavin hatte, also mußte ich ihr nur noch den dazugehörigen

Kragen anlegen. Ich hob den kurzen Umhang auf, den sie zuvor getragen hatte, und legte ihn ihr über die Schultern. Wieder mußte ich lächeln. Es war fast so, als würde ein Mann einer jungen Dame in den Mantel helfen. Doch Welch einen Unterschied gab es hier! Sie war mein Eigentum, mit dem ich machen konnte, was ich wollte.

Wir verließen unseren kleinen Raum im *insula* von Torbon, ich zuerst, und Lavinia ein paar Schritte hinter mir.

»Die Tür öffnet sich, Herr!« sagte Lavinia leise.

»Ich werde mich zurückziehen«, erwiderte ich.

Wir standen in der Nähe eines der Hintereingänge des Großen Theaters. Lavinia kannte den Eingang gut. Es herrschte ein Kommen und Gehen, Leute waren unterwegs, Arbeiter, Träger und Sklavinnen, die Besorgungen zu erledigen hatten. Man fand auch ein paar Müßiggänger, die sich hier herumtrieben, darunter interessanterweise auch ein paar freie Frauen, deren Gewänder sie als Angehörige der verschiedensten Kästen kennzeichneten. In der Nähe standen auch zwei Säfanten, deren Vorhänge ein Stück beiseite geschoben waren.

»Er ist es!« sagte Lavinia. Sie drückte sich gegen die Wand und hielt den Brief in ihrer Faust an die Brust gedrückt.

Ich spazierte unauffällig weiter. Ich wollte in der Nähe bleiben, aber nicht so nahe, daß ich hören konnte, was geschah.

Ein paar Meter weiter drehte ich mich um. Lavinia stand wie angewurzelt dort, wo ich sie zurückgelassen hatte. Ihr Herz mußte heftig schlagen. Ich konnte sehen, wie sich ihre Brust schnell hob und senkte, vermutlich vor Aufregung. Sie umklammerte den Brief. Ich verließ mich darauf, daß er von ihrer kleinen verschwitzten Hand nicht zerdrückt wurde.

Der Mann, um den es ging, war aus dem Hintereingang getreten. Zwei andere Männer begleiteten ihn.

Lavinia rührte sich nicht.

Ich war neugierig, diese Begegnung beobachten zu können, auch wenn ich hauptsächlich gekommen war, um Lavinia zu beschützen, falls sich das als notwendig erweisen sollte. Ich war mir nicht sicher, wie man auf

sie reagieren würde. Schließlich war sie nur eine Sklavin, daran änderte auch die vorgebliche Kleidung einer Staatssklavin nichts. Außerdem war es möglich, daß man sich an sie aus den Tagen ihrer Freiheit erinnerte, als ihre Person unantastbar und unverletzlich, ihr Wille selbstsüchtig und anmaßend gewesen war, und das konnte ihr eine Tracht Prügel einbringen. Vielleicht um alte, unterdrückte Ressentiments aus der Welt zu schaffen oder um ihr einfach ihre derzeitige Verletzlichkeit und neue Stellung zu Bewußtsein zu bringen und sie daran zu erinnern, daß sie nicht mehr diejenige war, die man zufriedenstellen mußte, sondern sie die anderen zufriedenzustellen hatte.

Davon abgesehen war es möglich, daß man sich an sie aus ihren Tagen als Haussklavin im Haus des Appanius erinnerte. Dort war sie, vor allem als neue Sklavin, der Gnade der Männer des Hauses ausgeliefert gewesen, und vermutlich auch der der höhergestellten Sklavinnen. Möglicherweise hatten sich alle zusammengetan, um sie schlecht zu behandeln. Darum wollte ich in der Nähe bleiben. Ich hatte natürlich nichts dagegen, wenn sie jemand schlug. Das schadet einem Sklaven nicht, im Gegenteil. Aber ich wollte nicht, daß sie ernsthaft verletzt wurde.

Lavinia rührte sich nicht.

Das ärgerte mich, andererseits war es vielleicht nicht einmal das Schlechteste. Vier oder fünf der freien Frauen, die hier herumlungerten, eilten los, um sich um den Mann zu scharen. Andere hielten sich etwas zurück. In die Sänften kam keine Bewegung. Ich vermutete, daß etliche Schleier nicht so sorgfältig gerichtet waren, wie es sich schickte. Der Saum von mehr als nur einem Gewand wurde ein Stück angehoben, als die Frauen loseilten. Das war eine vielsagende Beobachtung, denn die Gasse war trocken. Das heißt, ich konnte weder Pfützen noch Schlamm entdecken. Zweifellos wollten die Frauen in ihrer Eile nur vermeiden,

daß Staub aufwirbelte, in der Hoffnung, ihre Gewänder nicht zu beschmutzen. Es lungerten auch ein paar junge Burschen herum. Sie waren wohl gekommen, um zu sehen, welche Enthüllungen ein geschickt verrutschter Schleier zeigte, oder ob man, wenn man aufmerksam war und einem das Glück lachte, einen kurzen Blick auf einen aufblitzenden Knöchel erhaschen konnte.

Ich knurrte ungehalten. Sicher, es wäre für Lavinia nicht klug gewesen, auf den besagten Mann zuzustürzen und mit freien Frauen um seine Aufmerksamkeit zu wetteifern. Sie trug einen Kragen, also wäre es außerordentlich unklug, ja sogar gefährlich gewesen.

Milo, der Sklave und Schauspieler – denn um ihn handelte es sich natürlich bei dem besagten Mann –, brachte den Frauen, die sich um ihn scharten, viel Geduld entgegen, was von seinem Standpunkt aus vermutlich auch klug war. Sie standen eng um ihn herum, und einige berührten ihn sogar. Ihre Augen leuchteten, als sie zu ihm hochsahen. Einige konnten kaum ein Wort hervorbringen. Milo war recht groß und übertrug sie alle. Ich betrachtete sie in ihren Gewändern. Sie hätten eine Gruppe hübscher kleiner Sklavinnen abgegeben, dachte ich.

Ich blickte zu Lavinia, die so nahe an der Häuserwand stand, daß man hätte meinen können, sie sei dort angekettet.

Nach einer gewissen Zeit begannen Milos Begleiter mit – so wie es aussah – sanften Worten und sanft bestimmenden Gesten darauf zu drängen, daß man dem Schauspieler nun gestattete, seinen Weg fortzusetzen. Die Frauen schienen darüber wenig erfreut zu sein. Einige protestierten sogar leise und verzweifelt. Sicherlich standen ihnen doch noch ein paar Augenblicke zu, um sich um ihn zu scharen, ihn zu berühren und ihre Komplimente zu äußern. Sollte man ihnen jetzt schon verwehren, sich schwärmend in der Wärme dieses hel-

len Lächelns zu sonnen? Dann gaben sie den Weg frei und schauten ihm voller Sehnsucht nach, als er weiterging.

Ich blickte zu Lavinia hinüber. Sie rührte sich noch immer nicht!

Mehr als nur eine der zurückbleibenden Frauen richtete ihren Schleier und tat dabei so, als wäre es ihr peinlich. Wie hatte er nur so verrutschen können?

Dann setzten sich einige der schüchternen Frauen, die es nicht gewagt hatten, ihn zu bedrängen, in Bewegung und liefen ihm nach, um allein mit ihm zu sein, und wenn es nur ein Augenblick war. Er würde sie anlächeln und einer die behandschuhte Hand küssen.

Er kam genau in meine Richtung. Lavinia ließ den Abstand zu ihm immer größer werden. Ich blickte sie an. Glaubte sie etwa, an der Wand festgekettet zu sein? Ich machte eine winzige, kaum wahrnehmbare Geste. Sie rückte ein Stück von der Wand ab, als wollte sie Milo und den anderen folgen. Im selben Augenblick trat einer der Säntenträger auf die kleine Gruppe zu, kniete vor ihr nieder und zeigte auf die Sänfte. Lavinia wich schnell zurück. Langsam wurde ich ungeduldig, aber ich wollte nicht, daß sie mit der Person konkurrierte, die in der Sänfte saß und bei der es sich zweifellos um eine reiche freie Frau handelte. Die Sänfte machte nämlich nicht den Eindruck, als wäre sie oder wären ihre Träger gemietet. Ich konnte es nun wirklich nicht brauchen, daß Lavinia von einem der Sklaven geschlagen wurde und der Brief irgendwo im Straßenstaub landete.

Ich scharrete mit dem Fuß über die Pflastersteine der Gasse. Die Frau in der Sänfte mußte in der Tat sehr reich sein, Milos Begleiter zogen sich sogar zurück, damit er sich mit ihr unterhalten konnte. Ich beobachtete sogar, wie er schließlich den Kopf beugte und die Finger einer kleinen, behandschuhten Hand küßte, die zwischen den Vorhängen durchgestreckt wurde.

Das fand nun die Frau in der anderen Sänfte alles andere als erfreulich. Sie hatte nicht nur ihre Träger dabei, sondern auch noch ein paar freie Männer. Unwillkürlich fragte ich mich, ob sich die Träger im Auftrag ihrer Herrinnen auf der Straße miteinander austauschten. Vermutlich war das nicht auszuschließen.

Als Milo schließlich weiterging, wandte sich die zweite Sänfte lautlos und anmutig und auf eine Art, die mich an die witternden Bewegungen des neunkiemigen goreanischen Sumpfhais erinnerten, in seine Richtung.

Ich gab Lavinia ein ungeduldiges Zeichen.

Die Schönheit war aufgewühlt und völlig von ihren Gefühlen gefangen!

Aber das war auch nicht verwunderlich. Sie hatte sich hilflos in Milo verliebt! Was auch der eigentliche Grund dafür war, daß sie ihm in die Falle gegangen war. Als sie ihm dann kurz nach ihrer Versklavung in Appanius' Haus begegnet war und ihn am Tisch hatte bedienen sollen, hatte sie ihm in ihrer Panik Paga über das Gewand gekippt und ihn dann auch noch berührt! Obwohl Milo nur ein Sklave war, durfte er am Tisch seines Herrn essen! Diese Information hatte mich nicht überrascht. Appanius schien viel von seinem Lieblingssklaven zu halten. Sehr viel sogar. Daß ihn eine Sklavin berührte, war ihm unerträglich. Das war auch der Grund gewesen, daß er Lavinia wutentbrannt aus seinem Haus verbannt und aufs Feld geschickt hatte. Der Grund, warum ich sie so billig erwerben konnte.

Milo und seine Begleiter gingen an mir vorbei. Unsere Blicke trafen sich kurz, dann sahen sie schnell beiseite. Einen Augenblick später war auch die zweite Sänfte vorbei und hielt weiter auf die kleine Gruppe zu. Zögernd verließ Lavinia den Schutz der Wand und nahm die Verfolgung auf. Als sie an mir vorbeikam, ergriff ich sie am Arm und zog sie auf die Seite.

»Was ist los mit dir?«

»Ich warte auf meine Gelegenheit, Herr!« erwiderte sie, ohne mich anzusehen, da ihr Blick der Gruppe folgte. Ich ließ sie los. Es war sinnlos, auf sie wütend zu sein. Die Sklavin hatte bis jetzt noch keine passende Gelegenheit gehabt, um sich dem Schauspieler zu nähern. Ich glaube, meine leichte Gereiztheit lag eher in der Furcht begründet, daß sie diese im Prinzip so einfache Angelegenheit verpatzte, und zwar aus irgendwelchen unerklärlichen Gefühlsaufwallungen. Vielleicht konnte ich es auch einfach nicht erwarten, daß das Unternehmen erfolgreich abgeschlossen wäre.

Lavinia eilte los und ging der Sänfte und ihrem Zielobjekt hinterher. Und ich setzte mich auch wieder in Bewegung.

Ein paar Ehn später, auf der Straße des Aulus in der Nähe des Tarnhofs, sah ich dann, wie einer der freien Männer, die die Sänfte begleiteten, losilte, um Milo und seine Begleiter zu veranlassen stehenzubleiben. Lavinia befand sich etwa dreißig oder vierzig Meter hinter der Sänfte. Ich wiederum ging zehn Meter hinter ihr. Die kleine Gruppe wartete nun auf die Ankunft der Sänfte, die sich ihr auf würdevolle Weise näherte; die Träger waren eindrucksvoll in ihren gemessenen Bewegungen, wie es sich für die zweifellos hohe Stellung der in ihr sitzenden Frau auch schickte. Sie stellten die Sänfte auf der schattigen Straßenseite ab, in Nähe einer Wand, die mit Theaterplakaten übersät war. Dann zogen sich alle zurück, die Träger, die freien Männer und Milos Begleiter. Das versetzte den Schauspieler in die Lage, sozusagen tête-à-tête mit der Frau zusammenzukommen, und zwar in einer Ungestörtheit, von der sie vermutlich erwartete, daß sie gesichert war.

Ich fragte mich, ob Milo auf seinem Rückweg vom Theater zum Haus seines Besitzers Appanius immer soviel Rummel über sich ergehen lassen mußte. Als die Sänfte anhielt, blieb Lavinia auch stehen, und ich folgte

ihrem Beispiel. Während Milo mit der Besitzerin der Sänfte beschäftigt war, bemerkte der Mann, der vorausgeeilt war, um den Schauspieler zum Stehenbleiben zu veranlassen, plötzlich Lavinia und ging auf sie zu. Sie muß ihn kommen gesehen haben, denn sie reagierte voller Angst und drehte sich um. Sie warf mir einen verzweifelten Blick zu, aber ich tat so, als würde ich sie nicht sehen. Sie ging, die Straße des Aulus in meine Richtung zurück, aber der Mann rief: »Bleib stehen, Sklavin!«

Einen Augenblick lang fürchtete ich, daß sie von Panik übermannt loslaufen würde, woraufhin er sie schnell eingeholt haben und sie schlagen würde, denn freien Personen hatte man zu gehorchen. Aber zu meiner Zufriedenheit war sie trotz ihrer panischen Angst klug genug, sich umzudrehen und niederzuknien. Und da er ein Mann war, hatte sie die Knie auch in der richtigen Stellung. Einer der Vorteile dieser Stellung – neben ihrer allgemeinen Schicklichkeit – besteht darin, daß sie einen beschwichtigenden Wert hat.

Der Mann hatte sie vermutlich in der Nähe des Theaters gesehen, und dann war ihm aufgefallen, daß sie der Gruppe folgte. Vielleicht wollte er sich auch nur das Warten verkürzen und sie für ein kurzes Vergnügen gegen die Häuserwand drücken oder in einen Türeingang führen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es mich stören würde, solange es dabei blieb. Außerdem paßte das zu ihrer Rolle als Staatssklavin, die allgemein gegen derartige Aufmerksamkeiten nichts einzuwenden haben, sogar in dem Ruf stehen, sie zu provozieren. Der Staat kümmert sich nicht um die sexuellen Bedürfnisse seiner Sklaven.

Aber der Mann machte einen ärgerlichen Eindruck, darum näherte ich mich den beiden unauffällig. Er stand jetzt vor Lavinia, die mit weit aufgerissenen Augen vor ihm am Boden kniete. Ich begriff, daß er die Interessen seiner Arbeitgeberin schützen und sie ver-

scheuchen wollte. Das war nicht hinnehmbar. Er hob die Hand, um die Sklavin zu schlagen. Ich ergriff sie mitten in der Luft am Handgelenk und hielt sie fest. »Ai!« rief er überrascht und von Schmerzen erfüllt aus. Als er aufhörte sich zu wehren, ließ ich die Hand los. Er zog sie zurück und rieb sie wütend.

»Was hat diese Einmischung zu bedeuten?« knurrte er.

»Was hattest du denn vor?« fragte ich neugierig.

Er trat einen Schritt zurück. »Ich?«

»Sich einer Staatssklavin in den Weg zu stellen«, sagte ich kopfschüttelnd.

»Sie verfolgt uns!«

»Warum?«

»Nun«, sagte er, »nicht uns, aber eine andere Person.«

»Wen denn?«

»Na, sie«, erwiderte er und zeigte in Richtung der Säufte.

»Und was geht das dich an?« fragte ich.

»Meine Arbeitgeberin würde das nicht besonders schätzen.«

»Deine Arbeitgeberin ist also eine eifersüchtige Sklavin?«

»Nein!« sagte er. »Es ist Lady ...«

»Ja?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte er gereizt.

»Vielleicht hat ihr Herr ihr ja nur noch keinen Namen verliehen«, meinte ich.

Der Mann wies auf Lavinia. »Du siehst doch, daß sie eine Botschaft trägt.«

»Gib mir den Brief«, befahl ich Lavinia.

»Er ist privat«, antwortete sie.

Ich streckte die Hand aus, und sie gab ihn mir.

»Unwichtig«, sagte ich nach einem flüchtigen Blick auf das Papier und gab es ihr zurück.

»Laß mich ihn sehen«, verlangte der Mann.

»Du stellst mein Wort in Frage?« fragte ich lauernd.

»Nein!«

»Zieh!« sagte ich und griff in meine Tunika.

»Ich bin unbewaffnet!« sagte er entsetzt. »Das ist das Gesetz! Wir Arer dürfen keine Waffen tragen.«

»Dann laß uns unsere Meinungsverschiedenheit mit den Fäusten austragen«, schlug ich vor.

»Du bist ja betrunken!« Er trat einen Schritt zurück.

»Sollte das so sein, hast du einen Vorteil.«

»Es schickt sich nicht für freie Männer, sich vor einer Sklavin zu streiten.«

»Ich schicke sie fort«, bot ich an.

»Nein, nein!«, sagte er nervös. »Sie stört nicht.«

»Du würdest sie von ihren Pflichten abhalten?« fragte ich lauernd.

»Nein!«, erwiderte er. »Nein!«

»Ruhm und Ehre für Talena, die Ubara von Ar«, sagte ich.

»Ja, Ruhm und Ehre für Talena, natürlich!« beeilte er sich zu erwidern.

»Ruhm und Ehre für Seremides, den ersten Minister der Ubara, den Befehlshaber der Taurentianer, für Myron, den Polemarkos von Temos, für Lurius von Jad!«

»Ja, ja, Ruhm und Ehre für sie alle!«

»Ruhm und Ehre für ein fettes Tharlarion!«

»Wenn du meinst!«, erwiderte er. »Auch das, selbstverständlich!«

»Du stimmst aber auch allem zu«, stellte ich fest.

»Ich versuche nur, höflich zu sein.«

»Ich glaube, ich sollte deine Lady kennenlernen.«

»Nein, tu das nicht!«

»Um sich bei ihr über deine Behinderung der Pflichten einer Staatssklavin zu beschweren.«

»Sie unterhält sich gerade.«

»Das spielt keine Rolle.«

»Stör sie nicht!«

»Vielleicht möchtest du mich ja aufhalten?«

»Nein!« Er drehte sich ruckartig um und eilte auf die Sänfte zu.

»Ich schlage vor, du fängst unsere Zielperson am Tarnhof ab, unterhalb der Schattenspaliere. Meines Wissens ist das seine übliche Strecke. Außerdem wird es dann so aussehen, als hätte ich dich fortgeschickt, damit du deinen Auftrag erledigen kannst.«

»Ja, Herr.«

»Und steck den Brief unter die Tunika«, sagte ich. »Gib ihn ihm, wenn der richtige Augenblick gekommen ist.«

»Ja, Herr.« Sie küßte den Brief und schob ihn unter den Stoff.

»Es ist ein sehr gut geschriebener Brief«, sagte ich.

»Danke, Herr.« Sie hatte den Brief verfaßt, nach meinen Vorgaben. Marcus und ich hatten uns einige Zeit damit abgemüht, schließlich dann aber aufgegeben. Lavinia hatte es geschafft. Die Botschaft war wie ein Gedicht, zart und rührend, ein verzweifelter, flehentlicher Brief einer hochintelligenten, durch und durch weiblichen, außerordentlich verletzlichen, sich vor Sehnsucht verzehrenden Frau, die sich hoffnungslos verliebt hatte, die bereit war, sich auf- und ihrem Geliebten hinzugeben. Sowohl Marcus als auch ich waren erstaunt gewesen, daß Lavinia so gute Arbeit geleistet hatte. Es war fast so, als schriebe sie den Brief um ihrer selbst willen und nicht als Teil eines Planes. Nur Phoebe war nicht überrascht gewesen, sondern hatte bloß gelächelt.

»Und nun geh.« Ich blickte zur Sänfte, die noch immer an Ort und Stelle stand. »Unser Mann wird gleich weitergehen.«

Da schluchzte Lavinia plötzlich auf. »Herr, was ist, wenn ich es nicht tun kann?«

»Ich verstehe nicht.«

»Was ist, wenn ich vor Furcht sterbe, es nicht einmal wage, mich ihm zu nähern?«

»Dieses Risiko gehe ich ein«, sagte ich.

»Herr!« erwiderte sie. »Ich meine es ernst!«

»Ich bezweifle, daß es möglich ist, in dieser Angelegenheit vor Angst zu sterben«, sagte ich, »aber sollte dir dies tatsächlich gelingen, werde ich eben ein anderes Mädchen finden müssen.«

»Ich verstehe.«

»Also mach dir keine Sorgen. Wie du siehst, ist das völlig unnötig.«

»Das beruhigt mich sehr.«

Ich ging neben ihr in die Hocke. »Was bist du?« fragte ich.

»Eine Sklavin.«

»Und was noch?«

»Nur das«, erwiderte sie verwundert. »Eine Sklavin.«

»Daran mußt du immer denken«, sagte ich sanft zu ihr. »Ruf dir das ins Gedächtnis zurück, wenn du ihm gegenübertrittst, und die Wahrheit, die darin steckt.«

»Ich verstehe, Herr.« Sie lächelte durch ihre Tränen hindurch.

»Ich glaube nicht, daß du versagst.«

Sie lächelte. »Das glaube ich auch nicht.«

Ich streckte den Arm aus. »Vertrödel hier nicht deine Zeit, Sklavin«, sagte ich laut. »Geh! Erfüll deine Pflicht!«

»Ja, Herr.« Lavinia sprang auf und eilte die Aulus zurück.

Die Entscheidung, daß sie den Brief unter ihrer Tunika tragen sollte, hatte ich getroffen, damit er keine Aufmerksamkeit erregte. Der freie Mann zum Beispiel hatte ihn sofort gesehen.

Ich drehte mich um und sah, wie die Träger die Sänfte anhoben. Das war mein Zeichen. Ich eilte Lavinia hinterher, nahm aber nicht ihren Weg, sondern eine ähnliche Route, die mich zum Tarnhof brachte.

Ein paar Ehn später hatte ich ihn erreicht. Trotz des

Namens handelt es sich in Wirklichkeit um eine breite Straße, das heißt, eine für eine goreanische Stadt breite Straße. Einige Blocks östlich der Aulus ist sie der Standort eines Gemüse- und Obstmarktes, der hier immer am Vormittag abgehalten wird. Auf seiner Höhe wird die Straße von ihrer nördlichen bis fast zur südlichen Seite von einer großen Anzahl schlingpflanzenbewachsener Spaliere beschattet, die den Waren Schutz bieten und später am Tag den Fußgängern Schatten spenden. Viele goreanische Straßen liegen ständig im Schatten, was an ihrer Enge und den umstehenden Gebäuden liegt. Daraus resultiert, daß man sich nicht immer nach dem Stand der Sonne richten kann und leicht die Orientierung verliert. Daß nicht alle Straßen allgemeingültige Namen tragen, sorgt für ein zusätzliches Durcheinander. Jemand, der sich in der Gegend auskennt, hat da keine Schwierigkeiten, aber für einen Fremden kann das sehr verwirrend sein. Schließlich entdeckte ich die kleine Gruppe von drei Männern, die langsam in östlicher Richtung gingen. Ich war etwa fünfzig Meter hinter ihnen. Von Lavinia war zuerst nichts zu sehen, aber dann, etwa siebzig Meter weiter vorn, vor dem östlichen Ende des mit Spaliere abgezäunten Gebietes, auf dem der Morgenmarkt abgehalten wurde, entdeckte ich sie in einem schachbrettartigen Fleck aus Licht und Schatten. Offensichtlich war sie ein Stück vorausgeeilt, damit sie auch sicherging, Milo und seine Begleiter nicht zu verpassen. Außerdem hatte sie so genug Zeit gewonnen, um die Fassung wiederzuerlangen. Sie lag vor einer Wand auf den Knien, in Nähe eines Sklavenrings. Nicht nur, daß es sich so gehörte, es verstärkte die Wirkung, die sie mit ihrer Schönheit, ihrem Kragen und dem Sklavenring auf alle vorbeigehenden Männer ausüben mußte. An solchen Ringen kann ein Herr ein Mädchen anketten, während er sich mit ihr beschäftigt. Es freute mich, daß sie klug genug gewesen war, nicht den Ein-

druck zu erwecken, daß ihr Herr sie dort abgesetzt hatte, denn dann hätte ihr Aufspringen unnötiges Erstaunen hervorgerufen.

Als die drei Männer nur noch wenige Meter von Lavinia entfernt waren, stand sie anmutig auf. Natürlich entging ihnen das nicht, denn zweifellos hatten sie sie schon eine ganze Weile beobachtet. Ihre Blicke trafen sich, und sie senkte demütig den Kopf. Dieser Kontakt, so kurz er auch gewesen sein mochte, veranlaßte die Männer stehenzubleiben. Lavinia hatte damit zum Ausdruck gebracht, daß sie auf sie gewartet hatte und nun näher kommen würde. Milos Begleiter blickten einander an. Dieses Mädchen, das da auf sie gewartet hatte, trug die Tunika einer Staatssklavin. War es möglich, daß sie eine Botschaft vom Zentralzylinder überbrachte, möglicherweise von einer der vielen freien Frauen aus dem Gefolge der Ubara? Oder gar von der Ubara selbst? Möglicherweise erinnerten sie sich auch daran, daß die Sklavin schon in der Nähe des Theaters gewartet hatte. Sie hatte auf eine diskrete Gelegenheit zur Kontaktaufnahme gewartet. Ging hier etwas Geheimes vor? Der Markt war geschlossen. Die Straße so gut wie verlassen. Der Tag war heiß, selbst im Schatten der Spaliere.

Ich drückte mich neben einem Türeingang an die Wand. Wegen den vielfältigen Schattenmustern und den Schlingpflanzen hielt ich es für unwahrscheinlich, daß man mich bemerken würde. Außerdem ragten zwischen uns mehrere der Pfähle in die Höhe, die das große Dachspalier trugen.

Milo sagte etwas zu seinen Begleitern. Die beiden Männer zogen sich sofort zurück. Das fand ich interessant. Es hatte den Anschein, als wenn diese Begegnung inoffiziell stattfinden oder zumindest der Anschein einer Privatsphäre gewahrt bleiben sollte.

Das Mädchen ging auf den Sklaven zu.

Sie näherte sich ihm mit schnellen, kleinen Schritten

und gesenktem Kopf, die Hände an den Seiten, die Handflächen nach hinten. In seiner Nähe hob sie den Kopf ein Stück, wagte es aber kaum, seinen Blick zu erwideren, sie kniete vor ihm nieder, wie vor einem Herrn, und erwies ihm ihren Gehorsam, indem sie die Stirn zwischen seinen goldenen Sandalen auf das Pflaster legte und die Handflächen folgen ließ, die sie zu beiden Seiten des Kopfes auf den Boden drückte. Das war natürlich keineswegs ungehörig; obwohl sie beide den Sklavenstatus hatten, war sie doch eine Frau und er ein Mann, also konnte man ihre Gehorsamsgeste, die in diesem Augenblick zwischen Sklaven erfolgte, einfach als die zwischen Frauen und Männern ansehen.

Dann sah Lavinia zu ihm auf, mit Tränen in den Augen. Von seiner Reaktion glaubte ich ablesen zu können, daß er sie in diesem Moment deutlich erkannte, sich an sie von ihrer Gefangennahme im Metellanischen Bezirk erinnerte, als er sie, die freie Frau, als Verführungssklave für seinen Herrn Appanius in die Falle gelockt hatte. Er machte ein verblüfftes Gesicht. Ich weiß nicht, ob es daran lag, daß er sie so unerwartet in ihrem Kragen wiedersah, oder ob seine Verblüffung eher darin begründet lag, daß er die unglaubliche Verwandlung erkannte, durch die die freie Frau, die er gefangen genommen hatte, nun in ihrem Sklavinnentum so erstaunlich faszinierend und wunderschön geworden war. Vielleicht war es von beidem etwas.

Lavinia richtete sich wieder auf und zog mit bebenden Lippen den Brief unter der Tunika hervor, wo sie ihn in der Nähe ihres Herzens aufbewahrt hatte, und streckte ihn Milo entgegen.

Die beiden Begleiter hatten sich das in aller Ruhe angesehen, aber jetzt, da die Staatssklavin dem Schauspieler etwas geben wollte, setzte sich einer von ihnen in Bewegung, um ihr den Brief abzunehmen, aber La-

vinia packte ihn mit ihrer kleinen Faust, drückte ihn an den Körper und schüttelte entschieden den Kopf. Der Brief war offensichtlich nur für den Sklaven bestimmt.

Der Mann versuchte es erneut, aber sie rutschte zurück, legte wieder die Stirn auf den Boden, als wollte sie die Demutshaltung einnehmen, und hielt das Stück Papier unter ihrem Körper verborgen. »Nein, Herr!« sagte sie. »Es tut mir leid, Herr!«

»Miststück!« rief der Mann und versetzte ihr einen Tritt.

»Warte«, mischte sich sein Gefährte ein. »Hat man dir einen genauen Befehl gegeben?« fragte er Lavinia.

»Ja, Herr!« erwiderte sie. »Ich darf den Brief nur einer Person aushändigen, nur ihr allein!«

»Also gut«, sagte der Mann.

Lavinia stand dankbar auf, ging zu dem Sklaven und kniete vor ihm nieder. Wie anmutig sie vor ihm auf die Knie ging! Wie gut sie zu seinen Füßen aussah, auch wenn er nur ein Sklave war! Sie reichte ihm den Brief, den sie mit beiden Händen hielt, während sie dabei den Kopf senkte, bot ihn ihm an, wie eine Sklavin ihrem Herrn Wein reicht. Milo schien dieser Anblick vollkommener Schönheit richtiggehend zu erschüttern. Ich vermute, daß nie zuvor eine solche Frau auf diese Weise vor ihm gekniet hatte. In diesem Augenblick erahnte er vermutlich zum erstenmal die Macht und die Vollkommenheit, die in der Herrschaft lag.

Ich sah zu, wie Lavinia ihm den Brief gab. Es war beinahe so, als wäre es ihr Brief, den sie ihm flehentlich um ihrer selbst willen darbot, und nicht die vermeintlichen Zeilen einer anderen, die sie nur als Kurierin überbrachte. Ihr Benehmen überraschte mich. Außerdem beeindruckte es mich. Mir war noch gar nicht aufgefallen, daß sie so schön war.

»Du hast deinen Brief abgegeben, Miststück!« knurrte der eine Mann ärgerlich. »Verschwinde!«

»Ja, Herr!«

Er holte wütend mit der Hand aus, als wollte er sie schlagen. Lavinia stolperte nun alles andere als anmutig auf die Füße und lief an mir vorbei die Straße entlang.

»Sie ist hübsch«, sagte der Mann, der sie befragt hatte, und sah ihr hinterher.

»Aber sie ist nur eine Frau!« sagte sein Gefährte, der sie bedroht hatte.

»Und eine Sklavin.«

»Ja.«

Milo, der mitten auf der Straße im Licht und Schatten des Spaliers stand, sah ihr versonnen nach. In der Hand hielt er den Brief, an dem er anscheinend alles Interesse verloren hatte. Offenbar konnte er den Blick nicht von der forteilenden Gestalt Lavinias abwenden. War es möglich, daß sie ihn interessierte, und zwar auf die natürlichste Weise, in der ein Mann eine Frau interessant findet – nämlich in sexueller Hinsicht? Damit hatte ich gar nicht gerechnet. Ich ging davon aus, daß so etwas keine Auswirkung auf meinen Plan haben würde.

»Lies den Brief«, befahl einer der Männer.

Abwesend, so als wäre er sich außer der immer kleiner werdenden Gestalt der Sklavin seiner Umgebung nicht mehr bewußt, entfaltete er das Blatt Papier. Anscheinend konnte er lesen. Darauf hatte ich mich verlassen. Er war ein hochrangiger Sklave. Außerdem wäre es ihm sonst wohl schwierig gefallen, seine Rollen- texte zu lernen.

»Was steht drin?« fragte der eine Begleiter.

Der Sklave drückte den Brief an den Leib. »Es ist privat«, antwortete er, »und ich fürchte auch persönlich.«

»Laß mich sehen«, beharrte der Begleiter.

»Es ist besser, wenn nur Appanius und ich das zu Gesicht bekommen«, sagte Milo. Er sah regelrecht erschüttert aus.

»Gut, wie du willst«, sagte der Begleiter und trat einen Schritt zurück. Milos' Reaktion hatte ihm wohl verraten, daß die Angelegenheit zu ernst war, um jedermann anzugehen.

»Ist es wichtig?« fragte der andere Begleiter.

»Ich fürchte ja.«

»Dann laß uns zum Haus zurückkehren.«

Sie gingen weiter und begaben sich, nachdem sie das Spalier hinter sich gelassen hatten, auf die rechte Straßenseite, wo es nun, am späten Nachmittag, wesentlich schattiger war. Normalerweise benutzen die Goreaner lieber die linke Straßenseite, da die meisten Männer Rechtshänder sind. So befindet sich der Schwertarm immer auf der Seite der entgegenkommenden Fremden.

Ich sah ihnen nach. Tatsächlich war ich nicht einmal hundertprozentig davon überzeugt gewesen, daß der Sklave Appanius den Brief auch zeigen würde, andererseits bestand dafür jedoch eine hohe Wahrscheinlichkeit, vor allem jetzt, da er ihn unter Zeugen entgegengenommen hatte, womit ich nicht hatte rechnen können. Meine Pläne erforderten natürlich nicht, daß Appanius über den Brief Bescheid wußte. Obwohl er darin eine große Rolle spielte. Der Brief konnte jedoch seinen Zweck erfüllen, auch ohne daß er ihn kannte.

Ich ging nach Westen.

Ein paar Ehn später hatte ich unseren Treffpunkt auf der Straße von Verrick erreicht. Ich stellte mich neben einen Hauseingang und wartete. Lavinia würde sich hüten, in der Gegend herumzulungern, da dies Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Sie sollte mehrmals an dieser Stelle vorbeigehen. Und da kam sie auch schon.

Wie schön sie gewesen, wie verführerisch sie nun war.

»Herr«, sagte sie.

»Hier hinein.« Ich zeigte auf den Eingang.

Sie trat in den Eingang, der Sie allen Blicken entzog.

»Ich habe den Brief überbracht«, sagte sie.

»Ich weiß.«

»Du hast zugesehen?«

»Ja.«

Sie blickte zu Boden.

»Hab keine Angst«, sagte ich. »Es war alles in Ordnung. Du bist eine Sklavin.«

»Ja, Herr«, erwiderte sie überrascht, als wäre es ihr erst jetzt aufgefallen. »Und es gefällt mir.«

»Du hast deine Arbeit sehr gut gemacht«, sagte ich.

»Ich bin zufrieden mit dir.«

»Vielen Dank, Herr.«

Ich legte ihr den Umhang um die Schultern. »Wir kehren zum *insula* zurück. Du darfst vorausgehen.«

Lavinia lächelte. »Ja, Herr«, sagte sie.

»Der Heimstein von Ar-Station gehört mit Tharlarionmist eingeschmiert!« rief der wohlbelebte Bursche lautstark. »Man sollte Urtsabber darüber ausgießen!« Er nahm den Heimstein von seinem Platz auf dem Brett hoch, das im Park des Zentralzylinders quer über zwei Exkrementefässern lag., »Nicht einmal Steinjards würden ihn fressen!«

Die umstehenden Wächter lachten, und die Zuschauer, die sich vor dem mit Seilen abgesperrten Platz versammelt hatten, auf dem der Heimstein auf seinem unwürdigen Podest ruhte, fielen in das Gelächter ein. Ein paar Männer, die wohl eine Art Vorstellung erwarteten, eilten herbei. Es hatte den Anschein, als würden sich die Wächter an den Dicken erinnern, denn sie feuerten ihn noch an. Hinter ihm hatte sich eine lange Reihe aus Leuten gebildet, die darauf warteten, daß sie die Absperrung passieren konnten, um einer nach dem anderen ihrer Verachtung für die ›Verräterin des Nordens^ wie Ar-Station mittlerweile auf den Anschlagtafeln genannt wurde, öffentlich Luft zu machen.

»Ich muß ihn umbringen!« zischte Marcus mir zu.

»Das ist nicht nötig«, versicherte ich ihm gereizt.

»Das verlangt die Ehre!« Marcus tastete nach dem Schwertgriff.

»Unsinn!«

»Doch!« zischte er.

»Keineswegs!« beharrte ich.

Ich war beunruhigt. Wenn Goreaner auf die Idee kommen, daß Ehre im Spiel ist, werden sie plötzlich sehr schwierig und unberechenbar. Marcus war ein sportlicher Bursche, und er konnte leicht mit einem Sprung über das Seil hinwegsetzen, um den Heimstein zu erreichen.

»O doch!«

»Pst!« sagte ein Bürger und drehte sich zu uns um.
»Ich will das hören.«

Ich packte Marcus hinten am Messergürtel. Das machte es schwierig für ihn, sich nach vorn zu bewegen, und so gut wie unmöglich, zum Sprung über die Seilabsperrung anzusetzen.

»Das war gut«, sagte ein anderer Bürger, der Kleidung nach ein Kaufmann, der sich zu mir umdrehte. »Ein Steinjard und die Vorstellung, daß es der Heimstein nicht wert ist, ihm bei der Verdauung zu helfen.«

»Ja«, sagte ich. »Deftig.« Ein Jard ist ein kleiner Aasfresser, der sich normalerweise nur in Schwärmen fortbewegt. Sie fressen Steine, die ihnen bei der Verdauung helfen.

»Sogar brillant.«

»Ich stimme dir zu«, sagte ich. Ohne es zu wissen spielte Boots Tarskstück gerade mit seinem Leben.

»Ich gehe mal davon aus, daß das da deine Hand an meinem Messergürtel ist«, knarrte Marcus, ohne nach hinten zu blicken.

»Ja, so ist es.«

Er ließ Boots und den Heimstein nicht aus den Augen. Sein Blick war wild und leidenschaftlich.

»Würdest du mich bitte loslassen?«

»Sicher, aber nicht jetzt.«

»Nicht einmal die Schleimschnecken von Anango würden unter diesen Stein kriechen!« rief Boots Tarskstück und schwenkte den Stein mit beiden Händen umher.

»Gut gesagt!« gratulierte ein Zuschauer.

Ich fühlte, wie sich Marcus gegen meinen Griff stemmte.

»Ich habe dir gesagt, du sollst nicht herkommen«, sagte ich. »Dann habe ich dir gesagt, du sollst hinten warten.«

»Aber dann hätte ich diese Beleidigungen nicht hören können!« erwiderte Marcus.

»Das ist wahr.«

»Seremides versuchte, diesen elenden Stein hier in ein Exkrementefäß zu werfen. Und wißt ihr, was passiert ist? Das Faß hat ihn ausgespuckt!«

Die Menge grölte vor Lachen.

Marcus gab einen seltsam erstickten Laut von sich. Solche Geräusche hatte ich bis jetzt nur von Larls und Sleen vernommen. Ich griff fester zu.

»Seht euch diese Exkrementefässer an!« rief Boots und zeigte auf die beiden umgedrehten Fässer, auf denen das Brett lag. »Die gehen kein Risiko ein.«

Nun mischte sich Applaus in das Gelächter.

Marcus sagte grimmig: »Das reicht!«

Ich hielt ihn davon ab loszustürmen.

Boots drehte den Kopf zur Seite und nieste.

»Wenigstens hat er den Heimstein verfehlt!« bemerkte Marcus.

»Sei dir da mal nicht so sicher«, erwiderte ich.

»Es hat sich eine lange Schlange gebildet«, sagte der Befehlshaber des Wachkommandos; seine Augen waren mit Tränen gefüllt, so sehr hatte er gelacht. »Ich glaube, jetzt sollte der nächste drankommen.«

Auf der anderen Seite des Kreises ertönte Protestgeschrei.

»Nein, nein«, wandte sich Boots fröhlich an die Zuschauer und beschwichtigte sie. »Es stimmt. Der General hat recht! Die anderen sollen auch ihre Chance haben. Ich sollte nicht die ganze Zeit für mich beanspruchen, die meine erregten Mitbürger des glorreichen und freien Ars besser gebrauchen können. Dieses widerwärtige Stück Kies hier, das ein passender Heimstein für Verbrecher und Feiglinge ist, gewinnt sonst den Eindruck, ich wäre hier der einzige, für den die perfide Hinterhältigkeit seiner Stadt ersichtlich ist!«

Er ging von einer Seite zur anderen, verbeugte sich elegant, nahm den Applaus und die Kommentare

lächelnd entgegen, winkte, berührte hier und da jemanden und verließ dann den mit Seilen abgesperrten Kreis.

Ich ließ Marcus' Messergürtel los. Der junge Krieger stand einfach da. Jetzt erschien er nicht mehr wütend, sondern am Boden zerstört.

»Komm, wir verschwinden von hier«, sagte ich.

»Er hat versagt«, murmelte Marcus.

»Komm schon!« Ich mußte Marcus buchstäblich von der Absperrung wegzerren. Wir verließen den Park und überquerten die Straße des Zentralzylinders.

Ein anderer Mann stand nun innerhalb des Kreises. Er schrie Beleidigungen und spuckte den Stein an.

Plötzlich sagte Marcus: »Wir müssen zurück und es mit den Schwertern versuchen.«

»Nein«, sagte ich. »Das haben wir doch schon besprochen. Das ist keine gute Idee.«

»Dann muß er es eben morgen erneut versuchen!« beharrte Marcus. »Er muß einen neuen Versuch unternehmen!«

»Nein«, sagte ich.

»Nein?«

»Nein.«

»Wir müssen den Stein haben!« beharrte Marcus.

»Ich werde Ar nicht ohne ihn verlassen!«

»Denk nicht mehr dran«, schlug ich vor.

»Ich hätte ihn Magie benutzen lassen sollen«, stöhnte Marcus.

»Was?«

»Weil ich ihm vorschlug, es mit einem Zaubertrick zu machen, haben wir den Stein verloren!«

»Ach ja?«

»Er hätte es mit Hilfe von Magie machen können!« Marcus wurde wütend. »Und ich habe ihn davon abgehalten!«

»Sei nicht so hart zu dir selbst.«

»Es ist alles meine Schuld.«

»Woher willst du eigentlich wissen, daß wir den Stein nicht schon längst haben?« fragte ich ihn.

»Hör auf zu scherzen«, erwiderte er ärgerlich.

»Ich meine es ernst.«

»Ich habe alles gesehen«, sagte er. »Ich beobachtete sehr genau. Ich habe ihn nicht aus den Augen gelassen. Ich habe ihm aufmerksam zugesehen. Ich habe wie ein Tarn jede seiner Bewegungen verfolgt. Nichts ist mir entgangen. Nichts, nicht einmal die kleinste Geste!«

»Du hast aufmerksam zugesehen.« Das mußte ich ihm zugestehen. Er hatte sorgfältiger zugesehen als sonst jemand, vielleicht mit Ausnahme von mir. Die anderen Zuschauer hatten natürlich keinen Grund gehabt, Boots auf die Finger zu sehen. Sie konnten ja nicht wissen, was geplant war, sie hatten keinen Grund zum Mißtrauen gehabt. »Aber vielleicht hast du ja nicht so sorgfältig hingesehen, wie du glaubst.«

Marcus schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein. Ich habe sehr sorgfältig hingesehen.«

»Aber möglicherweise hast du zur falschen Zeit die falsche Stelle beobachtet«, meinte ich.

»Ich verstehe nicht.«

»Es ist auch nicht wichtig.«

»Ich muß den Stein haben«, sagte Marcus wieder.

»Ich werde Ar nicht ohne ihn verlassen.«

»Ich glaube nicht, daß das nötig sein wird.«

»Ich verstehe nicht.«

»Vielleicht ist der Stein ja in unserem Besitz.«

»Nein«, sagte Marcus. »Ich kann ihn doch noch von hier aus sehen.«

»Du siehst einen Stein.«

»Das ist der Heimstein von Ar-Station«, sagte er.

»Bist du sicher?«

»Er muß es sein«, beharrte Marcus. »Ich habe ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen.«

»Vielleicht glaubst du ja nur, daß du ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen hast.«

»Jetzt ist wirklich nicht die richtige Zeit für Wortfechtereien!« knurrte der junge Krieger.

»Tut mir leid.«

»Ich bin bereit, loszustürmen und mir den Stein zu nehmen«, verkündete er. »Bist du dabei?«

»Nein.«

»Dann gehe ich allein!«

»An deiner Stelle würde ich das nicht tun«, sagte ich.

»Warum nicht?«

»Ich glaube wirklich nicht, daß das nötig ist.«

»Warum nicht?«

»Ich glaube, wir haben ihn bereits«, sagte ich.

»Was?«

»Tal, meine Freunde!« Boots Tarskstück kam freudestrahlend auf uns zu.

»Ich wollte dich umbringen«, sagte Marcus anstelle einer Begrüßung.

»Gab es einen bestimmten Grund?« fragte Boots ganz unschuldig.

»Du hast den Heimstein von Ar-Station beleidigt«, sagte Marcus wütend.

»Ich verlasse mich darauf, daß deine Mordgelüste mittlerweile nachgelassen haben«, sagte Boots mit einem Grinsen.

»Beträchtlich«, sagte der junge Krieger. »Jetzt bin ich zutiefst niedergeschlagen.«

»Du scheinst guter Laune zu sein«, sagte ich zu Boots.

»Wie hat dir meine Vorstellung gefallen?« fragte er.

»Ich fand sie großartig, brillant, unvergleichlich!«

»Mehr nicht?« Es klang verletzt.

»Besser als das, falls das möglich ist.«

»Unvergleichlich unvergleichlich?«

»Mindestens.«

»Und doch rechne ich damit, sie noch zu übertreffen«, erklärte Boots.

Marcus sah auf. »Du wirst es also noch einmal versuchen?« fragte er begierig.

Ich hielt die Hand hoch. »Augenblick«, sagte ich. »Wie kannst du das unvergleichlich Unvergleichliche übertreffen?«

»Das ist ganz einfach«, antwortete Boots. »Dazu ist lediglich erforderlich, daß man bei jedem Auftritt alle vorangegangenen Auftritte übertrifft, und die der anderen auch. So setze ich ständig neue Maßstäbe.«

»Und auf diese Weise ist es möglich, das unvergleichlich Unvergleichliche durch etwas noch Unvergleichlicheres zu übertreffen.«

»So ist es«, sagte Boots.

»Du wirst es also noch einmal versuchen«, drängte Marcus.

»Was versuchen?«

»Den Heimstein von Ar-Station in deinen Besitz zu bekommen!«

»Warum?«

»Warum?«

»Er hat ihn doch schon«, warf ich ein.

Boots öffnete kurz seinen Umhang.

»Ist das der Heimstein?« flüsterte Marcus andächtig.

»Das will ich doch hoffen«, sagte Boots.

»Erinnerst du dich nicht?« fragte ich Marcus. »Was er damals im *insula* sagte – daß es nicht mehr als ein Niesen ist?«

»Doch«, sagte Marcus. Daß etwas nicht mehr als ein Niesen ist, ist eine bekannte goreanische Redensart.

»Ein Niesen«, sagte ich. »Ein Niesen! Begreifst du denn nicht, diese Kühnheit, der Humor, der darin liegt?«

»Nein.«

»So hat es dieser Gauner gemacht«, kicherte ich. »Als er nieste. Wir haben ihn beobachtet, nicht seine Hände, und in diesem Augenblick fand der Austausch statt.«

»Falsch«, sagte Boots.

»Ach?«

»Ja«, sagte er. »Der Austausch geschah ziemlich zu Anfang der Vorstellung, als ich zum Himmel blickte und sagte, daß die Wolken sich wohl kaum dazu herablassen würden, auf einen so wertlosen Stein herabzuregnen. Du erinnerst dich an den Witz, warum sie ihn nach drinnen tragen und zum Heimstein machen mußten,, weil er eine Dürre verursachte?«

»Das ist natürlich nicht wahr«, sagte Marcus finster.

»Nein, natürlich nicht« erwiderte Boots. »Es ist sogar ein recht hübscher Stein.«

»Und es konnte auf ihn draufregnen wie auf jeden anderen Stein!«

»Zweifellos.«

»Der Austausch geschah so früh?« fragte ich.

»Ja.«

»Nicht als du geniest hast?«

»Nein«, sagte er. »Ich habe die Angewohnheit, in der Vorstellung den jeweiligen Austausch sehr früh vorzunehmen, bevor das Publikum danach Ausschau hält. Zu diesem Zeitpunkt sind sie noch nicht besonders aufmerksam. Man muß dann während der Vorstellung nur so tun, als fände der Austausch erst noch statt. Man kann Andeutungen fallen und das Publikum aufschreien lassen in dem Glauben, daß es dich erwischt hat, aber dann ist es völlig verblüfft, wenn du ihm zeigst, daß die Dinge gar nicht so sind, wie sie erscheinen. Sicher, hier handelte es sich um keine Bühnenvorstellung, da keiner, außer vielleicht euch beiden, irgend etwas in dieser Art erwartete. Genaugenommen war es kaum mehr als eine kurze, überraschende Demonstration komödiantischer Brillanz, bei der eher zufällig ein Austausch vorgenommen wurde. Ihr könnt euch gar nicht die Versuchung vorstellen, die ich verspürte, hinterher beide Heimsteine zu zeigen, damit das Publikum die ganze Darbietung besser würdigen konnte.«

»Es ist gut, daß du dieser Versuchung widerstanden hast«, sagte Marcus ernst.

»Das glaube ich auch.«

»Vermutlich hätte man dich innerhalb einer Ahn verbrannt.«

»Während ich mir die Sache überlegte, habe ich keineswegs versäumt, solche Möglichkeiten einzubeziehen«, sagte Boots. »Ich gestattete ihnen, sozusagen ihr Gewicht in die Waagschalen zu legen.«

»Du mußt wissen, daß wir und alle Bürger Ar-Stations deine Genialität zu schätzen wissen«, versicherte ihm Marcus.

»Vielen Dank.«

»Wir erweisen dir unsere Hochachtung durch unseren Salut!«

»Danke.«

»Du hast es nicht gemacht, als du geniest hast?« fragte ich.

»Nein.«

»Warum hast du dann geniest?«

»Meine Nase juckte«, sagte Boots.

»Nun, wenn der Austausch früher stattfand, dann hast du ja gar nicht Ar-Stations Heimstein beleidigt«, sagte Marcus erfreut. »Jedenfalls die meiste Zeit nicht.«

Boots nickte. »Das ist wahr.«

»Und ich hätte dich beinahe ohne Grund getötet«, staunte Marcus.

Boots erschauderte.

»Deine Nase juckte?« fragte ich.

»Ja.«

»Ich glaube«, sagte ich, »du solltest dich darauf vorbereiten, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen.«

»Nein«, erwiderte Boots.

»Noch heute abend«, sagte Marcus.

Boots schüttelte den Kopf.

»Marcus wird mir morgen bei etwas helfen«, sagte ich. »Aber er wird dich mit seiner Sklavin Phoebe einholen.« Ich stutzte und sah Boots an. »Nein?«

»Nein«, sagte Boots. »Morgen abend ist besser. Sollte man die Fälschung heute entdecken, an dem Tag, an dem ich mich in dem Kreis befand, und ich die Stadt an demselben Tag verlassen habe, würde das als ein zu unwahrscheinlicher Zufall erscheinen. Man würde zu dem Schluß kommen, daß ich mich auf der Flucht befinden.«

»Er hat natürlich recht«, sagte ich.

»Ja«, meinte Marcus gequält.

Jetzt, da wir den Heimstein besaßen, hatten natürlich sowohl Marcus als auch ich es eilig, daß er fortgeschafft wurde.

»Vielleicht hat das ja auch was Gutes«, sagte ich. »Wenn alles wie geplant läuft, können Marcus und Phoebe zusammen mit dir morgen abreisen.«

»Wenn alles wie geplant verläuft?« fragte Boots.

»Du brauchst mir natürlich nicht zu helfen«, sagte ich an Marcus gewandt.

»Ich helfe dir!« sagte er.

»Danke.«

»Und was ist mit dir?« fragte Boots.

»Mach dir um mich keine Sorgen.«

»Du bleibst in Ar?«

»Für die nächste Zeit.«

»Wenn der falsche Heimstein ein gutes Duplikat ist, sollte es eigentlich keine Rolle spielen«, meinte Marcus. »Möglicherweise fällt es niemals auf.«

Boots strahlte über das ganze Gesicht. »Aber man wird den Austausch entdecken, und zwar sehr bald, zweifellos innerhalb der nächsten Tage.«

Marcus sah ihn überrascht an. »Wie bitte?«

»Du würdest nicht wollen, daß das Duplikat ein perfektes Duplikat ist«, erklärte Boots. »Wenn es so wäre, könnten Seremides und die Ubara weiterhin behaupten, es sei der Heimstein von Ar-Station. Sie könnten sogar die Echtheit des Steins, der in Port Cos auftauchen wird, falls wir es bis dorthin schaffen, in Frage stellen.«

Marcus schüttelte staunend den Kopf.

»Es muß allen klar sein, daß man ihnen den echten Heimstein unter der Nase weggeschnappt hat.«

»Solche Geschehnisse dürften die Position Cos' sicherlich schwächen«, sagte ich. »Und Ar wieder Mut machen. Derartige Dinge haben schon ganze Regime gestürzt.«

»Ich habe dafür gesorgt, daß es viele kleine Unterschiede zwischen dem Original und der Kopie gibt«, sagte Boots. »Allerdings würde die nur jemand bemerken, der den Heimstein von Ar-Station gut kennt.«

»Es sind nur sehr wenige Bürger aus Ar-Station in Ar«, sagte Marcus, »und von denen würde sich unter diesen Umständen kaum einer seinem Heimstein nahem, um ihn zu verhöhnen.«

»Und sollten ihnen diese Unterschiede auffallen«, fuhr Boots fort, »kann man sicher davon ausgehen, daß sie sie nicht unbedingt den Wächtern mitteilen.«

»Das glaube ich auch nicht.« Marcus lächelte.

»Aber wenn diese Unterschiede so winzig sind«, sagte ich, »könnte man dann nicht die Fälschung für echt erklären?«

»Ich kann garantieren, daß das nicht geschehen wird«, verkündete Boots.

»Wie kannst du das garantieren?«

»Vielleicht ist dir ja aufgefallen – ich habe es natürlich bemerkt, da ich mich besonders bemühe, solche Dinge zu bemerken –, daß so gut wie niemand den Heimstein *berührt*«, sagte Boots. »Es war sehr ungewöhnlich, daß ich ihn anfaßte und hochhob. Er ist flach, und er liegt flach auf seinem Brett.«

»Ja, und?«

»Also nahm ich mir die Freiheit, auf der Unterseite der Fälschung eine Botschaft einzuritzen; ich habe sie sogar eingefärbt.«

»Und wie lautet die Botschaft?« fragte ich.

»Das ist ganz einfach«, sagte Boots. »Dort steht ›Ich bin nicht der Heimstein von Ar-Station!‹«

»Das erscheint eindeutig«, sagte ich.

»Außerdem nahm ich mir zusätzlich die Freiheit, eine weitere Bemerkung hinzuzufügen.«

Ich blickte ihn gespannt an.

»Nieder mit Cos!«

»Flieh auf der Stelle«, sagte Marcus entsetzt.

»Denk doch mal nach«, sagte Boots. »Wärst du ein Angehöriger der Wache und würdest entdecken, daß der Stein eine Fälschung ist, hättest du sicher Angst, daß der Stein während deiner Dienstzeit gestohlen wurde oder man annehmen würde, daß es dann geschehen sei.«

»Ja!« sagte ich.

»Darum erscheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß die Wächter einfach so tun, als hätten sie es nicht bemerkt und den Stein der nächsten Schicht übergeben, als wäre nichts geschehen; sollen die sich doch den Kopf darüber zerbrechen, oder die übernächste Schicht. Es wäre sehr peinlich wenn nicht sogar gefährlich, wenn der Austausch während oder am Ende der eigenen Schicht entdeckt würde.«

Ich sagte: »Boots, du bist ein kluger Bursche.«

»Die Wächter kommen hauptsächlich aus Ar«, fuhr Boots fort. »Darum kann ich mir nicht vorstellen, daß sie die Sache mit dem gleichen Eifer verfolgen oder so aufgebracht wären, wie man es von den Cosianern erwarten kann.«

»Vielleicht würde es sie sogar belustigen«, meinte ich.

»Schon möglich«, sagte Boots. »Andererseits glaube ich auch nicht, daß die Cosianer besonders erpicht darauf sind, daß der Austausch während ihrer Wache entdeckt wird.«

»Nein«, sagte ich, »das glaube ich auch nicht.«

»Also brauchen wir wohl kaum Angst zu haben, daß der Austausch sofort entdeckt wird.«

»Oder, um genau zu sein, sofort gemeldet wird.«

»Genau.« Boots lächelte.

»Du kümmertest dich um ein Treffen morgen abend mit Marcus?«

»Natürlich«, sagte Boots.

Ich drückte Boots Tarskstück einen schweren Geldbeutel in die Hand.

»Das Gewicht läßt an viele Kupfertarsk denken«, sagte Boots überrascht.

»Zähl es später«, sagte ich. »Versteck sie.«

»Mein Gewand verfügt über diverse Innentaschen«, sagte er. Der Geldbeutel verschwand unter dem Gewand.

»Ich will jetzt nicht in die Einzelheiten gehen«, sagte ich, »aber vergangenen Sommer kam Marcus durch ungewöhnliche Umstände in den Besitz eines großen Vermögens, einhundert Goldstücke.«

»Einhundert?« fragte Boots überrascht.

»Ja.« Ich war ziemlich zufrieden, daß es mir endlich einmal gelungen war, den großen Boots Tarskstück oder Renato den Großen, wie er sich jetzt nannte, zu überraschen.

»Aber er bezahlte mir die einhundert Goldstücke für eine Sklavin.«

Boots starnte Marcus entsetzt an.

»Sie ist zehntausend wert, und noch mehr«, murmelte Marcus kleinlaut zu seiner Rechtfertigung.

»Man kann nicht sagen, daß er wirklich verrückt ist«, sagte ich. »Es gibt da ein paar besondere Umstände.«

»Außerdem wußte ich damals auch noch nicht, daß sie eine Cosianerin ist«, warf Marcus wütend ein.

»Das macht natürlich einen großen Unterschied«, sagte Boots.

»Sonst hätten auch ein oder zwei Kupfertarsk gereicht«, sagte Marcus.

»Zweifellos.«

»Und so kam ich in den Besitz von einhundert Goldstücken«, sagte ich.

»Und du möchtest, daß uns dieser Inbegriff der Schönheit uns in den Norden begleitet?« fragte Boots.

»Du hast doch nichts dagegen, oder?« stellte ich ihm die Gegenfrage.

»Aber wie könnte ich«, sagte Boots. »Dann haben wir in unserer Freizeit wenigstens etwas zu tun; wir können von allen Seiten angreifende Armeen abwehren, Schwärme von Söldnern bekämpfen und Räuberbanden und Horden von Schurken in die Schranken weisen.«

»Ich verstehe nicht«, sagte ich.

»Ich schon«, sagte Marcus erfreut.

»Ich habe eingewilligt, einen Heimstein nach Port Cos zu bringen, nicht den riskanten Auftrag zu übernehmen, eine der schönsten und begehrtesten Frauen von ganz Gor mit meiner Truppe reisen zu lassen.«

»Das ist sie allerdings«, stimmte Marcus zu. »Du kannst sie ja in einen Wagen einsperren oder in einem Sack transportieren.«

»Ich bin wirklich neugierig auf diese Sklavin«, sagte Boots.

»Trotz Marcus' Begeisterung und Überzeugung in dieser Angelegenheit – so berechtigt sie auch sein mögen – sollte ich dir sagen, daß sie von einem unbeteiligten Beobachter nicht unbedingt geteilt werden, zumindest nicht auf den ersten Blick.«

»Ich schätze, das ist möglich«, sagte Marcus. Es klang nachdenklich und war ein für ihn ungewöhnlich großzügiges Zugeständnis.

»Das soll aber nicht heißen, daß das Mädchen keine hervorragende Sklavin ist«, sagte ich.

Boots nickte. Er lächelte. »Nun gut«, sagte er. »Ich gehe übrigens davon aus, daß der Geldbeutel, den ich von dir erhalten habe und der ungewöhnlich schwer ist, den Gegenwert von mindestens einem Goldstück enthält.«

»Du vertraust mir doch wohl.«

»Dir vertraue ich«, erwiderte er. »Ich bin nur mißtrauisch, was deine Rechenkünste angeht.«

»Keine Angst«, sagte ich. »Der Beutel enthält keine Kupfertarsk.«

Boots runzelte die Stirn. »Was?«

»Von den einhundert Goldstücken sind nur noch neunzig übrig«, erklärte ich. »Es tut mir leid. Du mußt jedoch wissen, daß wir Unkosten hatten, eine lange Reise, und die Preise in Ar sind sehr hoch, vor allem für eine anständige Mahlzeit und eine Unterkunft, dann brauchten wir Mittel für Bestechungsgelder oder um Informationen zu kaufen. Ich habe also die Hälfte, genau fünfundvierzig Goldstücke, in den Beutel gesteckt. Sie gehören dir.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Boots.

»Die anderen fünfundvierzig habe ich behalten«, sagte ich. »Vermutlich brauche ich sie morgen. Ich weiß es nicht.«

»Das ist zuviel Geld«, protestierte Boots.

»Mach dir um uns keine Sorgen«, sagte ich. »Wir haben noch andere Geldmittel, sozusagen aus Spenden, die uns Leute gaben, die wir für gewöhnlich an einsamen und dunklen Orten trafen, und unseren Sold.«

»Wir hatten uns auf zwei Goldstücke geeinigt«, sagte Boots. »Höchstens.«

»Dann brechen wir eben jetzt unsere Vereinbarung.«

»Das würdet ihr tun?« fragte Boots fassungslos.

»Warum nicht.«

»Ihr Schufte«, sagte er.

»Nimm einfach an, wir wären verrückt«, schlug Marcus vor. »Nimm einfach das Gold und mit ihm unsere und Ar-Stations nie versiegende Dankbarkeit.«

»Ich kann unmöglich so viel annehmen.«

»Du bist doch Boots Tarskstück?« fragte ich.

Er nickte. »Ich glaube schon. Zumindest habe ich das seit Jahren geglaubt.«

»Dann nimm das Geld.«

»Gib mir einen Augenblick zur Besinnung«, sagte er. »Ich muß mich erst sammeln. Ich habe nicht damit gerechnet. Laß mir Zeit. Das hat meine Habgier unerwartet getroffen. Sie taumelt. Sie schwankt. Eine solche Großzügigkeit würde selbst dem abgebrütesten Habgierigen den Atem verschlagen.«

»Wir haben das Geld ohne große Mühen in unseren Besitz gebracht«, erklärte ich. »Es ist nicht so, als hätte ein ganzes Dorf dafür ein Jahrhundert lang Suls aus dem Acker gehackt.«

»Das höre ich mit Erleichterung«, sagte Boots. »Das lag mir schwer auf der Seele.«

»In gewissem Sinn ist es geliehenes Verrätergeld, von den Verrätern von Ar.«

»Es ist also meine Pflicht, es zu nehmen?« fragte Boots.

»Auf jeden Fall dein Recht.«

»Vielleicht könnte ich mich ja überreden lassen, es anzunehmen«, meinte Boots. »Für die Künste.«

»Dann laß dich für die Künste überreden.«

»Einverstanden!« Er nickte.

»Ausgezeichnet«, sagte ich.

»Die Künste und ich danken dir.«

»Nichts zu danken, euch beiden.«

Wir schüttelten uns die Hände.

»Das kann ich über Nacht an den Spieltischen verdoppeln«, sagte er.

»Aber nicht bevor du den Heimstein in Port Cos abgeliefert hast«, erwiderte ich.

Er sah mich entsetzt an.

»Jawohl«, sagte ich streng.

»Also gut!«

Wir reichten uns erneut die Hände. Und schon einen Augenblick später war Boots davongeeilt.

»Der Heimstein muß Port Cos erreichen«, sagte Marcus.

»Du kannst dazu beitragen«, sagte ich. »Du wirst mit ihnen reisen, sowie ich einst, nämlich als Handlanger, und du wirst morgen abend aufbrechen.«

»Ich freue mich«, sagte Marcus, »daß es uns gelungen ist, ihn dazu zu überreden, das Geld anzunehmen.«

»Es war schwierig«, erwiderte ich. »Aber wir haben es geschafft.«

»Hauptsächlich haben wir es deiner Überredungskunst zu verdanken.«

»Nun hör aber auf«, wehrte ich ab. »Du warst auch sehr überzeugend.«

»Findest du?«

»Aber ja.«

»Einen Augenblick lang hatte ich Angst, er würde sich weigern, das Vermögen anzunehmen, das wir ihm aufdrängten.«

»Ja, für kurze Zeit stand es auf der Kippe.«

»Aber die Sache mit den Künsten«, sagte Marcus. »Das gab den Ausschlag.«

»Ja«, stimmte ich ihm zu. »Das ist sein Schwachpunkt.«

Marcus nickte versonnen. »Und jetzt?« fragte er.

»Ich muß mich darum kümmern, daß Appanius morgen früh eine Nachricht zugestellt bekommt.«

»Du weißt, was du zu tun hast?« fragte ich sie.

»Ja, Herr«, sagte Lavinia, die neben mir kniete. Sie zitterte leicht.

Ich sah auf sie hinunter. Sie war nun mit einem kurzen Umhang bekleidet, unter dem sich eine winzige, locker fallende, gürtellose Stofftunika befand, die nur von dem Verschluß an ihrer linken Schulter gehalten wurde. Der Umhang verdeckte ihren Kragen, der sie diesmal als meinen Besitz kennzeichnete. Der Verschluß an der linken Schulter war eine Entkleidungsschleife. Das war wichtig. Ich wollte, daß sie sich schnell ausziehen konnte.

»Der zeitliche Ablauf der Geschehnisse ist außerordentlich wichtig.«

»Ja, Herr«, flüsterte sie. »Ich werde mein Bestes tun.«

Ich hatte durch langes vorheriges Üben dafür gesorgt, daß sie sich sowohl des Umhangs als auch der Tunika flink entledigen konnte.

Marcus, der an der Wand saß und sein Schwert schärfte, blickte auf. »Es hat zur fünften Ahn geschlagen«, sagte er.

Ich nickte. Wir konnten die Alarmstäbe trotz der Entfernung von über einem Pasang hören.

Wir befanden uns in einer Wohnung im Metellanischen Bezirk. Ich hatte die Schlagläden geschlossen und sie von innen verriegelt, damit niemand von außen durch die Schlitze beobachten konnte, was hier vorging. In der Zimmermitte stand eine große, runde Liege, deren Durchmesser etwa zweieinhalb Meter betrug. Sie war gut gepolstert und mit Fellen bedeckt, sie war weich und einladend. An einer Stelle war seitlich ein Sklavenring eingelassen. Neben der Liege hatten wir einen kleinen Tisch aufgestellt, auf dem eine Ka-

raffe mit Wein, Gläser und eine kleine, geschmackvoll auf einem Tablett arrangierte Auswahl an Süßigkeiten stand. Eine kleine Tharlarionöllampe erhellt den Raum. Ich hatte die Vorrichtung im Nebenraum bereits getestet. Sie wurde durch einen einfachen Hebel ausgelöst, den Rest würden die Gewichte erledigen. Ich hatte auch noch ein paar andere Gegenstände mitgebracht, die sich möglicherweise als nützlich erweisen würden.

»Du hast den Sklaven darüber informiert, daß das Treffen vorverlegt wurde und er sich hier nun um halb sechs Ahn einfinden soll?« fragte ich Lavinia.

»Ja, Herr.«

»Er glaubt, dies sei die neue Zeit des Stelldicheins?«

»Ja, Herr.«

»Und soweit du weißt, hatte er keine Zeit, diese Information an seinen Herrn weiterzugeben?«

»Ich glaube nicht, Herr.«

»Dann wird er es vermutlich als seine Aufgabe ansehen, die freie Frau – wer auch immer sie ist – hier festzuhalten, bis Appanius und die Magistrate auftauchen.«

»Ich glaube schon, Herr.«

»Was, soweit es ihn betrifft, um halb sieben Ahn ist?«

»Ja, Herr.«

»Gut.« Ursprünglich hatte das Schäferstündchen zur siebten Ahn stattfinden sollen; das war die Zeit, die dem Sklaven Milo genannt worden war und die er an seinen Herrn weitergegeben haben durfte. Darum würden sein Herr und vermutlich auch die beiden Magistrate, die als Zeugen fungieren sollten und in gewissen Angelegenheiten versierte Offizielle sein würden, mit Sicherheit früher eintreffen wollen, vermutlich so gegen halb sieben Ahn. Die freie Frau würde natürlich nicht genau zur siebten Ahn kommen. Sie würde es vermutlich vorziehen, ihren vermeintlichen Liebhaber

warten zu lassen, damit er sich quälte und an ihrer Absicht zweifelte, überhaupt zu kommen.

»Aber ich habe Appianus noch eine Nachricht zu kommen lassen, eine anonyme Nachricht, aufgrund der er handeln wird. Wenn mein Plan funktioniert, wird er nicht um halb sieben Ahn eintreffen, wie sein Sklave annimmt, sondern bereits kurz nach seinem Sklaven.«

»Ich glaube«, sagte Marcus, »wir sollten langsam daran denken, uns zurückzuziehen.«

»Du hast recht.«

Marcus legte den Schleifstein beiseite und polierte die Klinge mit dem Saum seiner Tunika.

»Rechnest du damit, davon Gebrauch zu machen?« fragte ich.

Er ließ das Schwert in die Scheide gleiten. »Ich weiß nicht.«

»Wird der Sklave den Haupteingang benutzen?« fragte ich Lavinia.

»Das kann ich nicht sagen.«

»Als du damals eintratst, war er schon da, nicht wahr?«

»Ja.« Sie lächelte. »Aber ich ließ ihn warten.«

»Aber du bist durch diese Tür dort gegangen?«

»Ja. Das ist die Tür, durch die ich den Raum betrat. Appianus und die Magistrate hatten anscheinend einen Seiteneingang benutzt.«

»Das ist richtig«, sagte ich. »Er führt auf eine Gasse hinaus, die an der Straße endet.«

»So habe ich das Haus damals verlassen«, sagte Lavinia.

Ich nickte.

»Ich war völlig durcheinander, wußte nicht einmal, wo ich war«, fuhr sie fort. »Bis man mir die Haube abnahm und ich mich am Hals angekettet in der Zelle des Magistrats wiederfand.«

»Viel Glück!« wünschte ich ihr.

Marcus ging voraus. Wir würden durch die Hintertür gehen.

»Danke, Herr!« Wie großartig sie doch mit dem Eisenkragen um den Hals aussah.

Schon einen Augenblick später standen Marcus und ich draußen auf der Straße.

»Da!« sagte Marcus.

»Der Kerl mit der Kapuze, in dem Gewand?« fragte ich.

»Kein Zweifel, das ist unser Freund«, sagte Marcus.

»Bei dieser Größe, ja.« Die goldenen Sandalen boten ebenfalls einen deutlichen Hinweis, daß es derjenige war, auf den wir warteten.

»Er will in die Gasse einbiegen«, sagte Marcus. »Er wird den Seiteneingang benutzen.«

»Ich hoffe, daß Lavinia nicht allzu sehr enttäuscht sein wird.«

»Warum sollte sie?«

»Egal.«

»Er wird glauben, daß er mindestens eine Ahn Zeit mit ihr hat.«

»Selbst wenn er nicht im mindesten an ihr interessiert ist«, sagte ich, »weiß Lavinia, was sie zu tun hat.«

»Warum sollte er nicht an ihr interessiert sein?« wollte Marcus wissen. »Sie ist eine wohlgeformte Sklavin.«

»Nur so eine Vorahnung.«

»Du hast dir wirklich genug Mühe bei den Einzelheiten gegeben«, sagte Marcus.

»Gründlichkeit ist wichtig.«

»Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die sich so schnell ausziehen konnte«, meinte der junge Krieger.

»Es muß zwischen dem Geräusch eines Schrittes und dem Aufbrechen der Tür geschehen.«

»Ich ziehe es vor, wenn sich die Sklavin langsam und sinnlich auszieht.«

»Da stimme ich dir grundsätzlich zu«, sagte ich, »wenn genug Zeit ist.«

Es ist ein Genuß, wenn sich eine Sklavin vor einem

entkleidet, sich ihrem Herrn sinnlich und voller Anmut zeigt. Frauen beherrschen diese Kunst auf eine großartige Weise. Sie scheinen einen Instinkt dafür zu haben. Und ich bin der festen Überzeugung, daß es ihnen gefällt, die Wirkung zu beobachten, wenn sie sich vor ihrem Herrn entblättern und ihm mit dieser Enthüllung ihrer Schönheit vor Verlangen den Verstand rauben. In solchen Dingen verfügt eine Sklavin über eine große Macht.

»Ach!« sagte Marcus. »Welch eine Schande!«

»Was ist eine Schande?«

»Der arme Kerl wird kaum Zeit für sie haben.«

»Ja«, erwiderte ich. »Und wenn mich nicht alles täuscht kommt dort Appanius, und er hat ein paar seiner Männer dabei.«

»Gehst du auf ihn zu?« fragte Marcus.

»Aber sicher doch.«

Ich stieß mich von der Wand ab. »Halt!« sagte ich und legte Wut in meine Stimme. »Bist du Appanius der Landwirt, das Oberhaupt des allseits bekannten Hauses von Appanius?«

Er musterte mich ärgerlich. »Wer bist du denn?«

»An meiner Armbinde erkennst du, daß ich die Autorität habe, dich anzuhalten«, sagte ich unfreundlich. Marcus und ich trugen wie gewöhnlich unsere Armbinden, die unseren Status als Hilfswächter zeigten. Der wichtigste Vorteil bestand natürlich darin, daß sie uns erlaubten, Waffen zu tragen.

Appanius hob wütend seinen Stab.

Ich mißachtete die unzulängliche Waffe. Natürlich hätte ich ihn auf der Stelle töten können. Mein Kodex erlaubte das.

»Sei vorsichtig, Appanius«, warnte ihn einer seines Begleiter. Insgesamt waren sie zu viert, und sie alle trugen Stäbe. Darüber hinaus waren sie nicht bewaffnet. Genau wie es die Waffengesetze verlangten. Zwei von ihnen trugen Ketten.

»Dir wurde eine Frage gestellt«, erinnerte ich Appanius.

Er senkte den Stab. »Ja«, sagte er. »Ich bin Appanius, das Oberhaupt dieses Hauses, das am bekanntesten für seine Landwirtschaft ist.«

»Besitzt du einen ungehorsamen, widerspenstigen Sklaven?« fragte ich.

»Ich verstehe nicht.«

»Ich bin Besitzer einer kleinen Schlampe namens Lavinia«, sagte ich.

»Lavinia!« rief er wütend aus.

»Ich habe sie erst kürzlich erworben.«

»Dieses kleine Miststück!«

»Ein Bursche, der, wie ich von anderen erfahren habe, dein Sklave ist, hat sie anscheinend verführt.«

Er starrte mich an. »Unmöglich!«

»Du kennst diese Lavinia?«

»Ich glaube schon, ja«, sagte er. »Ich hätte sie schon vor Monaten als Topfmädchen in die Stadt verkaufen sollen.«

»Anscheinend treffen sie sich«, sagte ich. Das entsprach sogar der Wahrheit, da Lavinia in der Tracht einer Staatssklavin mehrere Male zu dem Sklaven Milo Kontakt aufgenommen und ihm Botschaften überbracht hatte, bei denen es um das geplante Stelldichein an diesem Morgen ging. Natürlich hatte sie in ähnlichem Kontakt mit der Ubara gestanden, nur daß sie in dieser Rolle einen Kragen trug, der sie als Angehörige des Hauses von Appanius ausgab.

»Das kann ich nicht glauben!« sagte Appanius ärgerlich.

»Warum bist du hier?« fragte ich.

»Du!« rief er. »Du hast mir heute in aller Frühe die Botschaft geschickt!«

»Ja«, sagte ich. »Ich bin ihm gefolgt. Sie treffen sich irgendwo hier, ich weiß nur nicht genau wo.«

»Wenn das stimmt«, brüllte Appanius, »dann weiß ich wo!«

»Dein Sklave sollte geziichtet werden«, meinte ich.

»Deine Sklavin sollte geziichtet werden«, erwiderte er heftig. »Meiner ist unschuldig!«

»Und meine ist nur eine Sklavin.«

»Nur eine Sklavin! Nur eine Sklavin!« rief er aus.

»Genau das ist es doch! Sie sind alle gleich! Sie alle haben dieses Feuer im Unterleib und können sich nicht beherrschen. Unablässig betteln und lecken und küssten sie! Und diese Lavinia ist eine der schlimmsten! Sie ist eine Verführerin, das kann ich dir sagen! Sie sind alle Verführerinnen!«

»Soweit ich weiß, ist es dein Sklave, der hier der Verführungssklave ist«, sagte ich.

»Wer hat das gesagt?« rief Appanius.

»In der Stadt kursieren derartige Gerüchte.«

»Das stimmt nicht!« behauptete er. »Das ist eine Lüge!«

»Trotzdem trifft die Schuld deinen Sklaven.«

Er schüttelte erregt der Kopf. »Nein. Ich kenne deine Lavinia, sie ist es, die die Schuld an allem trägt.«

»Wie dem auch sei«, sagte ich, »anscheinend treffen sie sich.«

»Das kann nicht sein!«

»Wie es aussieht, unterhält dein Sklave ein schamloses Verhältnis mit ihr.«

»Das kann nicht sein!«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich habe ihn gesehen. Ein großer, hübscher Bursche. Warum also sollte er es nicht tun?«

»Er würde mich nicht verraten!«

»Ich verstehe nicht.«

»Weißt du, wer mein Sklave ist?« fragte er.

»Ist er in Ar bekannt?«

»Das schon«, gab Appanius widerstrebend zu.

»Ich bin nicht aus Ar.«

»Das habe ich mir schon gedacht«, sagte er. »Denn dann wüßtest du, daß ein Sklave von dieser Qualität

nicht im mindesten an deiner kleinen Schlampe interessiert ist.«

»Bist du dir da sicher?«

»Absolut.«

»Und doch bist du mit deinen Männern gekommen.«

Appanius nickte zögernd. »Um seine Unschuld zu beweisen.«

»Tragen deine Leute deshalb Stäbe und Ketten?«

»Du bist unverschämt, Kerl!« brüllte er.

»Appanius, sei vorsichtig«, warnte ihn einer der Gefolgsmänner, offensichtlich der Sprecher der Gruppe.

»Er ist ein Ordnungshüter.«

»Lucian, das regele ich schon allein«, fuhr Appanius ihn an.

Der mit Lucian Angesprochene zuckte mit den Schultern.

»Wir könnten die Sache ein für allemal klarstellen«, schlug ich vor. »Wir müßten nur wissen, wo sie sind.«

Der Landwirt lachte verächtlich. »Du weißt also nicht, wo deine Sklavin ist?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Wenn du sie zu Hause angekettet hättest, wüßtest du es.«

»Und wenn du deinen Sklaven in einer Zelle eingesperrt hättest«, erwiderte ich, »wüßtest du auch, wo er ist.«

»Es war dein Fehler, eine Schlampe wie Lavinia von der Kette zu lassen!«

»Und du läßt deinen Sklaven wie einen Vulohahn in Ar herumstreifen!«

»Mein Sklave ist unschuldig, ehrlich und vertrauenswürdig!«

»Und genau darum hast du Männer, Ketten und Stäbe mitgebracht.«

»Sleen!« brüllte Appanius.

»Sei vorsichtig!« sagte Lucian. Im Gegensatz zu sei-

nem Arbeitgeber war er sich offensichtlich durchaus bewußt, daß Marcus mit der Hand am Schwertgriff hinter ihnen stand. Ich schätzte, daß der junge Krieger zweien von ihnen die Kehlen durchschneiden konnte, bevor sie überhaupt Gelegenheit hätten, in verschiedenen Richtungen auszuweichen. Danach würde er mindestens noch einen von ihnen angreifen können, vorausgesetzt, sie wichen tatsächlich in verschiedene Richtungen aus, was für sie die beste Taktik sein würde. Ich würde mit etwas Glück den anderen stellen können, nachdem ich Appanius niedergestreckt hatte. Hätte ich eine Wette abschließen müssen, wäre ich davon ausgegangen, daß keinem von ihnen die Flucht gelang. Kein Stab kann gegen eine Klinge bestehen, außer er wird von Expertenhänden geführt.

»Wie dem auch sei«, sagte ich, »ich bin Lavinia bis in diese Gegend hier gefolgt, und ich habe auch deinen Sklaven gesehen, und irgendwie gelang es ihnen zu verschwinden.«

Das gab ihm zu denken. »Aber du hast sie nicht zusammen gesehen?«

»Nein.«

»Dann sind sie auch nicht zusammen!«

»Ich bin davon überzeugt, daß sie zusammen sind.«

»Nein!«

»Aber beide sind verschwunden.«

»Und du kannst dir nicht vorstellen, daß sie eines der Häuser betreten haben, natürlich unabhängig von einander?« fragte Appanius.

»Wie könnte das sein?« erwiderete ich. »Sklaven betreten nicht so ohne weiteres irgendwelche Häuser, nicht ohne konkreten Anlaß. Und niemand heißt ihm unbekannte Sklaven in seinem Haus willkommen, begrüßt sie freundlich und bietet ihnen an, mit ihm den Kessel zu teilen. Und ich gehe mal davon aus, daß sie kein Geld haben, um eine freie Person dafür zu bestechen, ihnen ein Zimmer für ihr heimliches Rendezvous

zur Verfügung zu stellen. Lavinia hatte jedenfalls kein Geld.«

»Hast du in letzter Zeit deine Münzen gezählt?« fragte Appanius lauernd.

»Hast du deine gezählt?«

»Mein Sklave verfügt über Taschengeld.«

»Dann könnten sie überall sein«, sagte ich wütend.

»Nein«, erwiderte er. »Dazu ist er zu bekannt.«

»Wo sind sie also dann?«

»Da kommt nur ein Ort in Frage!« gab er widerstrebend zu.

Seine Gefolgsmänner blickten sich an und nickten.

»Und wo ist das?« fragte ich. Dabei standen wir keine zehn Meter von dem Haupteingang entfernt.

»Das heißtt«, sagte Appanius, »es gibt nur einen Ort, an dem mein Sklave sein könnte. Ich weiß nicht, wo deine Sklavin herumstreunt. Die könnte überall sein, sich in einem Hauseingang an jemanden klammern, sich auf einer Matte winden, in einem dunklen Korridor stöhnen, wer weiß das schon?«

»Ich wette«, erwiderte ich, »finden wir deinen Sklaven, haben wir auch meine Sklavin gefunden.«

»Ich weiß, wo mein Sklave ist«, sagte Appanius widerstrebend. »Er hat sich an einen Ort begeben, an dem er sich in aller Ruhe in seinen Text vertiefen kann.«

»Seinen Text?«

»Er ist Schauspieler.«

»Wenn er sich in etwas vertieft, dann zweifellos in meine Lavinia.«

»Sleen!« fauchte Appanius. Die Gefolgsmänner traten unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Zwei von ihnen drehten die Köpfe und warfen Marcus einen besorgten Blick zu, als stünde ein Larl hinter ihnen.

»Ich glaube, sie sind zusammen!« behauptete ich.

»Niemals!« sagte Appanius im Brustton der Überzeugung. »Das kann nicht sein!«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Folgt mir!« sagte er und strebte dem Eingang zu, der direkt von der Straße in die Wohnung führte.

Ich verließ mich darauf, daß Lavinia genug Zeit blieb, den Umhang fallen zu lassen und die Entkleidungsschleife ihrer Tunika zu öffnen, bevor sich die Tür öffnete. Dann konnte sie die Arme um Milo schlingen und ihm ihre Liebe gestehen. Ich hoffte, daß sie überzeugend war.

Appanius blieb einen Schritt vor dem Hauseingang stehen. Anscheinend war ihm ein Gedanke gekommen.

»Nun öffne schon die Tür«, sagte ich, »wenn das das Haus ist.« Ich wollte auf keinen Fall, daß sie zum Hintereingang schlichen und die beiden Sklaven ohne Warnung überraschten. Lavinia würde keine Zeit bleiben, die Kleider fallen zu lassen. Falls man sie einige Meter voneinander entfernt vorfand, voll bekleidet, in eine Unterhaltung über den Zustand des unter cosischer Verwaltung stehenden Theaters vertieft, konnte ich meine Pläne vergessen. Ich ging zur Tür und ballte die Faust, um gegen das Holz zu pochen und sie eine oder zwei Ihn später einzutreten.

»Nein«, flüsterte Appanius und ergriff meine Hand. Ich ließ mich ungehalten ein paar Schritte zurückdrängen.

»Du hast recht, Appanius«, sagte Lucian. »Es wäre besser, von hinten hineinzugehen. Dann kann man durch die Beobachtungsschlüsse in das Vorderzimmer hineinsehen.«

»Beobachtungsschlüsse?« fragte ich.

»Dann brauchen wir ihn nicht bei seinem Rollenstudium zu stören, womit er zweifellos beschäftigt sein wird, und, was viel wichtiger ist, er wird überhaupt nichts von unserem Besuch erfahren«, sagte der Mann leise und diplomatisch. »So wird ihm niemals der Verdacht kommen, du wärst eifersüchtig auf ihn gewesen oder hättest ihn des Verrats verdächtigt.«

»Eifersüchtig?« fragte ich. »Verrat?«

»Genau mein Gedanke«, sagte Appanius. Wie ich jetzt erkannte, war dieser Lucian mehr als ein beliebiger Gefolgsmann, er war ein fähiger Höfling. Solche Burschen haben das Talent, wichtigen Leuten immer das zu sagen, was sie hören wollen. Es ist schon vorgekommen, daß solche Burschen für den Sturz von Ubars und auch ihren eigenen verantwortlich sind, und das nur wegen ihres Bestrebens, den Thron vor unerwünschten Wahrheiten zu beschützen. Es war nicht selten vorgekommen, daß in einer königlichen Residenz Frohsinn herrschte, während die Landesgrenzen zusammenbrachen. Ich aber verspürte den Wunsch, den Kerl mit dem Schwert zu durchbohren. Verzweiflung bemächtigte sich meiner.

»Kommt mit«, sagte Appanius. »Aber seid leise.«

»Natürlich«, sagte ich durch zusammengebissene Zähne. Ich warf Marcus einen Blick zu. Er lächelte.

Das machte mich wütend. Begriff er denn nicht, daß meine Pläne im nächsten Augenblick zunichte gemacht werden konnten?

Ich blieb zurück und hob die Faust, um gegen die Tür zu klopfen, aber er nahm mich fest beim Arm, und wir folgten Appanius und seinen Gefolgsmännern die Straße entlang, bis wir links in die schmale Gasse einbogen.

»Auf diese Weise verrätst du mich also!« kreischte Appanius.

Lavinia hatte aufgeschrien, als das Netz auf sie herabgestürzt war, und Milo, der Sklave, hatte entsetzt in ihren Schrei eingestimmt.

Einen Augenblick zuvor war ich Zeuge geworden, wie sich Appanius' Gesicht vor dem Beobachtungsschlitz vor Wut rötete; er hatte den Hebel herumgerissen, und das beschwerte Netz war auf die Liege gefallen. Fast noch im gleichen Augenblick war er mit erhobenem Stab und vor Enttäuschung und Wut schluchzend in das Vorderzimmer gestürmt, begleitet von seinen vier Gefolgsleuten, die den Zorn und die Empörung ihres Arbeitgebers scheinbar teilten, wie es sich für solche Leute gehörte. Weder Marcus noch ich hatten Gelegenheit gehabt, einen Blick durch die Schlitze zu werfen, da es nur zwei gab, von denen der eine von Appanius und der andere von Lucian in Beschlag genommen worden waren. Darum hatte ich nicht sehen, was genau sich in dem anderen Zimmer eigentlich abspielte.

Marcus und ich stürmten ebenfalls in den Raum.

Und dort waren der Sklave und Lavinia, die sich starr vor Angst und hilflos in den Maschen des Netzes gefangen aneinanderklammerten, während sie von Appanius und seinen Männern mit den Stäben bedroht wurden.

»Verräterischer Sklave!« schluchzte Appanius.

Die beiden Sklaven lagen unter dem Netz, er hatte die Arme um sie gelegt. Beide waren nackt.

»Verräterischer Sklave!« brüllte Appanius.

Marcus schaute mich an und grinste. Er war nicht im mindesten überrascht. Ich dagegen schon. Ich war

immer davon ausgegangen, daß Lavinia alles allein tun müßte, daß sie die Kleider fallen lassen und sich an dem voll bekleideten Milo festklammern und darauf hoffen mußte, daß es ihr gelang, den dazukommenden Appanius davon zu überzeugen, daß ihre Anwesenheit ein von beiden Seiten ersehntes Treffen darstellte, ein Beweis gegenseitigen Interesses und Verlangens.

Aber jetzt fand ich sie in der Mitte des Raumes auf der Liege vor, in seinen Armen. Der kurze Umhang und die Tunika lagen auf der Seite am Boden. Es gab keinerlei Hinweise, daß sie in aller Eile entfernt worden waren. Der Umhang war anscheinend abgenommen und hinter ihr zu Boden geworfen worden, um ihre Schultern und die Tunika zu entblößen. Nach der Lage der Tunika war zu vermuten, daß sie sie, nachdem sie die Entkleidungsschlaufe gelöst hatte, einfach vom Körper hatte gleiten lassen und dann aus ihr herausgetreten war. Ich vermutete, daß sie sich dann in seine weit geöffneten, wartenden Arme geschmiegt und er sie dann kurze Zeit später hochgehoben und zur Liege getragen hatte.

»Du hast mich verraten!« Appanius weinte.

Marcus blickte mich verwirrt an. Ich zuckte mit den Schultern. Wenn ich mich schon in einer Sache getäuscht hatte, fand ich es nur gerecht, daß sich Marcus in einer anderen irre.

»Verräter!«

Lavinias Haut war eine Vielfalt sich widersprechender Verfärbungen. Noch vor wenigen Augenblicken war sie vor Aufregung, Liebe und Hingabe gerötet gewesen, um dann durch das Ertapptwerden und die damit verbundene Scham knallrot zu werden, und zwar vom Kopf bis zu den Zehen, nur um dann in dem folgenden Aufruhr, als sie plötzlich begriff, daß sie eine ertappte und darum hilflose, verletzliche Sklavin war, die von einem Mann wie ihrem ehemaligen Besitzer Appanius in einer äußerst kompromittierenden Situa-

tion erwischt worden war, schlagartig totenbleich zu werden. Es war gar nicht so lange her, daß man sie, weil sie den Sklaven Milo aus Versehen berührt hatte, auf die Felder verbannt hatte. Und jetzt war sie nackt in seinen Armen entdeckt worden.

»Wie konntest du mir das nur antun?« jammerte Appanius.

Lavinias Brustwarzen standen noch immer hoch aufgerichtet. Sie sahen wirklich süß aus.

»Wie konntest du mir das nur antun?« winselte Appanius flehentlich.

Der Sklave Milo gab auf keine dieser Fragen eine Antwort.

Ich fand, daß Lavinia nackt in dem Netz einen aufregenden Anblick bot. Ich hatte ihr einmal gesagt, daß sie einen Felsen zum Schwitzen bringen konnte. Und das war die Wahrheit.

»Warum? Warum?« verlangte Appanius zu wissen.

Lavinia sah mehr als nur aufregend in den Maschen des Netzes aus. Ich hätte sie am liebsten dort herausgeholt und sie auf der Stelle genommen.

Marcus sagte: »Das ist doch wohl nicht so schwer zu verstehen. Sie ist sehr hübsch.«

Ich hielt das nicht unbedingt für eine kluge Bemerkung, aber wer war ich schon, daß ich mich hier zum Richter aufschwang?

»Herr, nein!« rief Milo.

Mit einem Wutschrei schwang Appanius den Stab mit beiden Händen in die Höhe und schlug damit auf seinen Sklaven ein. Er traf den Rücken und die Schultern.

Lavinia fing an zu schluchzen, und es sah so aus, als würde sie unter dem Netz versuchen, ihren Körper zwischen den herabsausenden Stab und Milo zu schieben, aber er stieß sie gewaltsam beiseite und beugte sich über sie. Das fand ich interessant. Er steckte sieben oder acht harte Schläge ein, die dunkle Male auf sei-

nem Körper hinterließen. Das waren die einzigen Male, die auf seinem Körper zu sehen waren. Er war offensichtlich ein verwöhnter Sklave. Appanius schien zu begreifen, daß er das Mädchen beschützte, und das fachte seine Wut erneut an; er trat näher heran, um sie zu treffen, aber Milo drehte sich unter dem Netz herum und deckte sie weiter ab. Als Appanius daraufhin wieder einen Wutschrei aussieß und versuchte, um die Liege herumzugehen, damit er an das Mädchen herankam, verwinkelte sich Milo in den Maschen, und er konnte sie nicht länger beschützen.

»Es ist mein Fehler!« rief er. »Ich bin schuld! Schlag sie nicht!«

Wutentbrannt stieß Appanius mit dem Stab auf das Mädchen ein, und sie schrie schmerzerfüllt auf. »Nein!« rief Milo und schluchzte auf. »Tu ihr nicht weh!« Appanius riß den Stab zurück, um erneut auf Lavinia einzustechen, aber es gelang mir, ihn in meine Hände zu bekommen, und ich hielt ihn fest. Appanius schaffte es nicht, ihn mir zu entreißen. Er schluchzte voller Wut und Enttäuschung. Seine Gefolgsleute benutzten ihre Stäbe weder dazu, die beiden Sklaven zu bestrafen, noch kamen sie ihrem Dienstherrn zu Hilfe. Ich glaube, sie spürten, daß Marcus durchaus in der Stimmung war, Blut zu vergießen. Zwar konnten sie es nicht wissen, aber er hatte schließlich vor, die Stadt am Abend zu verlassen.

»Siehst du«, sagte ich zu Appanius. »Ich hatte recht.«

»Sie hat ihn verführt!« kreischte Appanius.

»Unfug«, erwiderte ich, obwohl ein aufmerksamer Beobachter vermutlich zugegeben hätte, daß Appanius' Behauptung nicht ganz aus der Luft gegriffen war.

»Appanius!« sagte der Sklave.

»Wage es nicht, mich mit meinem Namen anzusprechen, Sklave«, weinte Appanius.

»Verzeih mir, Herr!«

Ich ließ den Stab los, da Milo es gewagt hatte, seinen Herrn mit seinem Namen anzusprechen. Er mochte sich ja in der Vergangenheit daran gewöhnt haben, dies zu tun, aber das war keine Entschuldigung, eine solche Unverschämtheit in der Zukunft durchgehen zu lassen. Es war Zeit, daß er lernte, sich seinem Stand entsprechend zu verhalten.

Sein Herr versetzte ihm fünf Schläge, und Tränen quollen zwischen den zusammengepreßten Lidern des bestraften Sklaven hervor.

Bemerkenswerterweise weinte Appanius auch. Dann hob er den Stab und wollte auf Lavinia einschlagen.

Ich griff erneut zu. »Nein! Ihre Züchtigung ist meine Sache!«

»Ich hätte sie in der Nacht, in der ich sie in meinen Besitz nahm, aus der Stadt schicken sollen«, stieß er hervor. »Nachdem ich ihr Nase und Ohren abschneiden ließ.«

Lavinia erschauderte in Milos Armen.

»Sie gehört nicht dir«, sagte ich. »Sie gehört mir!«

»Verführerin!« brüllte er.

Sie machte sich in dem Netz so klein, wie es nur ging-

»Hättest du eben zugehört, wäre dir nicht entgangen, daß dein Sklave die Schuld auf sich genommen hat. Es ist offensichtlich, daß er meiner kleinen Lavinia den Kopf verdreht hat.«

»Sieh sie dir doch an!« brüllte Appanius. »Das kleine kurvenreiche Ding, nackt, mit ihrem Kragen! Glaubst du allen Ernstes, daß sie an der Sache keine Schuld trifft?«

»Vielleicht ist sie ja nicht ganz unschuldig.«

»Und dort«, fuhr Appanius fort. »Sieh den Wein, die Süßigkeiten! Zweifelst du daran, daß das alles geplant war?«

»Das ist eine interessante Frage«, erwiderte ich.

»Schlampe!« knurrte Appanius.

»Ja, Herr!« sagte sie.

»Diese Dinge, oder das Geld, mit dem sie bezahlt wurden, stammen sie aus den Mitteln deines Herrn?« fragte er.

»Ja, Herr«, flüsterte Lavinia.

»Siehst du!«

Ich nickte.

»Zweifelst du immer noch an ihrer Schuld?«

»Nein.«

Da sagte Milo: »Ich allein bin es, der die Schuld trägt!«

»Er hat ohne Erlaubnis gesprochen«, sagte ich. »Und angesichts deiner Erkenntnisse hat er gelogen.«

Appanius versetzte seinem Sklaven zwei Schläge für das unerlaubte Sprechen und zwei weitere für die Lüge. Er stöhnte auf.

»Holt ihn aus dem Netz und legt ihn in Ketten«, befahl Appanius wütend.

Einen Augenblick später lag Milo bäuchlings mit zusammengeketteten Händen und Füßen auf den Fellen. Sie legten ihm auch einen schweren Eisenkragen samt Leine um den Hals. Dann wurde er von der Liege gezerrt und zu Füßen seines Herrn gestoßen. Lavinia kniete noch immer unter dem Netz auf der einen Seite der Liege. Ich befreite sie davon. Sie kniete ängstlich und mit weit aufgerissenen Augen neben mir nieder.

»Herr?« fragte sie und sah zu mir hoch.

»Sei still!«

»Mein Milo, mein Milo!« schluchzte Appanius und blickte auf den verprügelten Sklaven hinunter. »Der schönste Sklave von ganz Ar! Mein geliebter Sklave! Mein geliebter Milo!«

»Er hat dich verraten!« sagte Lucian.

»Wie konntest du das nur tun?« wollte Appanius wissen. »Bin ich nicht immer gut zu dir gewesen? Hat es dir an etwas gemangelt? Habe ich dir nicht immer alles gegeben?«

Milo hielt den Kopf gesenkt. Vermutlich war ihm übel, kein Wunder bei den Prügeln. Sein Rücken und seine Schultern waren mit Striemen übersät.

»Er ist ein undankbarer Sklave«, sagte Lucian, und plötzlich redeten alle vier Gefolgsmänner durcheinander.

»Schick ihn auf die Felder.«

»Verkauf ihn.«

»Er soll als Exempel für die anderen dienen.«

»Wir finden dir einen besseren, Appanius.«

»Einen noch schöneren.«

»Und einen mit dem richtigen Charakter.«

»Und wenn du willst, kann auch er als Schauspieler und Künstler ausgebildet werden.«

Marcus blickte mich überrascht an. Er begriff nicht, was da eigentlich gesagt wurde. Ich schenkte ihm keine Beachtung.

»Was soll ich mit ihm machen?« fragte Appanius.

»Deine Sklaven müssen lernen, daß sie deine Sklaven sind«, sagte Lucian.

»Drück dich deutlich aus«, verlangte Appanius.

»Verbanne ihn«, flüsterte ein anderer Gefolgsmann.

»Ja, genau!«

Appanius sah auf den angeketteten Sklaven hinunter.

Mittlerweile war mir klar, warum die Gefolgsleute so eifersüchtig auf den Sklaven waren. Er hatte sich im Haus zweifellos zu großer Macht erfreut, hatte seinem Herrn zu nahe gestanden. Sie wollten ihn unbedingt loswerden.

»Wieso?« fragte Appanius.

»Er war dir untreu.«

»Er hat dich zum Gespött gemacht, mit einer *Frau*.« Diese Bemerkung schien bei Appanius den gewünschten Effekt zu haben.

»Wenn das hier rauskommt, wird ganz Ar über dich lachen.«

Das bezweifelte ich. Es ist ganz natürlich, daß sich ein Sklave nach einer Sklavin umsieht, und es ist ebenfalls nicht ungewöhnlich, daß eine Sklavin die Gelegenheit einfach nutzt.

Appanius wurde wieder von Wut gepackt.

Ich betrachtete Milo. Seine Hände waren auf den Rücken gefesselt. Die Leine baumelte am Boden.

»Also, Milo«, sagte Appanius. »Du würdest mich zum Gespött der Leute machen?«

»Nein, Herr.«

»Man kann sich leicht vorstellen, wie er darüber lacht, daß er dich mit einer *Frau* betrogen hat«, sagte Lucian.

»Du mußt ihn töten«, sagte ein anderer Gefolgsmann.

»Nein!« schrie Lavinia. »Nein!« Sie sprang auf, rannte zu Milo und umarmte ihn schluchzend. Sie wandte sich an Appanius. »Nein, nein, bitte!«

Ich packte sie am Arm und riß sie zurück, fort von Milo, und stieß sie zu Boden, wo sie sich auf die Knie aufrichtete und uns mit wildem Blick anstarrte.

Ich ließ Appanius nicht aus den Augen. Er war totenbleich. Wie ich vermutet hatte, war er von diesem Vorschlag nicht begeistert.

»Nichts anderes wird den Fleck auf deiner Ehre beseitigen«, sagte Lucian.

»Welchen Fleck denn?« fragte Appanius plötzlich leichthin.

Die Gefolgsmänner starnten ihn sprachlos an.

»Was hat das denn mit meiner Ehre zu tun«, fragte Appanius, »wenn ich von einem undankbaren, wertlosen Sklaven betrogen wurde? Das ist doch nichts.«

»Appanius!« sagte Lucian.

Appanius wandte sich mir zu. »Willst du einen Sklaven kaufen?« fragte er mich geschäftsmäßig, als würde es ihn nicht weiter berühren. Aber ich sah, daß er verzweifelt war. Eigentlich war ich sogar gerührt. Er sah

sich einem schwierigen Problem gegenüber. Er wollte sowohl seine Ehre als auch das Leben seines Sklaven retten. So wütend und verletzt er auch war, so empfindlich er auch war, was seine Ehre betraf, versuchte er doch seinen Sklaven zu retten. Das überraschte mich. Es hatte tatsächlich den Anschein, als läge ihm etwas an dem Mann. Mit dieser Entwicklung hatte ich nicht gerechnet. Das gestaltete die Sache komplizierter als erwartet. Ich war davon ausgegangen, daß er außer sich vor Wut über Milo sein würde, dazu bereit, ihn zu töten, wo ich dann einschreiten und ihm ein großzügiges Angebot machen wollte. Wenn er dann nüchtern die Sache überdachte und das Angebot attraktiv genug war – was kein Problem darstellte, da ich ein Vermögen in Goldmünzen bei mir trug –, konnte ich den Sklaven erwerben. So hatte ich mir den Verlauf vorgestellt. Und falls sich Appanius weigerte, konnte ich ihn und seine Männer noch immer fesseln und knebeln und verstecken, während ich Milo dazu benutzte, mein Ziel eben auf eine andere Weise zu erreichen.

»Vielleicht«, sagte ich bedächtig.

»Ich habe einen zu verkaufen.«

»Nein, Appanius«, sagte Lucian.

»Er ist billig«, sagte Appanius bitter.

»Wieviel?«

»Er ist noch billiger als billig.«

»Verkauf ihn nicht, Appanius«, sagte Lucian. »Er ist der wertvollste Sklave von ganz Ar!«

»Für mich ist er weniger wert als die geringste Sklavine.«

»Wieviel willst du?« fragte ich mißtrauisch. Ich hatte fünfundvierzig Goldstücke dabei.

»Er ist wertlos«, sagte der Landwirt.

»Töte ihn!« flüsterte Lucian.

»Nein«, sagte Appanius. »Er soll wissen, was er mir Wert ist.«

»Was soll er kosten?« fragte ich.

»Ein Tarskstück.«

Die Gefolgsmänner schrien entsetzt auf. Der Sklave sah fassungslos auf. Lavinia stöhnte.

»Ein Tarskstück«, wiederholte Appanius.

Der Sklave weinte vor Scham und riß an den Fesseln. Aber er konnte sich nicht befreien.

»Ich glaube, das kann ich mir leisten«, sagte ich.

»Das ist der wertvollste Sklave von Ar«, jammerte Lucian.

Appanius schüttelte den Kopf. »Nein, er ist der wertloseste Sklave von Ar.«

Ich fischte ein Tarskstück aus dem Geldbeutel und gab es Appanius.

»Er gehört dir«, sagte er.

Das Tarskstück ist im goreanischen Geldumlauf die Münze mit dem kleinsten Wert.

»Du hast doch nichts dagegen, gewisse nötige Papiere zu unterzeichnen, oder?« fragte ich. Ich hatte sie mitgebracht.

»Normale Sklavenurkunden?« fragte Appanius.

Ich nickte.

»Das ist nicht nötig«, sagte Lucian.

»Überhaupt nicht«, sagte Appanius.

Marcus räusperte sich. »Falls ich mich nicht irre, sind Tinte und Papier im Nebenraum.«

»Interessant«, sagte ich. Dabei hatte ich das natürlich vorher gewußt.

»Gib mir die Papiere«, sagte Appanius.

Ich reichte sie ihm.

»Ich werde sie im Hinterzimmer ausfüllen, und du, Lucian, wirst sie bezeugen.«

»Ja, Appanius«, sagte Lucian niedergeschlagen.

Appanius sah mich an. »Du wirst ihn fesseln wollen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn er zu fliehen versucht, wird man ihm die Kehle durchschneiden.«

»Befreie ihn von den Ketten«, befahl Appanius

einem seiner Gefolgsmänner, dann begab er sich nach hinten.

Der Sklave sah zu mir hoch, während der Mann ihm die Ketten und das als Erkennungsmerkmal dienende, aus Silber gefertigte Sklavenarmband abnahm. Der Mann packte auch die teure Kleidung und die goldenen Sandalen zusammen. Das hatte ich vorausgesehen und ein paar Sachen aus dem *insula* mitgebracht, die aber bei weitem nicht so kostbar waren.

»Wem gehörst du?« fragte ich Milo.

»Dir, Herr.«

»Bleib auf den Knien, Sklave!«

»Ja, Herr.«

Lavinia warf mir einen verstörten Blick zu, dann starrte sie den Sklaven an. Und er erwiderte den Blick. Beide wußten sie, daß sie nun demselben Haushalt gehörten.

Es dauerte nicht lange, und Appanius und ich hatten unser Geschäft abgeschlossen. Die Papiere waren unterzeichnet und beglaubigt.

Appanius schaute auf den Sklaven hinab. »Möchtest du deinen ehemaligen Herrn für das, was du getan hast, um Verzeihung bitten?« fragte er.

»Nein, Herr«, antwortete der Sklave. »Nicht für das, was ich getan habe.«

»Ich verstehe«, sagte Appanius.

»Aber ich möchte mich dafür entschuldigen, falls ich dich verletzt haben sollte. Das war nicht meine Absicht.«

»Da ich nicht verletzt wurde«, erwiderte Appanius, »ist keine Vergebung nötig.«

»Ja, Herr.«

»Wie ich sehe, lernst du wenigstens Demut.«

»Ja, Herr«, sagte der Sklave. »Danke, Herr.«

Appanius wandte sich dann Lavinia zu. »Du bist eine hübsche Schlampe.«

Sie warf sich ängstlich vor ihm auf den Bauch.

Appanius verließ die Wohnung. Zwei seiner Gefolgsmännern folgten ihm. Lucian und ein anderer blieben zurück. »Wir haben miteinander gesprochen«, sagte er. »Wir geben dir für Milo einen Silbertarsk.«

»Du bist sehr großzügig«, sagte ich. »Das ist ein beträchtlicher Profit für mich.«

»Du willst also ein?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Es gibt in Ar freie Frauen, die würden für ihn tausend Goldstücke bezahlen.«

Lucian und sein Freund tauschten Blicke aus. Sie begrißen anscheinend, daß ich mehr über diesen Sklaven wußte, als ihnen klar gewesen war.

»Hättest du soviel aufbringen können, Lavinia?« fragte ich.

»Nein, Herr«, antwortete sie. »Das hätte ich mir nicht leisten können.«

»In Position!« knurrte ich.

Augenblicklich erhob sich Lavinia vom Bauch auf die Knie und nahm die gebräuchlichste Stellung goreanischer Vergnügungssklavinnen ein, auf den Fersen sitzend, den Rücken gerade, den Kopf hoch erhoben, die Hände auf die Oberschenkel gelegt, die Beine gespreizt.

Milo keuchte unwillkürlich auf, als er sah, wie schön sie war und wie sie gehorchte. Vielleicht überkam ihn in diesem Augenblick so etwas wie eine Ahnung, wie es sein mußte, eine Sklavin zu besitzen.

»Du wagst es, eine Sklavin anzusehen?« fragte ich scharf.

»Vergib mir, Herr«, antwortete er und senkte den Kopf. Es hatte ihn sicher Überwindung gekostet, den Blick von einer solchen Schönheit zu nehmen.

»Und wie wäre es mit zehntausend Goldstücken?« fragte Lucian.

»Habt ihr denn soviel?«

»Wir könnten sie auftreiben, dazu müßten wir nur eine Gesellschaft gründen.«

»Ich glaube nicht, daß ihr im heutigen Ar soviel Geld auftreiben könntet«, sagte ich. »Vielleicht vor ein oder zwei Jahren, aber nicht heute.«

»Wir denken daran, uns an Männer in anderen Städten zu wenden«, sagte er. »Männer in Tyros und Cos.«

»Mit soviel Geld könnte Cos ein Jahr lang seine Söldner bezahlen.«

Er zuckte mit den Schultern. »Schon möglich. Davon verstehe ich nichts.«

»Ist das also dein Preis?« fragte sein Freund begierig.

»Er ist nicht zu verkaufen.«

»Ich verstehe«, sagte Lucian.

»Du wirst nirgendwo mehr bekommen«, sagte sein Freund.

»Das erwarte ich auch nicht.«

»Appanius würde ihn auch nicht verkaufen«, meinte Lucian.

»Aber er hat es getan«, erinnerte ich ihn. »Für ein Tarskstück.«

Die beiden Männer drehten sich um und verließen wütend die Wohnung. Ich wandte mich an Marcus.

»Was glaubst du, wie spät es ist?«

»Die sechste Ahn ist sicherlich schon verstrichen.«

Die fünfte Ahn schlägt am Vormittag, markiert also die Mitte zwischen der goreanischen Mitternacht und dem Mittag, während die fünfzehnte Ahn am Abend geschlagen wird und die Mitte zwischen Mittag und Mitternacht markiert. Der goreanische Tag hat zwanzig Ahn; so wird in den großen Städten die Zeit gemessen. In ihnen haben die Ahn dieselbe Länge; es gibt aber auch Städte, in denen sich die Länge der Ahn nach der Jahreszeit richtet. Dort hat der Tag wie auch die Nacht zehn Ahn, und da die Tage im Sommer länger und im Winter kürzer sind, gilt das dementsprechend auch für die Ahn. In einer Sommernacht sind die Ahn folglich

kürzer, und in einer Winternacht eben länger. Natürlich ist der Tag als Ganzes gesehen dort genauso lang wie in einer der großen Städte.

Ich blickte auf den Sklaven hinunter.

»Du siehst nicht gut aus«, stellte ich fest.

»Mir ist schlecht, Herr.«

Er hatte ein paar harte Schläge einstecken müssen, soviel stand fest.

»Sag mir, glaubst du, daß das, was sich hier heute morgen abgespielt hat, unerklärlich ist?«

»Herr?«

»Daß alles ein Zufall war?« fragte ich.

»Ich verstehe nicht, Herr.«

»Das war es nicht«, informierte ich ihn. »Es war mein Plan, daß ich dich jetzt besitze.«

Er sah mich überrascht an.

»Du wurdest verführt«, fuhr ich fort. »Du wurdest in eine kompromittierende Lage gebracht, in eine Situation, die dich letztlich zu meinem Sklaven machen sollte.«

Milo schluchzte leise.

»Die Sklavin handelte natürlich auf meinen Befehl.«

Er warf Lavinia einen Blick zu.

»Hast du die Erlaubnis erhalten, sie anzusehen?«

Schnell sah er zur Seite.

»Du darfst sie ansehen«, ließ ich ihn wissen. Sofort starnte er sie entsetzt an.

»Darf ich sprechen?« bat er.

»Ja.«

»Liegst dir etwas an mir?« fragte er Lavinia.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie hat keine Sprecherlaubnis erhalten.«

Lavinia sah mich flehend an, ihre Unterlippe bebte. Ich würde ihr die Erlaubnis später geben.

»Sie ist hübsch, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja, Herr«, sagte Milo niedergeschlagen.

»Sie ist eine Verführungssklavin.«

Lavinia schluchzte auf und schüttelte den Kopf. Eine Träne lief ihr die Wange hinunter.

»Das sollte dich nicht stören«, sagte ich zu Milo. »Falls ich mich nicht irre, hast du selbst oft genug die Rolle eines Verführungssklaven gespielt. Sicherlich ist es nur gerecht, daß sich das Blatt nun einmal gewendet hat, daß du es jetzt bist, der sich sozusagen im Netz wiederfindet.«

Er konnte den Blick nicht von Lavinia wenden. »Sie hat auf Befehl gehandelt?« flüsterte er.

»Natürlich.«

Er stöhnte auf.

»Und ist das nicht ein herrlicher Witz?« fragte ich. »Denn warst nicht du es, der als Verführungssklave überhaupt erst dafür gesorgt hat, daß ihr kleiner hübscher Hals jetzt von einem Kragen geschmückt wird? Ist es da nicht gerecht, daß ich sie als Sklavin dazu benutzte, dich zu erwerben?«

»Ja, Herr«, sagte er tonlos.

»Zweifellos findet sie ihren Triumph großartig und amüsant.«

»Bitte, Herr, darf ich sprechen«, bettelte Lavinia.

»Nein.«

Sie schluchzte.

»Du hast gute Arbeit geleistet, meine hübsche kleine Verführerin.«

»Bitte, Herr!« bettelte sie.

»Nein!«

»Ich hatte gehofft, daß dir etwas an mir liegt«, sagte da Milo.

Sie warf gequält den Kopf zurück.

»Ich hatte gehofft, daß dir etwas an mir liegt«, wiederholte er. »Ich habe dich nie vergessen können.«

Lavinia warf ihm einen fassungslosen Blick zu.

»Sie war so zärtlich, schien so hilflos zu sein«, sagte er.

»Jemand wie du, der Bühnenerfahrung hat, muß doch so etwas verstehen können.«

»Sie war leidenschaftlich«, beharrte er.

»Hoffentlich«, erwiderte ich. »Sie ist eine Sklavin, als solche ist sie dazu ausgebildet worden, leidenschaftlich zu sein.«

Lavinia weinte leise vor sich hin.

Milo ließ den Kopf hängen. »Ich mache dir keinen Vorwurf«, sagte er. »Du mußt tun, was dir dein Herr befiehlt.«

Ich mußte ein Lächeln unterdrücken. »Ihr seid jetzt beide mein Eigentum«, sagte ich dann.

Sie starrten mich an.

»Und ich erwarte, daß er sich gut auf deine Disziplin auswirkt«, sagte ich zu Lavinia. »Solltest du nicht zufriedenstellend sein, überlasse ich dich vielleicht ihm.«

»Ja, Herr!« sagte sie. »Leg mich in Ketten und überlasse mich ihm. Er soll mit mir machen, was er will!«

Bei dem Gedanken, wieviel Macht er unvermutet über diese Schönheit hatte, stöhnte Milo auf.

»Andererseits weiß ich noch nicht, ob ich es erlauben sollte, daß meine Sklaven etwas miteinander haben.«

Milo konnte sich an Lavinia nicht satt sehen.

»Wende den Blick von ihr ab«, befahl ich.

Zögernd gehorchte er. Dann sah er zu mir hoch. »Ich bin Schauspieler«, sagte er. »Mein Herr scheint nicht vom Theater zu kommen.«

»Nein, das ist richtig.«

»Ich verstehe nicht, warum mein Herr dann diese Dinge getan hat«, sagte er. »Warum er mich in seinen Besitz gebracht hat. Welchen möglichen Nutzen habe ich denn für meinen Herrn?«

»Vielleicht will ich dich ja in die Steinbrüche weiterverkaufen, oder auf eine Galeere.«

»Ich glaube nicht, daß mein Herr mich dafür erworben hat.«

»Du hältst dich also für wertvoll?«

»Auf jeden Fall ist das die Meinung meines Herrn«, erwiderte er. »Ich habe mit eigenen Ohren gehört, wie

mein Herr sagte, daß es in Ar freie Frauen gibt, die tausend Goldstücke für mich zahlen würden.«

»Und es gibt Männer, die sogar bereit wären, eintausendfünfhundert zu zahlen«, sagte ich.

»Ja, Herr«, erwiderte er, senkte den Kopf und ballte die Fäuste. Dann blickte er wieder auf. »Aber mein Herr hat mich nicht verkauft.«

»Nein.«

»Aber sicherlich bin ich doch gekauft worden, um zu einem höheren Preis weiterverkauft zu werden.«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf«, sagte ich.

»Neugier steht einem Sklaven nicht zu.«

»Ja, Herr.«

Ich warf Lavinia einen Blick zu. »Richte deinen Kragen«, sagte ich.

Sofort griff sie peinlich verlegen nach dem Eisenreifen um ihren Hals. Dann sah sie mich verwirrt an. Er saß fast perfekt. Sie kniete mit geradem Rücken, zurückgenommenen Schultern und erhobenem Kinn, und fast schüchtern nahm sie den Kragen mit beiden Händen und schob ihn mit zierlichen Bewegungen zu recht, bis das Schloß genau auf der Mitte ihres Nackens ruhte. Dabei hoben sich ihre Brüste auf eine aufregende Weise. »Siehst du sie an?« fragte ich Milo.

»Vergib mir, Herr.«

»Sicher, es ist schon schwer, sie nicht anzusehen.«

»Ja, Herr«, sagte er und senkte den Kopf.

Auch Lavinia senkte den Kopf, aber sie lächelte.

»Wie ich bereits erwähnte, siehst du nicht gut aus«, sagte ich. »Das kommt zweifellos von den Prügeln, die du erhalten hast. Geh an die frische Luft. Dann kommst du zurück. Im Hinterzimmer findest du Wasser und ein Handtuch. Mach dich sauber. Dann reden wir weiter.«

»Ja, Herr«, sagte er und erhob sich.

Marcus stellte sich ihm in den Weg, aber auf mein Zeichen hin trat er beiseite und ließ ihn ziehen.

»Ich hätte ihn begleiten sollen«, sagte er.

»Nein.«

»Glaubst du, er kommt zurück?«

»Aber sicher«, erwiderte ich. »Ich glaube nicht, daß er in Ar nackt herumlaufen will. Dafür ist er zu bekannt und würde sich bestimmt sofort in Fesseln wiederfinden. Davon abgesehen glaube ich nicht, daß er sich die Kehle durchschneiden lassen will.«

Marcus runzelte nachdenklich die Stirn. »Vermutlich nicht«, sagte er dann.

»Darf ich sprechen, Herr?« fragte Lavinia.

Jetzt hatte ich nichts mehr dagegen. »Ja.«

»Würdest du das tatsächlich tun?«

Ich nickte.

Sie wurde totenblaß.

»Er könnte versuchen, sich bis zu Appanius' Haus durchzuschlagen«, sagte Marcus.

»Das würde er niemals schaffen.«

»Aber einmal angenommen, er schafft es doch. Wenn ich mich nicht irre, würde Appanius ihn wieder willkommen heißen.«

»Schon möglich.«

»Vielleicht würde er ihn zurückkaufen, oder ihn verstecken.«

»In Milos Fall wäre das nicht so einfach«, meinte ich.

»Wir haben seine Papiere. Früher oder später würden wir ihn schon erwischen und töten.«

Lavinia fing an zu weinen.

Ich runzelte die Stirn. »Was ist?«

»Laß mich für ihn bürgen!«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Wenn er flieht, dann töte mich und nicht ihn.«

»Nein.«

Sie ließ den Kopf hängen.

»Er wird nicht fliehen.«

Lavinia sah mich mit geröteten Augen an.

»Du bist dir doch wohl darüber im klaren, daß er,

auch wenn eine Flucht möglich wäre, auf jeden Fall Zurückkehren wird.«

»Herr?«

»Er hat einen ausreichenden Grund, *der* ihn garantiert zurückbringt.«

»Herr, was ist das für ein Grund?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein, Herr!« rief sie aufgebracht.

Ich nickte nachdrücklich.

Sie legte eine Hand an die Brust. »Aber ich bin doch nur eine Sklavin.«

»Das sind die schönsten und aufregendsten aller Frauen«, sagte ich. »Um sie sind Kriege geführt worden.«

Sie stöhnte auf. »Er ist so schön!«

»Er sieht ganz gut aus, das will ich gern zugeben.«

»Er ist der schönste Mann von ganz Ar!«

»Du willst doch damit wohl nicht sagen, daß er attraktiver ist als ich?« fragte ich.

Lavinia sah mich verlegen an.

»Nun?« fragte ich.

»Mein Herr beliebt zu scherzen.«

»Ach ja?« Das hörte sich nicht gut an.

»Anscheinend will der Herr seine Sklavin bestrafen«, sagte sie zögernd.

»Warum sollte ich?«

»Sage ich die Wahrheit, wird mein Herr unzufrieden mit mir sein und mich bestrafen, aber sollte ich nicht die Wahrheit sagen, werde ich meinen Herrn belügen und als verlogene Sklavin noch härter bestraft werden.«

»Du findest ihn also attraktiver als mich?« fragte ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie und senkte den Blick.

»Verzeih mir, Herr.«

»Aber doch wohl nicht attraktiver als mich«, meldete sich Marcus zu Wort.

»Doch, Herr«, sagte sie. »Verzeih mir, Herr.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Was weiß denn schon eine Sklavin?«

Marcus nickte. »Genau.«

»Bestimmt würden viele Frauen Ars mir zustimmen«, sagte Lavinia.

»Du bist eine bedeutungslose Sklavin«, sagte ich.

»Schweig.«

»Ja, Herr.«

»Davon abgesehen, was wissen die schon?«

»Sie sind Frauen«, erwiderte Lavinia. »Sicherlich haben sie das Recht, sich in dieser Angelegenheit eine Meinung zu bilden.«

»Schon möglich«, gestand ich ihr zögernd zu.

»Danke, Herr«, sagte sie. »Bitte denke nicht zu schlecht über Milo.«

»Ich denke nicht schlecht über ihn«, versicherte ich ihr.

Marcus räusperte sich. »Hast du seinen ›Lurius von Jad‹ nicht gesehen?«

»Ich fand ihn ganz gut.«

»Er war schrecklich.«

»Du kannst Lurius von Jad eben nicht ausstehen«, sagte ich. »Außerdem warst du wütend, daß es Phoebe gefiel.«

»Deinem Freund Boots hat es auch nicht gefallen.«

»Vermutlich weil seine Telitsia begeistert war.«

»Seid nicht eifersüchtig auf Milo, falls er attraktiver ist, als ihr es seid«, sagte Lavinia.

»Also gut«, erwiderte ich. »Falls er es ist.«

»Ausgezeichnet«, sagte sie. »Falls er attraktiver als mein Herr ist, dann wirst du nicht auf ihn eifersüchtig sein, und falls er es nicht ist, dann besteht ohnehin kein Grund, auf ihn eifersüchtig zu sein.«

»Du hast recht«, mußte ich zugeben. Gegen diese Logik gab es anscheinend nichts einzuwenden. Aber warum befriedigte sie mich nicht? Normalerweise weiß man auf Gor Intelligenz bei einer Sklavin sehr zu schätzen, aber gelegentlich hat sie auch ihre Nachteile.

»Werde ich bestraft, Herr?« fragte sie plötzlich.

»Nein.«

»Danke, Herr.«

»Zumindest nicht jetzt«, sagte ich.

»Danke, Herr.«

»Keine Ursache.«

»Sei nicht betrübt, Herr«, sagte Lavinia. »Selbst wenn du nicht Milo bist, so seid ihr doch beide starke, attraktive Männer. Ihr habt etwas Besonderes an euch, etwas, das euch von vielen anderen Männern unterscheidet. Es ist eure Überlegenheit. Frauen spüren das in Männern wie euch, manchmal spüren sie zu ihrem eigenen Entsetzen, daß ihr richtige Herren seid. Das hebt euch weit über andere Männer hinaus. Darum wollen Frauen vor euch knien und euch dienen, euch erfreuen und lieben. Und das hat nichts mit einem hübschen Gesicht zu tun, das können auch Schwächlinge haben.«

»Alle Männer sind eure Meister«, sagte ich.

»Das weiß ich nicht, Herr«, sagte sie. »Aber das ist es, was sich eine Frau ersehnt.«

Marcus sah auf. »Der Sklave kehrt zurück«, sagte er.

»Natürlich.«

Lavinia seufzte vor Erleichterung. Ich hatte nicht vergessen, daß sie bereit gewesen war, für ihn ihr Leben zu opfern. So wie er versucht hatte, sie vor den Schlägen zu beschützen. Das galt es im Gedächtnis zu behalten.

Milo betrat einige Augenblicke später frisch gewaschen den Raum, wo er niederkniete.

»Nimm den Kopf runter, dann strecke das linke Handgelenk aus«, befahl ich. Er gehorchte, und ich brachte ein silbernes Sklavenarmband an, das dem ähnelte, das er zuvor getragen hatte. Auf dieses Armband waren in winziger Schrift die Worte ›Ich gehöre Tarl aus Port Kar‹ eingraviert.

Dann warf ich ihm eine schlichte Tunika zu. »Anziehen!«

»Ja, Herr.«

»Wie spät ist es?« fragte ich Marcus.

»Ungefähr die siebte Ahn.«

»Die Magistrate müßten jeden Augenblick eintreffen.«

Marcus nickte. »Sie werden vermutlich den Hintereingang benutzen.«

»Anzunehmen.« Sie waren in der Vergangenheit oft genug hier gewesen. Außerdem würden sie vermeiden wollen, daß man sie auf der Straße eintreten sähe. Sie würden ihre Verabredung, die, wie sie glaubten, mit Appanius und seinen Männern war, einhalten wollen. Natürlich würden sie bei ihrem Eintreten bemerken, daß sich die Pläne geändert hatten und sie einem anderen Mann zu Diensten sein würden.

»Betrachtest du schon wieder die Sklavin?« fragte ich.

»Entschuldige, Herr.«

»Laß den Kopf unten!«

»Ja, Herr.«

»Ich werde dir gleich erklären, was du für mich tun sollst.«

»Ja, Herr.«

Ich wandte mich Marcus zu. »Laß uns in der Zwischenzeit das Netz wieder in Stellung bringen.«

»Hast du die Ketten mitgebracht?«

»Natürlich«, sagte ich.

»Du darfst mir beim Ablegen des Umhangs helfen«, sagte sie zu dem hübschen Sklaven. Sie lächelte. »Deine Hand zittert ja.«

Ich verfolgte alles durch einen der Beobachtungsschlitz. Der ältere der beiden Magistrate, Tolnar von den zweiten Octavii – eine wichtige *gens*, die aber nichts mit den bekannten Octavii zu tun hat, die man manchmal auch die ersten Octavii nennt –, seines Zeichens stellvertretender Amtsleiter der Registratur, die kürzlich zum größten Teil von einem Feuer vernichtet worden war, stand vor dem anderen Schlitz. Sein Kollege Venlisius, ein kluger junger Mann, der durch Adoption kürzlich Mitglied der Familie Toratti geworden war, stand neben ihm. Venlisius arbeitete in demselben Amt; er war Archon der Urkunden, zuständig für den Metellanischen Bezirk. Beide Magistrate trugen ihre Amtsroben mit den dazugehörigen Stirnbändern. In den Händen hielten sie die Zepter, das Symbol ihres Amtes, in denen den Waffengesetzen von Cos zum Trotz mit Sicherheit Klingen verborgen waren. Es freute mich, daß diese Männer aus dem richtigen Holz geschnitzt waren, um die Gesetze Ars über die cosischen Verordnungen zu stellen.

Ich hatte sie aufgefordert, ihre Leibwächter wegzu schicken, was sie auch getan hatten. Ich rechnete nicht damit, daß man sie brauchen würde. Marcus und ich waren mehr als ausreichend, falls irgendwelche Gewalt nötig werden würde. Darüber hinaus würden sich gewisse Dinge unter Umständen als heikel erweisen, und ich hielt es für angebracht, die Zahl und Art der Zeugen zu beschränken.

»Muß ich meinen Umhang selbst abnehmen?« fragte die Frau.

»Nein, nein, Herrin«, erwiderte der Sklave Milo.

»Herrin?« wiederholte sie. »Anscheinend hast du Respekt gelernt.«

»Ja, Herrin«, sagte er, ließ sich schnell zitternd auf die Knie sinken und senkte den Kopf.

»Das sieht dir gar nicht ähnlich.«

»Verzeih, Herrin.«

»Aber ich finde es schön«, sagte sie. »Und, mein lieber Milo, du siehst gut aus, wenn du kniest.«

»Danke, Herrin.«

»Aber ich verstehe diese neue Demut nicht.«

»Was außer Demut könnte vor einer Person wie dir angebracht sein?«

»Ich glaube«, sagte sie langsam, »wir werden uns ausgezeichnet verstehen.«

Er schwieg und blieb mit gesenktem Kopf knien. Er zitterte am ganzen Leib. Ich konnte es ihm nicht verdenken.

»Es ist fast so, als hätte man dich plötzlich daran erinnert, daß du ein Sklave bist.«

»Ja, Herrin.«

Ich war froh, daß Appanius' Schläge seine Haut nicht hatten aufplatzen lassen. Es hätte keinen guten Eindruck gemacht, wenn das Blut den Rücken seiner Tunika durchtränkt hätte.

»Interessant«, sagte sie.

»Welcher Mann könnte vor dir kein Sklave sein?«

»Schmeichler!« schalt sie ihn.

Ich mußte lächeln. Er hatte eine schnelle, in Komplimenten geübte Zunge. Er verstand sein Handwerk. Zweifellos war er für Appanius von großem Wert gewesen, in mehr als nur einer Hinsicht. Dann nahm mein Lächeln einen grimmigen Zug an. Wie empfänglich sie doch für seine Komplimente war! Wie wenig sie über sich wußte. Ich fragte mich ernsthaft, vor welchem Mann sie *keine* Sklavin sein würde.

»Der Umhang«, wiederholte sie gereizt.

Er sprang auf und nahm ihr mit der gebotenen Vorsicht den Kapuzenumhang ab, der sie vom Kopf bis zu den Zehen verhüllte. Er legte ihn auf einem Stuhl ab.

»Deine Wächter warten draußen?« fragte Milo.

»Ich bin allein gekommen«, erwiderte sie. »Du hältst mich doch wohl nicht für eine Närrin?«

»Nein, natürlich nicht.«

Sie schob die aus dünnem Stoff gefertigte innere Kapuze zurück und hakte den Kragen ihres Gewandes auf.

»Du wirst nicht glauben, wie schwierig es war, den Zentralzylinder zu verlassen!« sagte sie. »Es ist fast so, als wäre ich dort eine Gefangene. Seremides ist ja so argwöhnisch! Seine Spione sind überall. Wer kann schon sagen, wer sie sind oder welcher von ihnen mich in diesem Augenblick beobachtet? Wem kann ich vertrauen? Es ist schwierig, ohne eine Eskorte aus Leibwächtern auf die Straße zu gehen. Ich frage mich, wovor sie Angst haben. Das Volk liebt mich.«

»Du bist zu großartig und wunderbar, um ein Risiko einzugehen«, sagte Milo.

»Aber manchmal werde ich der Erhabenheit meiner Person überdrüssig. Es hat den Anschein, als wäre es nie anders gewesen. Vor langer Zeit, als ich noch ein Mädchen war, war es nicht anders, und dann, nach dem Mißverständnis mit meinem geliebten Vater Marlenus, hat man mich von den anderen getrennt, und jetzt, da der Krieg zum beiderseitigen Nutzen von Ar und Cos ein Ende fand und beide Staaten dank der cosischen Gnade und des edlen Lurius von Jad einen Sieg errungen haben – indem wir die Verbündeten unserer früheren Feinde sind, die nun unsere besten Freunde darstellen –, scheint es wieder so zu sein.«

»Die Herrin ist die Ubara«, sagte er. »Befiehl ihnen doch einfach, ihre Fürsorge einzuschränken.«

Sie lächelte. »Aber sicher.«

Milo warf ihr einen überraschten Blick zu.

»Aber ich habe die Wächter abgeschüttelt«, sagte sie.
»Es war nicht allzu schwer. Sie sind Männer und dumm.«

»Wie hat die Herrin sie überlistet?«

»Wie dir sicher aufgefallen ist, trug ich einen einfachen Straßenumhang mit einer Kapuze, die ausnahmsweise zugebunden war. Man reichte eine Ausgeherlaubnis für eine vorgeblieche Magd aus meinem Gefolge ein, die einen persönlichen Botengang zu erledigen hat, aber in Wirklichkeit war ich es, die an den Wächtern vorbeiging.«

»Man muß die Herrin für ihre Diskretion und Klugheit beglückwünschen.«

Sie lachte. »Wer wird schon den Schleier einer freien Frau entfernen?«

»In der Tat, wer?« sagte Milo ehrfurchtsvoll.

»Und nur die wenigsten kennen die Gesichtszüge ihrer Ubara!«

»Das stimmt, wunderbare Herrin!«

Sie lachte.

»Wie dankbar und demütig muß ich, ein einfacher Sklave, doch sein, daß man mir bei drei Abendessen gestattete, einen Blick auf sie werfen zu dürfen.«

»Du hast gewagt, mich anzusehen?« fragte sie streng.

»Verzeih mir, Herrin!« rief er. »Ich hatte gedacht, daß die Herrin aus diesem Grund den Schleier senkte.«

»Es war warm an diesen Abenden«, sagte sie.

»Natürlich, Herrin.«

»Aber ich hatte schon die Befürchtung, du könntest bei meinem Anblick meinem Zauber verfallen.« Sie griff anmutig nach den Schmucknadeln an der linken Seite des Schleiers und zog sie heraus. Einen Augenblick später hatte sie ihn verführerisch ein Stück gesenkt.

»Ai!« stieß er leise hervor. »Welcher Mann würde nicht dem Zauber einer solchen Schönheit verfallen?«

»Findest du?« Sie lachte erfreut.

»Ja!« erwiderte er. »Bestimmt ist die Herrin die schönste Frau von ganz Gor!«

Ich warf Lavinia einen Blick zu, die links von mir am Boden kniete. Ich hatte den Eindruck, daß ihre Unterlippe zitterte und sich eine Träne in ihrem Augenwinkel bildete.

»Ich fühle mich wie eine Sklavin«, sagte die freie Frau, »die durch die Straßen schleicht, um zu ihrem Rendezvous zu kommen.«

Talena, Ubara von Ar, betrachtete sich in dem Spiegel am anderen Ende des Raums.

»Manchmal beneide ich die bedeutungslosen, versklavten Dirnen«, sagte sie, »die nach Lust und Laune herumlaufen, mit ihren kurzen Röcken und Eisenkragen. Manchmal glaube ich, sie verfügen über mehr Freiheit als ich; dann glaube ich, daß ich, eine freie Frau, die Ubara von Ar, viel eher ein Sklavendasein führe als sie.«

»Das darfst du nicht einmal denken!« sagte Milo.

»Es ist wahr!« sagte sie niedergeschlagen.

Milo schwieg.

Die Ubara betrachtete sich weiter im Spiegel. Ich fragte mich, wie sie sich wohl sah? Sah sie eine launische Frau aus einer hohen Kaste, die so gekleidet war, wie es sich für sie gehörte, oder sah sie sich vielleicht in einer Tunika, so wie Männer sie vermutlich halten würden?

»Wäre ich eine Sklavin, die sich gerade zufällig hier aufhält«, sagte sie, »was, glaubst du, würde man mit mir machen?«

»Die Herrin ist doch keine Sklavin!« rief Milo entsetzt.

»Aber wenn ich eine wäre?«

»Und man dich erwischen würde?«

Talena nickte.

»Die Herrin würde bestraft.«

»Obwohl ich so schön bin?« fragte sie skeptisch.

»Erst recht deshalb!«

»Ach ja?«

»Aber die Herrin ist keine Sklavin!«

»Auspeitschen?«

»Das mindeste, was man mit der Herrin tun würde«, sagte er, »wäre, sie zu entkleiden, zu fesseln und auszupeitschen.«

Talena erschauderte.

»Und ich kann mir nicht vorstellen, daß die Herrin jemals wieder denselben Fehler begehen würde.«

»Vermutlich nicht«, sagte sie.

Ich warf Tolnar am anderen Beobachtungsschlitz einen Blick zu. Er erwiderte ihn und konzentrierte sich wieder auf das Geschehen im Nebenraum. Ich folgte seinem Beispiel.

Die Ubara bewunderte sich noch immer im Spiegel.

»Du findest mich doch attraktiv, oder?« fragte sie.

»Natürlich, Herrin! Du bist mit Sicherheit die schönste Frau von ganz Ar!«

Lavinia sackte zusammen. Eine Träne tropfte zu Boden.

»Und ich bin die Ubara!«

»Ja, Herrin!« erwiderte der Sklave.

»Auch eine Ubara ist eine Frau«, fuhr sie fort, »und ich habe die Bedürfnisse einer Frau.«

»Ja, Herrin.«

Die Ubara fing an, das äußere Gewand Stück für Stück abzulegen, wobei sie gelegentlich immer wieder einen Blick in den Spiegel warf. Als sie die zierlichen Schuhe abgestreift hatte, stand sie barfuß in einem weißen, aus Seide gefertigten und einteiligen hemdartigen Unterrock da, der ihr bis zu den Knien reichte. Sie zog die Nadeln aus ihrem dunklen, wallenden Haar, ließ es herunter, schüttelte den Kopf, nahm es mit beiden Händen und schob es nach hinten. Dann betrachtete sie sich wieder im Spiegel. Ich mußte alle Kraft zusam-

mennnehmen, um nicht in den Raum zu stürmen und sie zu packen. Um den Hals trug sie ein Lederband, an dem ein kleiner, verschlossener Lederzylinder baumelte. Ich glaubte genau zu wissen, was er enthielt. Milo würde es nicht wissen, genausowenig wie er den angeblichen Brief der Ubara dabeihaben würde, den in Wirklichkeit Lavinia geschrieben hatte. Vermutlich hatte er ihn vernichtet, da er auf gefährliche Weise kompromittierend sein konnte. Weder die Ubara noch Milo wußten etwas von den Briefen, die sie sich angeblich geschrieben hatten.

»Ich frage mich, ob ich wirklich die schönste Frau auf ganz Gor bin?« sagte Talena und sah in den Spiegel.

»Aber sicher«, sagte Milo.

Lavinia weinte lautlos vor sich hin.

»Und du, Milo«, sagte die Ubara, »bist ein hübscher, starker Kerl.«

»Ich freue mich, daß die Herrin mich nicht abstoßend findet.«

»Du bist bestimmt der attraktivste Mann von ganz Ar!«

»Herrin«, sagte Milo leise und näherte sich ihr.

»Bring mir Wein!« fauchte sie.

Ohne ein Wort zu verlieren, eilte er zu dem kleinen Tisch und goß etwas Wein in ein Glas. Er kehrte zu ihr zurück und kniete nieder. Dann reichte er ihr mit gesenktem Kopf das kleine Glas. Aber sie nahm es nicht entgegen.

»Sieh her«, befahl sie. Er gehorchte. Sie strich mit dem Finger über den kleinen Lederzylinder an ihrem Hals. »Du weißt doch sicher, was hier drin ist.«

Er gab keine Antwort.

Sie öffnete den Behälter und zog das zusammengerollte Blatt Papier etwa einen Hörn weit heraus, damit er es sehen konnte. Dann stieß sie es triumphierend zurück und verschloß den Zylinder wieder.

»Du bist ein besserer Schauspieler, als ich gedacht hätte«, sagte sie. Er hatte keine Miene verzogen.

»Du wirst mir gehorchen, in allem, und nicht nur, weil du ein Sklave bist, sondern auch aus diesem Grund.« Sie tippte auf den Zylinder. »Ich habe dich nun in der Hand, mein lieber Milo, auch wenn du nicht mir gehörst. Dieser Brief verleiht mir die nötige Macht über dich. Sollte Seremides oder Myron oder der Hohe Rat ihn zu Gesicht bekommen oder selbst ein einfacher Wächter, kannst du dir sicher vorstellen, wie dein Schicksal aussähe.«

Er blickte sie an.

»Wie dumm es doch von dir war, einen solchen Brief zu schreiben.« Sie lachte. »Aber du bist ein Mann, und Männer sind dumm.«

Milo senkte den Kopf und bot ihr wieder den Wein an. Der Brief hätte ihm sicher nichts gesagt, aber er hatte bestimmt sofort begriffen, daß er eine Rolle in meinem Plan spielte, in den er so tief verstrickt war. Darüber hinaus dürfte ihm zweifellos der Verdacht gekommen sein, daß der Brief, den er erhalten hatte, mit großer Wahrscheinlichkeit gar nicht von der Ubara stammte. Es war unwahrscheinlich, daß sie, die sich so offensichtlich der damit verbundenen Gefahr bewußt war, ein solches Schriftstück verfassen würde. In den falschen Händen wäre es zumindest politisch kompromittierend.

Sie ließ ihn das Glas noch einen Moment lang halten, bevor sie es endlich entgegennahm.

Er ließ den Kopf gesenkt und legte die Hände auf die Oberschenkel.

Die Ubara hob das Glas an die Lippen, nahm aber nur einen winzigen Schluck. Zumindest sah es so aus.

»Bring das Glas zurück«, befahl sie. »Dann kommst du zurück und kniest wieder dort nieder.«

Sie ging zum Sofa und beobachtete im Spiegel, wie er das Glas auf dem winzigen Tisch abstellte und sich wieder zu ihr gesellte.

»Du bist das Idol unzähliger Frauen«, sagte Talena, »aber meine Schönheit hat dich besiegt!«

Er schwieg.

»Ich bin es, vor dem du kniest.«

Milo schwieg immer noch.

»Du siehst gut aus, wenn du kniest. Genau so gehört es sich für Männer: vor einer Frau kniend.«

Er hielt krampfhaft den Kopf gesenkt.

»Du darfst aufsehen«, sagte sie. Dann strich sie sich mit einer anmutigen Bewegung die Träger des weißen Seidenunterrocks von den Schultern und ließ ihn fallen. Er blieb um ihre Knöchel herum liegen.

»Ai!« stieß der Sklave leise hervor.

Sie ließ sich geschmeidig rücklings auf das Sofa gleiten und krümmte sich auf seinem Unterteil wie eine Katze zusammen. Dabei ließ sie ihn nicht aus den Augen.

»Wage es ja nicht, ohne meine Erlaubnis aufzustehen, Sklave!«

»Ja, Herrin«, antwortete Milo.

Sie lachte leise und musterte ihn von oben bis unten.

»Sag, hast du männliche Bedürfnisse?«

»Ja!«

Sie lachte wieder. »Du darfst aufstehen, schöner Sklave«, sagte sie amüsiert.

»Ja, Herrin.«

»Aber bleib stehen, wo du bist«, fügte sie hinzu.

»Ja, Herrin.«

Sie legte sich auf die Seite und betrachtete ihn. »Du bist wirklich ein hübscher Bursche.«

»Danke, Herrin.«

Sie rollte sich langsam auf den Rücken, streckte sich vor seinen Augen träge und lasziv und genoß die Weichheit der Felle und die angenehmen Gefühle, die ihre Bewegungen in ihr entfachten. Sie blickte gemächlich nach oben. Das Netz entdeckte sie natürlich nicht, da sie erstens nicht danach Ausschau hielt und es zweitens geschickt in der Decke verborgen war.

Ihre Handflächen lagen neben ihren Oberschenkeln und zeigten nach oben. Ihr linkes Bein war angewinkelt.

Der Kragen würde ihr ausgezeichnet stehen.

Sie stöhnte leise.

Dann drehte sie den Kopf und blickte Milo wieder an. »Manchmal fühle ich mich, wie sich meiner Meinung nach eine Sklavin fühlen muß.«

Das verborgene Netz befand sich direkt über ihr.

Milo bewegte sich, so als wollte er einen Schritt auf sie zumachen.

»Komm nicht näher!« warnte sie.

Er blieb steif stehen.

Sie lachte, erhob sich auf Hände und Knie und wandte ihm das Gesicht zu. Dann wich sie auf allen vieren zurück, auf die Sofamitte zu.

»Jetzt darfst du näher kommen!« befahl sie. »Halt, das reicht!«

Er stand am Sofarand.

»Anscheinend ist die Herrin hergekommen, um einen armen Sklaven zu foltern«, sagte er.

Sie legte sich auf die linke Seite, stützte sich auf den linken Ellbogen und zog die Knie an den Körper. Dabei ließ sie ihn die ganze Zeit über nicht aus den Augen.

»Armer Milo«, sagte sie voller Mitleid.

Er gab darauf keine Antwort und senkte den Blick.

»Warum, glaubst du, bin ich gekommen?« fragte sie ihn.

»So wie es aussieht, um einen armen Sklaven zu foltern«, antwortete er.

»Das hätte ich auch im Zentralzylinder tun können.«

»Welchen Grund könnte es sonst geben?« fragte Milo.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Die Herrin ist eine freie Frau und die Ubara.«

»Sieh mich an!« befahl Talena. »Was siehst du?«

»Die Ubara von Ar!«

»Und eine Frau?«

»Ja, Herrin.«

»Du bist ein Mann«, sagte sie versonnen. »Als du dieses Treffen arrangiert hast, hast du dir doch bestimmte Hoffnungen gemacht.«

Er ließ den Kopf hängen.

Plötzlich setzte sie sich auf. »Du schändlicher, arroganter Sklave, du hast deinen Stand vergessen!« zischte sie. »Ich sollte dich in kochendes Öl werfen lassen!«

Milo sagte kein Wort.

Sie ließ sich wieder auf die Seite gleiten. Ihre Bewegungen waren voller Anmut. Sie befeuchtete die vollen Lippen. »Aber ich will gnädig sein.«

»Herrin?«

»Ich bin bereit, dir das außergewöhnliche und unvorstellbare Privileg zu gewähren, dich auf dieses Sofa zu mir zu legen!«

Milo starzte sie an.

»Ja.«

Er räusperte sich. »Das ist zuviel der Ehre.«

»Sei nicht albern.«

»Aber ich bin doch nur ein Sklave.«

»Das weiß ich.«

»Ich habe einen Herrn!«

»Aber natürlich hast du das.«

»Und die Herrin will das aus eigenem, freiem Willen tun?« fragte Milo tonlos.

»Ja.« Sie klopfte auf das Fell neben sich. »Ich lade dich ein, das Lager mit mir zu teilen.«

Milo zögerte.

»Ich liege hier vor dir, »sklavinnennackt«, wie es ein vulgärer Mann ausdrücken würde. Willst du etwa deine Zeit vergeuden, lieber Milo?«

»Die Herrin lädt mich auf ihr Lager ein?«

»Ja. Sie lädt dich nicht nur dazu ein, sie wartet dar-

auf!« Sie kniete sich auf das Sofa und hockte sich auf die Fersen.

Ich warf Tolnar, dem Magistraten, einen Blick zu. Er nickte.

»Du darfst näher kommen«, sagte sie und breitete weit die Arme aus. »Komm, schöner Sklave. Komm, leg dich zu mir!«

Ich warf den Hebel herum und löste das Netz aus seiner Verankerung.

Es fiel auf sie herab.

Sie schrie überrascht und ängstlich auf, als sie sich in seinen Maschen verfing. Sie versuchte, auf die Beine zu springen und es sich vom Körper zu reißen, stürzte aber. Milo, der zweifellos darin eine Menge Erfahrung hatte, zog das Netz geschickt zusammen, und im nächsten Augenblick lag Talena hilflos darin verstrickt auf dem Bauch. Beinahe im gleichen Augenblick betrat Marcus das Zimmer, gefolgt von Tolnar und Venlisius. Ich blieb noch einen Moment lang an dem Beobachtungsschlitz stehen. Dann betrat auch ich das Zimmer, gefolgt von Lavinia.

Obwohl sich Talena meiner Anwesenheit bewußt sein mußte, schenkte sie mir in ihrer Verwirrung und ihrer auf Marcus und die Magistrate – die sich vor ihr aufbauten – gerichteten Konzentration keinen weiteren Blick, noch erkannte sie mich etwa. Dann stand ich auch schon hinter ihr, die mit einer Kette verbundenen Hand- und Fußschellen in der Hand. Milo, der seine Arbeit erledigt hatte, trat zur Seite.

»Was hat das zu bedeuten!« kreischte Talena auf dem Bauch liegend und wand sich mit aller Kraft.

Ich zog das Netz enger um ihre Beine. Eine Frau, die in einem Netz auf Fellen liegt, nackt, hilflos, ist sehr verführerisch.

»Sleen! Sleen!« schluchzte sie. Sie hob den Kopf von den Fellen, soweit sie konnte, und starre die Magistrate in ihren Amtsroben und Stirnbändern an, und

die Männer erwiderten ihren Blick. »Ihr Sleen!« brüllte sie. Sie schlugen sie nicht. Talena hatte anscheinend noch nicht begriffen, daß sie zur Sklavin geworden war. »Bindet mich sofort los!« verlangte sie.

»Wie lautete dein Name?« erkundigte sich Tolnar. »Wir möchten ihn für die nötigen Dokumente wissen.«

»Ich bin Talena!« rief sie. »Ich bin Talena, die Ubara von Ar! Runter auf die Knie! Ich bin Talena, Talena! Ich bin eure Ubara!«

»Du kannst natürlich versuchen, deine frühere Identität zu verbergen«, sagte Tolnar. »Im Moment spielt das keine Rolle.«

»Ich bin Talena!« brüllte sie.

»Vielleicht glaubtest du, einen armen Sklaven täuschen zu können«, sagte Tolnar, »aber wir sind freie Männer!«

»Ihr Narren!« Talena schluchzte auf.

»Wie war dein Name?« fragte er erneut.

»Mein Name *ist* Talena!« sagte sie mit mühsamer Beherrschung. »Ich bin die Ubara von Ar!«

»Du willst uns also Glauben machen, Talena von Ar sei eine sinnliche Dirne, die auf sexuelle Befriedigung aus ist, eine gewöhnliche Schlampe, die sich zu einem derart schamlosen Stelldichein herabließe?«

»Ich bin Talena!« brüllte sie und wand sich in dem Netz. »Laßt mich frei! Ich schreie sonst um Hilfe!«

»Das wäre interessant, solltest du tatsächlich diese Talena sein«, sagte Tolnar. »Du würdest also aller Welt deinen Aufenthaltsort verkünden wollen. Du wärst bereit, nackt und in einem Netz gefangen entdeckt zu werden, vor Magistraten, in einem Zimmer im Metellanischen Bezirk, wo du eben noch im Begriff standest, dich einem Sklaven auf deinem Lager hinzugeben?«

Sie ließ den Kopf wütend auf die Felle fallen. »Ich bin Talena! Laßt mich frei!«

»Was für unsere Arbeit allerdings noch von großem Interesse wäre«, sagte Tolnar, »ist dein offizieller

Status, oder, in diesem Fall, dein einstiger offizieller Status.«

»Ich war und bin eine freie Frau!« verkündete sie.

»Eine Arerin?«

»Ja!« rief sie wütend.

»Das ist die Crux bei der Sache«, sagte Tolnar. Er sah Venlisius fragend an, der sofort nickte.

»Bezweifelst du etwa, daß ich Talena bin?« verlangte sie drohend von Tolnar zu wissen.

»Sicherlich erlaubst du mir, daß ich skeptisch bin«, erwiderte er mit einem Lächeln.

»Aber ich bin es!« kreischte sie. Ihr Blick irrte umher und heftete sich schließlich auf Milo. »Du kennst mich! Du kannst meine Identität bestätigen! Du hast mich im Zentralzylinder gesehen! Genau wie diese Sklaven-schlampe da!«

Tolnar wandte sich Lavinia zu. »Steh auf!«

»Bitte, Milo!« flehte die gefangene Schönheit gequält. »Sag die Wahrheit.«

»Wer war sie?« fragte Tolnar den Sklaven.

»Talena, die Ubara von Ar«, antwortete er.

Talena stöhnte erleichtert auf.

Tolnar und Venlisius wechselten erneut einen Blick. Es war offensichtlich, daß sie diese Entwicklung nicht besonders schätzten.

»Und du?« fragte Tolnar jetzt Lavinia, die die von dem Netz gehaltene Gefangene gebannt betrachtete, verstrickt in denselben Maschen, die sie vor Monaten ebenso unentrinnbar gehalten hatten.

»Herr?« fragte sie.

»Wer war sie?«

»Soweit ich weiß, war das Talena von Ar.«

»Was für einen Unterschied macht es denn, wenn sie tatsächlich Talena von Ar ist?« fragte Marcus.

»Du Narr!« Die Gefangene lachte.

»Vom rechtlichen Standpunkt aus gesehen macht es natürlich keinerlei Unterschied«, gab Tolnar zu.

»Laßt mich sofort frei!« befahl Talena. »Glaubt ihr, ihr hättet es mit einer gewöhnlichen Person zu tun? Glaubt ihr, ihr könntet jemanden, der so wichtig ist wie ich, auf diese Weise behandeln? Ich sorge dafür, daß Seremides euch in kochendes Öl wirft!«

»Ich gehöre zu den zweiten Octavii«, erwiderte Tolnar. »Mein Kollege ist Angehöriger der Familie Toratti.«

»Dann werdet ihr eben geköpft oder gepfählt!«

»Du wärst damit einverstanden, daß wir unsere Pflicht vernachlässigen?« fragte Tolnar. Er war ein echter Goreaner.

»In diesem Fall wäre es besser für dich«, fauchte Talena.

»Das ist schon möglich.«

»Wenn ich das also richtig verstehe, dann geht es hier um das Prinzip, daß die Ubara über dem Gesetz steht«, sagte Marcus nachdenklich.

»Das fragliche Gesetz ist sehr ernst zu nehmen«, sagte Tolnar. »Marlenus, der Ubar aller Ubars, hat es verkündet.«

»Du willst dich doch nicht auf eine Stufe mit dem großen Marlenus stellen?« fragte Venlisius die Frau im Netz.

»Es spielt keine Rolle, wer hier größer ist«, sagte sie.

»Ich bin die Ubara!«

»Die Ubara steht über dem Gesetz?« fragte Marcus, der sich für solche Dinge sehr interessierte.

»In gewissem Sinne schon«, antwortete Tolnar, »in dem Sinne, daß sie das Gesetz durch einen Erlaß ändern kann.«

»Aber wenn sie sich entscheidet, das Gesetz nicht zu ändern, ist sie ihm unterworfen«, dachte Marcus laut nach.

»Genau«, erwiderte Tolnar. »Und das ist hier das Problem.«

»Egal, um was für ein Gesetz es sich handelt«, rief Talena, »ich ändere es! Hiermit ändere ich es!«

»Wie kannst du das tun?« fragte Tolnar.

»Ich bin die Ubara!«

Der Magistrat schüttelte den Kopf. »Du *warst* die Ubara!«

Sie schrie zornig auf.

»Glaubst du, uns liegt etwas an der Frau, die einst Talena war?« fragte Tolnar. »Die Ar verraten hat, die mit dem Feind kollaboriert hat?«

»Laßt mich sofort frei, wenn euch etwas an eurem Leben liegt!« rief sie verzweifelt. »Seremides will, daß ich frei bin! Genau wie Myron und Lurius von Jad!«

Tolnar rieb sich das Kinn. »Aber wir haben einen Eid geschworen, die Gesetze Ars aufrechtzuerhalten.«

»Befreit mich!«

»Du würdest wollen, daß wir unsere Ehre verletzen?« fragte der Magistrat.

»Ich befehle es euch sogar.«

Tolnar lächelte.

»Was gibt es da zu lachen?« fragte Talena.

»Wie kann eine Sklavin einer freien Person befehlen, etwas zu tun?« fragte der Magistrat.

»Eine Sklavin?« brüllte Talena. »Wie kannst du es wagen!«

»Nach dem Lagergesetz des Marlenus von Ar wirst du in die Sklaverei geführt. Jede freie Frau, die sich zum Sklaven eines anderen Mannes aufs Lager begibt oder sich vorbereitet, sich ihm dort hinzugeben, wird selbst zur Sklavin und damit zum Eigentum des Besitzers des Sklaven.«

»Ich, ein Eigentum?« brüllte sie.

Tolnar nickte.

»Das ist doch absurd!«

»Nicht im mindesten«, sagte der Magistrat. »Ich kann dir versichern, daß es völlig legal ist.«

Talena lief knallrot an. »Dann macht weiter mit eurer Farce!« fauchte sie. »Ich kenne Appanius gut, und seine Stellung in der Stadt hängt zu einem großen Teil

von meiner Unterstützung ab! Habe ich ihn nicht von vielen Lasten befreit? Habe ich seine Steuern nicht gesenkt? Habe ich nicht sein Haus und das anderer Favoriten von den Reparationen verschont?«

»Du gestehst also ein, daß du eine Sklavin bist?« fragte Tolnar.

»Ja«, erwiderte sie wütend. »Ich bin eine Sklavin! So, ich hab's gesagt, und nun schafft Appanius auf der Stelle herbei, damit ich sofort wieder freigelassen werde. Dann werdet ihr schon sehen, welche Schicksale ich euch zukommen lasse!«

»Aber was ist, wenn Appanius dich als Sklavin behalten will?« fragte Marcus.

Sie lachte höhnisch. »Wie ich sehe, kennt ihr den guten Appanius nicht. Das höchste, was er von einer Frau verlangt, ist, daß sie seinen Boden schrubbet.«

»Und wenn er genau das mit dir vorhat?« fragte Tolnar. »Wenn er ein Patriot ist?«

Sie wurde totenblaß.

»Zweifellos würde sie gut aussehen, wie sie in Ketten niedrige Arbeiten verrichtet«, meinte Marcus.

»Holt jetzt Appanius her!« kreischte sie. »Das ist alles ein furchtbare Mißverständnis! Holt ihn her, ich verlange es!«

»Nun gut, aber was hat Appanius mit der ganzen Angelegenheit zu tun?« wollte Tolnar wissen.

Talena starrte ihn an. »Ich verstehe nicht«, sagte sie tonlos. »Er hat alles damit zu tun. Er ist Milos Besitzer.«

»Nein«, sagte Tolnar.

Die Gefangene drehte mühsam den Kopf herum. »Appanius ist dein Herr!« sagte sie zu Milo.

Der Sklave schüttelte den Kopf.

»Natürlich ist er dein Herr!« brüllte Talena. »So wie er der Herr dieser Schlampe da ist!«

»Nein«, sagte Lavinia.

»Du hast mich nicht als Herrin angeredet«, zischte die Gefangene.

»Warum sollte ich auch?« fragte Lavinia.

»Es hat ja durchaus seine Richtigkeit, daß du Milos Besitzer gehörst«, sagte Tolnar, »aber es stimmt nicht, daß Milo Appanius gehört.«

»Wem gehöre ich denn dann?« fragte sie entsetzt.

Tolnar wandte sich seinem Kollegen zu. »Komm, laß uns die nötigen Dokumente fertig machen, die Maße nehmen und dergleichen.«

»Dokumente, die Maße nehmen?« protestierte Talena.

»Ich glaube, du wirst verstehen, daß in einem Fall wie diesem genau geführte Urkunden und Vorsichtsmaßnahmen nicht gerade unangebracht sind.«

Die beiden Magistrate begaben sich ins Hinterzimmer, um alles Nötige vorzubereiten.

»Du!« rief die Gefangene und sah Marcus an. »Bist du es, dem ich gehöre?«

Er sah sie nur wortlos an.

»Wer bist du?«

»Das spielt keine Rolle«, entgegnete er.

»Ich werde mir meine Freiheit erkaufen«, sagte sie. »Ich gebe dir tausend Goldstücke! Zweitausend! Zehntausend! Nenn deinen Preis!«

»Aber du bist eine Sklavin, du besitzt doch nichts«, sagte er.

In diesem Augenblick betraten Tolnar und Venlisius wieder den Raum und machten sich an die Arbeit. Sie vergaßen nichts und nahmen der Frau in dem Netz sogar die Finger- und Zehenabdrücke ab. Während der ganzen Prozedur achtete ich darauf, daß ich hinter ihr blieb, damit sie mich nicht sehen konnte.

»Ihr werdet mich niemals aus der Stadt schaffen können«, sagte Talena plötzlich zu Marcus.

»Glaubst du ernsthaft, das wäre schwer, geknebelt, mit einer Haube über dem Kopf, in einem Sack?« fragte er.

»Vermutlich schlägt man schon die Alarmstäbe wegen meines Ausbleibens!«

»Ich habe noch nichts gehört«, erwiderte Marcus.

»Sei doch nicht naiv«, sagte sie gereizt. »Schon in diesem Augenblick wird man einen geheimen Alarm gegeben haben. Die Wächter sind schon dabei, ganz Ar auf den Kopf zu stellen.«

»Wenn du deine heimliche Liebschaft so gut geplant hast, wie du uns hast glauben machen wollen, zweifle ich, daß man dich bis jetzt überhaupt vermisst hat. Vermutlich wird dein Verschwinden nicht vor morgen früh entdeckt werden!«

Sie gab ein Stöhnen von sich.

»Wir hätten also genug Zeit, um dich aus der Stadt zu schaffen, wie eine ganz gewöhnliche Sklavin. Aber vielleicht haben wir ja auch gar nicht die Absicht, dich aus der Stadt zu schaffen.«

»Was?« schnappte sie ängstlich und hob mühsam den Kopf. Ihr Blick glitt zu dem Dolch an Marcus' Gürtel. Er hatte die Hand auf den Griff gelegt. »Nein!« sagte sie dann. »Ihr seid doch keine Mörder!«

Er sah sie ungerührt an, die Hand am Dolch.

»Ihr wollt mich doch nicht umbringen!« rief sie.

Er musterte sie schweigend.

»Töte mich nicht!« schluchzte sie. Ihre Angst vor einem Mordkomplott war nicht einmal so abwegig. Selbst wenn sie sich für eine populäre, vielleicht sogar geliebte Person hielt, mußte ihr bewußt sein, daß nicht unbedingt alle diese Gefühle für sie hegten. Da war zum Beispiel der wachsende Widerstand gegen die cosische Herrschaft, die Taten der Deltabrigade, die ihr sicherlich Sorgen bereitet hatten. »Man hat mich doch bestimmt nicht zu einer Sklavin gemacht, um mich dann zu töten?«

Marcus verschränkte die Arme und schwieg.

»Bitte, töte mich nicht«, schluchzte sie. »Herr!«

»Ich bin nicht dein Herr«, sagte er.

Sie starre ihn gehetzt an. »Wer ist denn dann mein Herr?«

»Das bin ich«, sagte ich.

Ich ergriff sie von hinten an den Oberarmen, hob sie hoch und setzte sie auf den Knien ab. Sie wand sich in dem Netz und versuchte, über die rechte Schulter zu blicken; unsere Blicke trafen sich.

Sie erkannte mich.

Sie schrie auf, und dann mußte ich sie festhalten, da sie in Ohnmacht gefallen war. Ich legte sie auf die Felle und warf die Ketten neben sie. Ich holte sie aus dem Netz heraus, einen Augenblick später schnappten die Hand- und Fußschellen zu.

»Ich unterschreibe die Dokumente«, sagte ich zu Tolar.

Der Magistrat nickte. »Und ich werde sie stempeln und beglaubigen.«

»Streck die linke Hand aus«, befahl ich Milo.

Er gehorchte, und ich schloß das silberne Sklavenarmband auf, nahm es ab und reichte es ihm mitsamt dem Schlüssel.

Die neue Sklavin, die dunkelhaarige Schönheit, die noch vor kurzem die Ubara von Ar gewesen war, lag noch immer bewußtlos dort am Boden, wo ich sie hingelegt hatte. Das Band um ihren Hals war mit einer Kette an einem Sklavenring befestigt. Neben ihr lag griffbereit ein Knebel.

»Ich verstehe nicht«, sagte Milo.

»Es ist Silber. Vielleicht kannst du es ja verkaufen.«

»Das meine ich nicht.«

»Und diese Dokumente gehören dir«, fuhr ich fort.

»Sie sind alle in Ordnung. Ich habe sie von Tolnar und Venlisius ausstellen lassen, bevor sie gingen.«

»Dokumente, Herr?«

»Kannst du lesen?«

»Ja, Herr.«

»Nenn mich nicht Herr«, sagte ich.

Er blickte mich verständnislos an.

»Das sind Freilassungspapiere«, sagte ich. »Ich bin nicht länger dein Besitzer. Du hast keinen Herrn mehr.«

»Freilassungspapiere?«

»Du bist frei!«

Lavinia, die in der Nähe am Boden kniete, keuchte überrascht auf und starre Milo an.

»Ich bin in meinem ganzen Leben noch kein freier Mann gewesen«, sagte er ungläubig.

»Jetzt bist du es. Du wirst das Beste daraus machen müssen.«

»Mein Herr beliebt zu scherzen. Will er mich nicht behalten?«

»Ich habe nicht mal ein Theater«, sagte ich. »Was soll ich mit einem Schauspieler anfangen?«

»Du könntest mich verkaufen.«

»Du bist keine Frau.«

Er konnte es nicht fassen.

»Aber du trägst einen beträchtlichen Verlust davon«, stammelte er.

»Ein Tarskstück, um genau zu sein.«

Milo lächelte.

»Dafür kann man sich in einer Paga-Taverne den ganzen Abend lang ein Mädchen mieten.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin also frei?«

Ich nickte und gab ihm die Dokumente; er betrachtete sie und schob sie in seine Tunika.

»Ich bin als Sklave geboren worden, ich weiß gar nicht, wie ich mich als freier Mann zu verhalten habe.«

»Das werden dir schon deine Instinkte sagen«, meinte ich. »Das Leben wird deine Erziehung übernehmen.«

»Ich bin ein Mann«, sagte er.

»Das ist richtig.«

»Würdest du meine Hand schütteln?«

»Ich ergreife sie in Freundschaft«, sagte ich, »und in Freundschaft lege ich meine andere Hand auf deine Schulter. Du kannst das gleiche tun, wenn du magst.«

Und wir legten einander die Hände auf die Schultern; ich streckte ihm die Rechte hin, und er ergriff sie. »Du bist ein Mann«, sagte ich. »Hab keine Angst davor, dich wie einer zu benehmen.«

»Ich bin dankbar ... Bürger«, sagte Milo.

»Keine Ursache«, entgegnete ich. »Bürger.«

Marcus räusperte sich. »Ich glaube, es wäre besser, wenn er jetzt geht. Appanius könnte sein Handeln bereuen und mit ein paar Männern zurückkommen.«

Lavinia sah Milo gequält an.

»Mir hat dein ›Lurius von Jad‹ gefallen«, sagte ich.

Milo grinste. »Danke.«

»Mir nicht«, sagte Marcus.

»Marcus ist voreingenommen«, erklärte ich.

»Aber er hat recht«, erwiderte Milo. »Das waren schwache Leistungen.«

Ich starnte ihn an.

»Da hörst du's«, sagte Marcus, ohne eine Miene zu verzieren.

»Mir haben sie gefallen«, verteidigte ich mich.

»Ich bin kein richtiger Schauspieler«, sagte Milo.

»Nein?«

»Nein«, sagte Milo entschieden. »Ein Schauspieler sollte schauspielern können. Ich habe immer nur mich selbst gespielt, unter anderen Namen. Das ist alles.«

»Aber das ist doch eine Art von Schauspielerei«, sagte ich.

Er zuckte mit den Schultern. »Vielleicht hast du ja recht.«

»Natürlich habe ich recht.«

»Du bist ein wunderbarer Schauspieler, Herr!« rief Lavinia aus. Dann senkte sie schnell den Kopf, aus Angst, bestraft zu werden.

»Du hast mich Herr genannt«, sagte er zu ihr.

Sie sah schüchtern auf.

»So gehört es sich«, sagte ich. »Sie ist eine Sklavin. Du bist ein freier Mann.« Sie hatte ohne Erlaubnis gesprochen, aber unter diesen Umständen entschied ich, es für diesmal zu übergehen.

»Verzeih mir, Herr«, flüsterte sie.

»Du darfst sprechen«, sagte ich.

»Es ist nur«, sagte sie, »ich finde, daß der große und schöne Milo ein großartiger Schauspieler ist. Und es sind nicht seine Rollen, die wir lieben, sondern allein ihn!«

»Da, siehst du?« sagte ich zu Marcus.

»Lieben?« fragte Milo die kniende Sklavin.

»Das ist natürlich nur die Meinung einer Sklavin«, sagte sie und senkte den Blick.

»Milo sollte gehen«, wiederholte Marcus.

Lavinia fing an zu weinen, ihr Körper wurde von Schluchzern geschüttelt, aber sie wagte es nicht, die Gehorsamstellung zu ändern.

»Ich glaube«, sagte Milo nachdenklich, »ich würde es vorziehen, dein Sklave zu bleiben.«

»Warum?«

»Dann hätte ich Gelegenheit, diese Frau hin und wieder betrachten zu können.«

»Interessiert sie dich?« fragte ich.

»Natürlich!« sagte Milo überrascht.

»Dann gehört sie dir.«

»Mir!« rief er aus.

»Aber sicher«, sagte ich. »Sie ist eine Sklavin. Ich schenke sie dir. Hier ist der Schlüssel für ihren Kragen.« Ich gab ihn Milo. »Du darfst die Stellung wechseln«, verkündete ich der Sklavin.

Lavinia warf sich vor mir auf den Bauch. »Danke, Herr! Danke!« rief sie.

»Dein neuer Herr steht da!« sagte ich und zeigte auf Milo.

Ohne zu zögern ging sie vor Milo auf die Knie und nahm die Gehorsamstellung ein. »Ich liebe dich, Herr!« schluchzte sie. »Ich liebe dich! Ich bin dein! Ich lebe, um dich zu lieben und dir zu dienen!«

Milo war sprachlos.

»Du solltest Ar verlassen«, riet ich ihm.

Er riß sich mühsam von Lavinia *los*. »Zweifellos«, sagte er.

»Dafür brauchst du Geld.«

Milo lächelte. »Aber ich habe kein Geld.«

»Hier sind zehn Goldstücke.« Ich zählte sie in Milos Hand. Er sah ungläubig zu. Ich hatte Tolnar und Venlius jeweils fünfzehn Goldstücke gegeben. Sie hatten die Gesetze von Ar aufrechterhalten und dabei ihre Ehre bewahrt. Darüber hinaus würden sie die Dokumente bei verschiedenen Stellen einreichen und dafür

sorgen, daß Kuriere diversen offiziellen und inoffiziellen Stellen in anderen Städten beglaubigte Kopien überbrachten. So würde es beispielsweise Seremides unmöglich sein, sie alle in seinen Besitz zu bringen. Die beiden Magistrate hatten es für eine gute Idee gehalten, mit ihren Familien Ar zu verlassen. Fünfzehn Goldstücke stellten ein Vermögen dar. Es würde sie in die Lage versetzen, mühelos umzuziehen und sich an einem Ort ihrer Wahl eine neue Existenz aufzubauen. Von den einhundert Goldstücken besaß ich jetzt nur noch fünf, aber selbst das war in vielen goreanischen Städten noch eine beträchtliche Summe.

Milo sagte: »Erlaube mir, dir ein Goldstück zurückzugeben.«

»Wozu?«

»Du hast für mich ein Tarskstück bezahlt«, sagte er mit einem Lächeln. »Ich möchte nicht, daß du bei dieser Sache einen Verlust machst.«

»Er lernt schnell, was Ehre und Großzügigkeit bedeutet«, sagte ich zu Lavinia.

Sie senkte den Blick. »Er ist mein Herr«, sagte sie freudig.

Ich zeigte Marcus die Münze. »Siehst du, ich habe einen beträchtlichen Profit gemacht.«

»Du solltest Kaufmann werden«, versicherte er mir.

Die neue Sklavin, die auf der Seite lag, gab ein leises Stöhnen von sich.

Ich steckte das Goldstück in meinen Geldbeutel.

»Du solltest gehen«, sagte Marcus zu Milo.

»Einen Augenblick noch.« Ich betrachtete die neue Sklavin, der ich den Namen Talena gegeben hatte, ein Sklavenname, der auch in die Dokumente eingetragen worden und nun rechtsgültig war. Sie bewegte sich. Ich sah, wie sich ihre auf den Rücken gefesselten Hände gegen die Handschellen stemmten.

Ich ging zu dem Tisch neben der Liege und nahm die Karaffe. Dann schüttete ich ihr den Wein über Ge-

sicht und Körper. Sie zuckte unter der kalten Flüssigkeit zusammen, wachte auf und entdeckte, daß sie in Ketten lag.

»Wer wagt es!« rief sie.

Ich gab Marcus die Karaffe, der sie wieder auf den Tisch stellte.

»Du!« Talena drehte mühsam den Kopf und sah zu mir hoch. »Bist du das wirklich?«

»Auf die Knie, Sklavin«, sagte ich und zerrte sie auf die Knie.

»Du bist es tatsächlich!« rief sie wütend.

»Dein Name ist Talena«, sagte ich ungerührt. »Das ist der Name, den ich dir verliehen habe.«

»Sleen!« Sie konnte nicht aufstehen, da ihre Handgelenke eng an die Knöchel gekettet waren.

»Lavinia, komm her und kne dich neben die neue Sklavin«, befahl ich.

Lavinia gehorchte mit offensichtlichem Unbehagen.

»Verdammtes Sleenweibchen!« rief Talena.

Lavinia hielt den Blick starr geradeaus gerichtet.

»Und du bist auch ein Sleen!« brüllte Talena Milo an.

»Ich war ein Verführungssklave«, erwiderte er. »Ich habe meinem Herrn gehorcht.«

»Verdammter Sleen!«

»Nimm dich in acht«, sagte ich zu Talena. »Du sprichst einen freien Mann an.«

»Du bist frei?« fragte sie Milo.

»Ja.«

»Das ist nicht möglich!« rief sie.

»Doch, das ist es«, erwiderte er. »Jetzt bin ich es, der frei ist, und du bist die Sklavin.«

»Sklavin!« brüllte sie. »Wie kannst du es wagen!«

Ich wandte mich Milo zu. »Da knien zwei Sklavinnen nebeneinander«, sagte ich, »beide sind sklavinnen-nackt. Die eine gehört dir, die andere mir. Ich biete dir einen gerechten Handel an. Wenn du willst, können wir tauschen.«

Talena sah mich ungläubig an, dann richtete sie den Blick, mit verzweifelter Hoffnung auf Milo. »Nimm mich!« rief sie. »Ich sorge dafür, daß du es nicht bereust! Ich gebe dir tausend Goldstücke! Hundert schöne Sklavinnen! Einen hohen Posten in Ar!«

»Nein!«

»Du wirst doch nicht eine nackte Sklavin mir vorziehen? Du hast gesagt, ich sei die schönste Frau von ganz Ar!«

Er musterte sie. »Hast du mir das geglaubt? Ich war ein Verführungssklave.«

Talena starnte ihn sprachlos vor Wut an. »Wer ist denn schöner als ich?« verlangte sie zu wissen.

»Lavinia«, sagte Milo.

»Die Sklavin?« rief Talena ungläubig.

»Die andere Sklavin«, verbesserte er sie lächelnd.

»Das ist lächerlich!«

»Sie ist die schönste Frau von ganz Gor.«

»Herr!« keuchte Lavinia strahlend.

Talena ließ den Kopf hängen. »Sleen!« zischte sie.

Milo wandte sich wieder mir zu. »Wir müssen gehen.«

»Ich bin unbekleidet, Herr«, sagte Lavinia.

»Zieh dich an«, erwiderte ich. »Nimm die Sachen, die du hier getragen hast«

Lavinia eilte auf die am Boden liegenden Kleidungsstücke zu. »Vergiß nicht die Tunika mit der Entkleidungsschleife!« rief Milo ihr nach.

»Bestimmt nicht, Herr!« rief sie und lachte.

»Es wäre nicht verkehrt, wenn sie sich als freie Frau verkleidet«, sagte ich zu Milo. »Sie soll das Gewand der Ubara nehmen.«

»Du hast recht.« Er deutete auf die Kleidungsstücke, die direkt neben ihm am Boden lagen. Lavinia gehorchte sofort.

»Da ist ein Geldbeutel!« sagte sie plötzlich.

»Der gehört mir!« rief Talena zornig.

»Er ist ziemlich schwer.«

»Gib ihn deinem Herrn«, sagte ich. Milo sah mich an. »Behalte ihn.«

»Er gehört mir!« protestierte Talena.

»Sklaven haben keinen Besitz«, sagte ich. »Sie sind Besitz.«

Milo steckte den Beutel in seine Tunika. Er konnte ein paar kleinere Münzen mit Sicherheit gut gebrauchen.

»Und vergiß das hier nicht«, sagte ich und hob den kleinen Lederzyylinder auf, den die einstige Ubara um den Hals getragen hatte und in dem der kompromittierende Brief steckte, mit dem sie ihn als Sklave in der Hand gehabt hatte.

»Danke.«

Talena kämpfte gegen ihre Ketten an; es war eine vergebliche Geste.

Im Handumdrehen hatte Lavinia das Gewand der Ubara angezogen, nun mußte sie nur noch die Kapuze hochschlagen und den Schleier anlegen.

»Wie gefällt dir deine freie Frau, Herr?« fragte sie Milo.

»Du bist nicht meine freie Frau«, erwiderete er. »Du bist meine Sklavin!«

»Aber ich trage das Gewand einer freien Frau.«

»Es wird mir Vergnügen bereiten, es dir später auszuziehen.«

»Ich kann es kaum erwarten.«

Talena stieß einen unartikulierten Wutschrei aus.

»Ihr müßt gehen«, drängte Marcus.

Milo nickte.

Lavinia kniete vor mir nieder. Es war irgendwie paradox, eine mit dem Gewand der Verhüllung bekleidete Frau knien zu sehen. »Danke, Herr, daß du mich Milo überlassen hast«, sagte sie und küßte mir dankbar die Füße. Dann wandte sie sich Milo zu und küßte ihm ebenfalls die Füße. »Ich liebe dich, Herr.«

»Leg den Schleier an«, sagte er.

Kniend zog sich Lavinia die Kapuze über den Kopf und richtete den Schleier.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich zu Milo.

»Auch ich wünsche dir alles Gute«, sagte Marcus.

Milo nickte ernst. »Danke für alles.«

Ich winkte ab. »Das war doch nicht der Rede wert«, versicherte ich ihm.

Er holte tief Luft. »Ich wünsche euch auch alles Gute«, sagte er dann und reichte Marcus und mir nacheinander die Hand.

»Laßt mich nicht mit diesen Männern hier allein!« rief Talena verzweifelt. Aber Milo und seine Sklavin gingen, ohne sich noch einmal umzudrehen. Wir wandten uns Talena zu. Sie wurde sichtlich kleiner.

»Damit kommt ihr niemals durch!« flüsterte sie.

»Ich bin schon damit durchgekommen«, erwiderte ich.

»Ich verstehe nicht.«

»Du gehörst mir«, sagte ich. »Du bist jetzt meine Sklavin.«

Sie starre mich voller Wut an.

»Heil dir, Talena«, sagte ich, »der Ubara von Ar.«

»Ja, allerdings!« stieß sie hervor.

»Nein, Begreifst du nicht, daß du verspottet wirst, Sklavin?«

»Eine bloße Formalität!« fauchte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht im mindesten! Du bist meine Sklavin, auf völlig legale Weise, nach allen Gesetzen Ars und Gors. Die Dokumente sowie beglaubigte Kopien werden an hundert Orten eingereicht und aufbewahrt werden.«

»Es wird dir nicht gelingen, mich aus der Stadt zu schaffen!«

»Das wird man schon arrangieren«, erwiderte ich und machte eine Pause. »Wenn ich dich holen komme.«

»Wenn du mich holen kommst?«

»Ja. Morgen werde ich Seremides einen Kurier schicken, der ihm deinen Aufenthaltsort verrät.«

»Ich verstehe nicht.«

»Er wird nicht wissen, daß du versklavt worden bist. Er wird nur glauben, daß du so dumm warst, ohne Wächter den Zentralzylinder *zu* verlassen und möglicherweise Straßenräubern in die Hände fielst und berabt wurdest. Bestimmt wirst du dir eine plausible Geschichte einfallen lassen.«

»Er wird mich retten!«

»Du wirst deine Rolle als Ubara von Ar wieder einnehmen«, fuhr ich fort. »Alles wird so aussehen wie immer, aber in Wirklichkeit wird alles anders sein. Denn du bist jetzt meine Sklavin.«

»Du bist ja verrückt!«

»Und du wirst nicht wissen, wann ich dich holen komme.«

Jetzt sah sie mich ängstlich an.

»Und ich werde dich holen kommen«, sagte ich.

»Das verspreche ich dir.«

»Nein!«

»Ja«, sagte ich mit unbewegtem Gesicht. »Ich werde kommen und meine Sklavin beanspruchen.«

»Ich werde im Zentralzylinder von Wächtern umringt sein!«

»Du wirst in dem Wissen leben, daß ich eines Tages kommen und dich holen werde!«

»Warum behältst du mich nicht sofort?« fragte sie.

»Meine Arbeit in Ar ist noch nicht getan.«

»Deine Arbeit?«

»Cos muß aus Ar vertrieben werden«, sagte ich.

»Seremides wird dich jagen und fangen! Dafür sorge ich!«

»Seremides' Sturz ist bereits in die Wege geleitet worden.«

Marcus warf mir einen überraschten Blick zu. Ich nickte. »Dafür wird Myron schon sorgen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Du wirst schon sehen.«

»Kaissa?«

»In gewisser Weise.«

»Die Wächter werden Ar auf der Suche nach dir auf den Kopf stellen!« stieß sie hervor.

»Es gibt einen Ort, an dem sie aller Wahrscheinlichkeit nicht suchen werden«, erwiderte ich.

Sie lachte höhnisch. »Wo soll das sein?«

»Neugier bekommt einer Kajira nicht«, sagte ich. Sie riß wütend an den Ketten. Bei diesem Ort handelte es sich natürlich um ihre eigenen Reihen.

»Cos kann nicht aus Ar vertrieben werden!« rief sie.

»Cos ist zu mächtig. Cos ist unbesiegbar!«

»Einst hielt man auch Ar für unbesiegbar«, erwiderte ich.

»Ar wird auch weiterhin das cosische Joch tragen!«

»Sei dir da mal nicht so sicher. Davon abgesehen, daß du eine Sklavin bist, könntest du es sein, die sich plötzlich mit einem Joch wiederfindet.«

»Ich bin keine Sklavin!«

»Wie amüsant.«

»Ruf die Dokumente zurück«, sagte sie plötzlich.

»Ich werde mir meine Freiheit erkaufen.«

»Du besitzt nichts.«

»Seremides kann dafür sorgen, daß sie eingezogen werden.«

»Du würdest ihm verraten, daß du eine Sklavin bist?« fragte ich.

Sie erbleichte. Dann sagte sie: »Ja, wenn es sein muß!«

»Aber es spielt keine Rolle.«

»Ich verstehe nicht.«

»Du bist nicht zu kaufen!«

Sie warf mir einen wütenden Blick zu.

»Zumindest nicht im Augenblick.«

»Sleen!« Sie brach wieder in Tränen aus.

Ich setzte mich auf die Liege. Sie bot wirklich einen schönen Anblick, wie sie dort kniete, die Hände dicht auf den Rücken gefesselt. *Es* fehlte nur noch der Sklavenkragen.

»Aber nach einer richtigen Sklavenausbildung wären vielleicht sogar Männer wie Tolnar und Venlius an dir interessiert.«

Das versetzte sie erneut in Wut. »Diese Narren!« zischte sie. »Ich verstehe sie nicht. Um dem Gesetz Genüge zu tun, haben sie ihre Karrieren in Gefahr gebracht, sind sie ins Exil gegangen!«

Ich zuckte mit den Schultern. »Es gibt eben auch solche Männer.«

»Ich verstehe sie nicht!«

»Das liegt daran, daß du nicht verstehst, was Ehre bedeutet.«

»Ehre ist etwas für Narren!«

»Es überrascht mich nicht, daß eine Verräterin eine solche Meinung vertritt.«

Talena schnaubte spöttisch.

»Du hast deinen Heimstein verraten!« erinnerte ich sie.

»Das ist doch nur ein Stück Stein.«

Ich beugte mich ein Stück vor. »Es tut mir wirklich leid, daß ich jetzt keine Zeit habe, dich mit der Peitsche zur Sklavin auszubilden.«

Sie starre mich hochmütig an. »Daß ich nicht lache«, sagte sie dann mit eisiger Stimme. »Du, der du von einer Welt voller Schwächlinge kommst! Du bist viel zu weich, um eine Sklavin auszubilden!«

»Erinnerst du dich an unsere letzte Begegnung?« fragte ich.

»Natürlich.«

»Sie fand statt im Hause von Samos, dem ersten Sklavenhändler von Port Kar.«

Sie nickte unsicher, offensichtlich wußte sie nicht, worauf ich hinauswollte.

»Damals lagst du nicht auf den Knien.«

»Nein«, sagte sie unbehaglich.

»Aber du trugst einen Sklavenkragen.«

»Schon möglich.«

»Damals wußte ich nicht, wie richtig ich dich doch eingeschätzt hatte.«

Sie blickte ärgerlich zur Seite.

»Ich konnte damals nicht von meinem Stuhl aufstehen«, fuhr ich fort. »Ich hatte im Norden eine Verletzung von einem Schwert davongetragen, die Klinge war mit einem Gift aus dem Laboratorium von' Sullius Maximus, einem der fünf Ubars von Port Kar, bestrichen gewesen.«

Talena schwieg.

»Vielleicht kannst du dich ja daran erinnern, wie du mich verspottet hast, wie du mich verhöhnt und lächerlich gemacht hast.«

»Ich liege hier nackt vor dir auf den Knien«, erwiderte sie kalt. »Vielleicht bist du ja jetzt zufrieden.«

»Das ist erst der Anfang meiner Zufriedenheit.«

»Tu doch nicht so, als wärst du stark«, sagte sie. »Ich weiß, daß du ein Schwächling bist, der von einer Welt von Schwächlingen kommt. Du kommst von einer Welt, wo Frauen dich auf tausenderlei Weise zerstören dürfen und es dir verboten ist, sie auch nur anzufassen!«

Ich sah sie schweigend an.

»Ich verachte dich«, sagte sie, »so wie ich dich damals verachtet habe.«

»Hättest du geglaubt, daß ich eines Tages wieder gehen kann?«

»Nein.«

»Vielleicht erklärt das ja, warum du es in Ordnung fandest, mich zu beleidigen.«

»Nein«, schleuderte sie mir entgegen. »Daß du auf den Stuhl gefesselt warst, war lediglich spaßig, aber ich wußte, du würdest mir die Freiheit schenken, daß

ich ungestraft mit dir tun konnte, was immer ich wollte. Ich verabscheue dich.«

»Ich glaube nicht, daß du es amüsant finden würdest, wenn du diejenige wärst, die dem Gift zum Opfer fällt, das dich lahmt, es dir unmöglich macht, auch nur aufzustehen.«

Sie schwieg.

»Zweifellos gibt es das Gift noch«, dachte ich laut nach. »Man könnte es bestimmt beschaffen. Und vielleicht könnte man es dir verabreichen; es würde nur eine winzige Wunde hinterlassen, kaum größer als ein Nadelstich.«

»Nein!« rief Talena entsetzt.

»Mit einer Sklavin kann man machen, was man will.«

»Bitte nicht!« flüsterte sie.

»Andererseits wäre es mir vermutlich lieber, du könntest deine Beine bewegen, damit du mich bedienst, oder zu meinem Vergnügen vor mir tanzt!«

»Tanzen?« Talena schluchzte entsetzt. »Zu deinem Vergnügen?«

»Natürlich. Das ist keine ungewöhnliche Tätigkeit für eine Sklavin. Sie tanzen für ihren Herrn.«

Talena ließ den Kopf hängen. »Du kannst wieder gehen«, murmelte sie dann. Ich sah, daß sie Angst hatte, daß sie sich meiner nicht länger sicher war.

»Ich erhielt in Torvaldsland das Gegenmittel«, sagte ich. »Man brachte es aus dem fernen Tyros, und interessanterweise war es eine Sache der Ehre.«

Sie hob den Kopf.

»Verstehst du, was Ehre ist?« fragte sie dann.

»Nein.«

»Aber wie kannst du dann davon sprechen?«

»Ein oder zweimal habe ich einen kurzen Blick auf sie erhaschen können.«

»Und wie ist sie?«

»Sie ist wie die Sonne am Morgen«, sagte ich, »die über dunklen Bergen aufgeht.«

»Narr!« sagte sie.

Ich schwieg.

»Schwächling!«

Ich schwieg.

»Du bist ein verfluchter Schwächling!« schrie sie.

»Vielleicht bin ich nicht mehr so schwach, wie ich einst war«, antwortete ich ihr ruhig. Ihre Brust hob und senkte sich vor Erregung, ihre Miene verhärtete sich.

»Befreie mich!« verlangte sie dann plötzlich.

»Warum?«

»Du hast mich schon einmal befreit.«

»Heute bin ich klüger.«

»Cos kann niemals aus Ar vertrieben werden!«

»Cos' Macht auf dem Kontinent besteht hauptsächlich auf seinen Söldnern«, sagte ich.

»Und?«

»Im allgemeinen sind Söldner – von den Kompanien einmal abgesehen, die auf eine besondere Weise mit ihren Anführern verbunden sind, Männern wie Pietro Vacchi und Dietrich von Tarnburg – nur selten vertrauenswürdig; sie sind immer nur so lange vertrauenswürdig, wie sie ihren Sold bekommen.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Talena. »Ihr Sold ist gesichert.«

»Tatsächlich?«

»Zehn Kompanien könnten Ar halten!«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht.«

Talena holte tief Luft. »Willst du Seremides wirklich meinen Aufenthaltsort verraten?«

»Ja.«

»Er wird mich retten!«

»Nein«, erwiderte ich. »In gewissem Sinn wird er oder Myron dich lediglich für mich verwahren, es wird sein, als wärst du in einem normalen Sklavenlager untergebracht.«

»Du bist eine Bestie!«

»Tatsächlich wird mir das die Lagermiete ersparen.«

»Ich werde die Ehren einer Ubara zurückerhalten!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Du bist jetzt eine Sklavin. Eine Sklavin kann keine Ubara sein. Du kannst nur noch vorgeben, eine Ubara zu sein. In gewissem Sinne wirst du eine Hochstaplerin sein. Und wir wollen hoffen, daß niemand die Täuschung bemerkt, denn, wie du weißt, sind die Strafen für eine Sklavin, die sich *als* freie Frau ausgibt, sehr hoch.«

Die Wut in ihrem Blick war nicht mit Worten zu beschreiben.

»Im Augenblick wird kaum einer vermuten, daß du eine Sklavin bist. Die meisten, die dich sehen, wie du öffentliche Zeremonien abhältst oder Spiele eröffnest, werden dich für die wahre Ubara halten. Nur ein paar Menschen werden wissen, daß du meine Sklavin bist. Und zu diesen Menschen gehören wir beide, du und ich. Du wirst darauf warten, daß ich dich hole. Und es wird mich erheitern, wenn ich an dich im Zentralzylinder denke.«

»Ach ja!« stieß sie hervor.

»Vor allem wenn deine Besorgnis immer größer wird, wenn du spürst, wie Ar dir entgleitet und deine Macht um dich herum zusammenbricht.«

»Du bist ja verrückt! Ich bin die Ubara von Ar!«

»Nein«, sagte ich. »Du bist eine Sklavin.« Dann erhob ich mich, nahm den Knebel vom Boden und stieß in ihr in den Mund.

»Morgen werden Wächter kommen und dich von den Ketten befreien. Sie werden dich in den Zentralzylinder zurückbringen. Aber du darfst nicht vergessen, daß du meine Sklavin bist. So wie du nicht vergessen darfst, daß ich dich holen werde. Wann das sein wird? Du wirst es nicht wissen. Wirst du dich fürchten, einen Raum allein zu betreten, aus Angst, dort könnte jemand auf dich warten? Wirst du dich vor dunklen Orten oder Schatten fürchten? Wirst du Dächer oder

hohe Brücken fürchten, aus Angst, die Schlinge eines Tarnsmannes könnte sich um deinen Körper legen und dich in den Himmel zerren? Wirst du dich fürchten, ein Bad zu betreten, aus Angst, du könntest dort überrascht werden? Wirst du Angst haben einzuschlafen, in dem Wissen, daß jemand in der Nacht kommen könnte, daß du plötzlich mit einem Knebel im Mund und hilflos aufwachst?«

Ich sah sie an. Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie sah gut in den Ketten aus. Sie war eine hübsche Sklavin.

»Laß uns gehen«, sagte ich zu Marcus.

Wir verließen das Zimmer.

Ich lag in dem kleinen Raum im insula von Torbon im Metellanischen Bezirk am Boden.

Die Stadt draußen war ruhig.

Ich blickte in der Dunkelheit zur Decke.

Es mußte ungefähr die zwanzigste Ahn sein. Mittlerweile hatten Milo und Lavinia die Stadt bestimmt schon verlassen. Boots Tarskstück und seine Truppe befanden sich vermutlich auf der Viktel Aria auf dem Weg nach Norden. Irgendwo zwischen ihren Besitztümern verborgen lag ein seltsamer Gegenstand, ein Stein. Ein zufälliger Blick würde über ihn hinweggehen. Und doch unterschied er sich von allen anderen Steinen; er war etwas Besonderes.

Die Heimsteine von Gor machten mich nachdenklich. Die meisten sahen klein und unscheinbar aus. Und doch waren wegen dieser Steine, dieser auf den ersten Blick unscheinbaren, einfachen Steine, Städte erbaut und niedergebrannt worden, hatten Armeen gekämpft, starke Männern geweint und waren Reiche aufgestiegen und wieder untergegangen.

Die Schlichtheit vieler dieser Steine hat mich schon oft überrascht. Warum haben sie eine solche Bedeutung erlangt? Die – etwas simple – Vermutung liegt nahe, daß sie verschiedene Dinge symbolisieren, für verschiedene Menschen möglicherweise sogar verschiedene Dinge. Sie können für eine Stadt stehen und werden auch tatsächlich manchmal mit einer Stadt gleichgesetzt. Sie haben etwas mit Territorialität und Gemeinschaft zu tun. Sogar eine einfache Hütte, die weitab von den gepflasterten Straßen einer Stadt oder eines Dorfes steht, kann über einen eigenen Heimstein verfügen, und dort ist der niedrigste Bettler oder der ärmste Bauer ein Ubar. Der Heimstein

verkündet, dieser Ort gehört mir, es ist mein Zuhause. Hier bin ich.

Aber ich glaube, manchmal ist es auch ein Fehler, die Bedeutung des Heimsteins ergründen zu wollen. Es gibt keine Worte dafür. Er ist wie ein Baum oder wie die Welt. Er ist einfach, was er ist, was weit über jede Erklärung hinausgeht.

Auf der einfachsten, primitivsten Ebene ist der Heimstein einfach nur der Heimstein.

Er ist zu wichtig und kostbar, um eine Bedeutung zu haben. Und indem er keine Bedeutung hat, wird er natürlich zum bedeutsamsten Ding von allen.

Man darf keinen Goreaner nach der Bedeutung seines Heimsteins fragen, weil er diese Frage nicht verstehen wird. Sie wird ihn lediglich verwirren. Er ist eben der Heimstein, das ist alles. Manchmal glaube ich, viele Heimsteine sind so unscheinbar, weil sie viel zu wichtig und zu kostbar sind, als daß man sie mit Verzierungen und dergleichen beleidigen dürfte. Man beläßt sie so, weil man auf diese Weise ausdrückt, daß alles wichtig und kostbar und wunderschön ist, die kleinen Kiesel am Fluß, die Blätter eines Baumes, die Fährten kleiner Tiere, ein Grashalm, ein Wassertropfen, ein Sandkorn. Die Welt. Das Wort Gor heißt übersetzt Heimstein. Der Name der Goreaner für unsere gemeinsame Sonne ist *>Tor-tu-Gor<*, was *>Licht auf dem Heimstein<* bedeutet.

Draußen ratterte ein Wagen vorbei. Ich hörte das Schnauben eines Tharlarions. Mittlerweile fuhren weniger Wagen. Sie waren nicht mehr erforderlich. Ar war so gut wie ausgeplündert, seines Goldes und Silbers beraubt, seiner Kostbarkeiten, sogar der meisten seiner Frauen und Sklaven. Bei dem Wagen handelte es sich vermutlich um einen Kurier, auf jeden Fall um jemanden mit einer offiziellen Erlaubnis. Die Ausgangssperre war in Kraft.

Ich dachte an eine Sklavin. Diese Nacht würde eine

sehr unerfreuliche Nacht für sie sein. Ich hatte bereits dafür gesorgt, daß morgen nach der zehnten Ahn ein Kurier eine versiegelte Botschaft im Zentralzylinder ablieferte. Ich fragte mich, ob man sie bereits vermißte. Schon möglich. Und wenn nicht, dann bestimmt am frühen Morgen, wenn ihre Dienerinnen zum Ankleiden und für ihr Bad kämen. Welch hektisches Treiben würde dann im Zentralzylinder ausbrechen! Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, wie Seremides überall hineinstürmte, Untergebene schlug, seinen Stab beledigte, seine Offiziere und ganz Ar bedrohte, Möbelstücke umstieß, Wandteppiche herunterriß. Wie er die Feder ergriff, sie wieder niederlegte, Tinte verschüttete, Befehle brüllte, sie widerrief, sie erneut erteilte und verlangte, daß kein Wort darüber in Myrons Lager drang, noch nicht, nicht zu diesem Zeitpunkt. Wie begierig würden sie sich auf jede Spur stürzen. Wie verzweifelt würden sie die Nachricht empfangen, die den Aufenthaltsort der Ubara verriet. Ich sah bildlich vor mir, wie sie an den Ort eilten und die Frau, die sie für ihre Ubara hielten, dort in Ketten vorfanden, als wäre sie eine gewöhnliche Sklavin.

O ja, wie würden sie sich über ihre Entdeckung freuen und sich beeilen, ihre Blößen zu bedecken, und nach einem Schmied schicken, der die peinlichen Fesseln abnähme. Dann würden sie sie verstohlen zum Zentralzylinder zurückschaffen, damit niemand erfuhr, was sich zugetragen hatte. Und eine oder zwei Ahn später säße sie wieder auf dem Thron der Ubara.

Ich fragte mich, ob sie dann wohl Unbehagen oder vielleicht sogar Angst verspürte, ob sie die Torheit begriff, in die sie nun verstrickt war, daß sie es wagte, sich dem Thronpodest zu nähern, und zwar nicht, um sich als halbnackte, in Ketten gelegte Sklavin zu Füßen des Ubars zu legen, sondern um auf dem Thron Platz zu nehmen. Sie mußte sich doch der Anmaßung dieser Handlung bewußt sein oder der schrecklichen Gefahr,

in der sie schwebte. Man wagte es kaum, sich die Strafe auch nur vorzustellen, die auf eine solche Tat stand, war sie doch nur eine Sklavin. Sie mußte unter allen Umständen ihre Versklavung geheimhalten, in dem vollen Bewußtsein, daß jemand in Ar ihr Geheimnis kannte, daß jemand sogar Zugang zu den Dokumenten hatte, die den dafür nötigen Beweis erbringen konnten.

Draußen auf der Straße rief jemand: »Halt! Stehend bleiben!« vermutlich ein Wächter. Es folgte das Trappeln rennender Füße. Mittlerweile absolvierten die Wächter im Metellanischen Bezirk ihre Runden nur noch zu zweit, wie in ganz Ar. Vermutlich hatten sie einen Mann entdeckt, der die Ausgangssperre verletzte.

Nein, die Sklavin würde die Nacht alles andere als bequem verbringen, nackt auf dem harten Steinboden liegend, die Handgelenke eng an die Knöchel gefesselt, von der an dem Bodenring befestigten Halskette an Ort und Stelle gehalten. Es dürfte eine Abwechslung im Gegensatz zum Komfort des Ubara-Lagers sein. Aber ich glaubte nicht, daß es ihr schaden würde, ganz im Gegenteil.

Ich blickte zur Decke.

Ich glaubte nicht, daß sie die erste Nacht in meinem Besitz jemals vergessen würde.

Unwillkürlich mußte ich lächeln.

Sollte sie doch auf dem Thron von Ar sitzen. Unter dem ausladenden und kostbaren, verzierten und geschmückten Gewand der Ubara würde sie nichts weiter als meine nackte Sklavin sein.

Draußen auf den Stufen ertönte ein Geräusch.

Vielleicht vergaß sie ja im Laufe der Zeit, daß sie eine Sklavin war, und hielt sich dann wieder für die Ubara von Ar. Andererseits würde sie bestimmt gelegentlich, vielleicht in einem unbehaglichen Augenblick, sich wieder an diese Tatsache erinnern. Ich hatte nicht den ge-

ringsten Zweifel, daß sie dann in der Nacht beim geringsten Laut zusammenzuckte, still in der Dunkelheit lag und sich fragte, ob sie wohl allein war. Oder ob ich gekommen war, um meine Sklavin zu holen.

Meine Gedanken schweiften zu Ar und seiner Lage ab. Ich dachte an das Vosk-Delta und die Katastrophe, die sich dort ereignet hatte, und an die Veteranen, die aus dem Delta zurückgekehrt waren. Obwohl ich kein Arer war, machte es mich so zornig, daß sie trotz ihrer Loyalität und Opferbereitschaft, ihres Diensteifers, ihres Muts und ihrer Hingabe von ihren Mitbürgern nichts als Spott und Verachtung erhalten hatten, daß sie die Verhöhnung ertragen mußten, die die Parteien in Gang gesetzt hatten, die von der Verdrehtheit einer solchen Politik profitieren wollten, um sie für ihre eigenen Ziele zu benutzen. Eines dieser Ziele bestand darin, Ar in einen Zustand noch größerer Schwäche und Verwirrung zu stürzen, den Willen und den Stolz seiner Bürger zu schwächen, um den Stadtstaat noch mehr der Gnade seiner Feinde auszuliefern. Und interessanterweise hatte es den Anschein, daß viele Arer, vor allem die Jugend, die Unerfahrenen, die Leichtgläubigen und vielleicht auch jene, die Mühsal, Verantwortung und Gefahr scheut, die immer nur genommen und nie gegeben hatten, daß all jene die größte Bereitschaft zeigten, Cos' durchsichtige Lügen aufzusaugen wie ein Hund, der das Wasser einer Pfütze aufschlabbert. Um sich hinterher dann an den Entschuldigungen für ihre Feigheit festzuklammern; diese Leute besaßen sogar die Frechheit, ihren mangelnden Mut als eine neue Tugend darzustellen, einen neuen, der Zeit angepaßten, verbesserten Mut.

Wie ungerecht war das gegenüber dem aufgeweckteren Teil der Jugend, der die Propaganda durchschaute, die jungen Männer, die, ohne das man es ihnen sagen mußte, genau erkannten, was man ihnen und ihrer Stadt antat, die sich schämten, in denen die

Empörung loderte, die sich an die einstige Pracht Ars erinnerten und in denen das Blut ihrer Väter und die Hoffnung für die Zukunft floß!

Aber vielleicht irrte ich mich auch, vielleicht waren es gar nicht die Jungen und die Alten. Vielleicht standen auch einfach nur die Menschen, die bereit waren, zu arbeiten und zu dienen, jenen gegenüber, die es vorzogen, von der Arbeit anderer zu profitieren. Trotzdem war es einigermaßen unverständlich, daß die Bürger, die nicht durch das Delta gewatet waren und sich nicht den Pfeilen der Rencebauern und den Speeren von Cos entgegenstellt hatten, sich öffentlich den Veteranen als überlegen darstellten, die sie – indem sie den Parolen Cos' gehorchten – mit Spott überhäuften und der Lächerlichkeit preisgaben.

Warum kehrten diese Veteranen überhaupt nach Ar zurück, ein Ar, das ihrer so unwürdig war?

Sie taten es, weil dort ihr Heimstein war. Aber daraus folgte, daß sie eine Macht darstellten. Und so mußte Cos von neuem versuchen, sie zu verleugnen, ihren Einfluß zu untergraben, das Volk gegen sie aufzuhetzen. Es heißt, die Männer, die die städtischen Anschlagtafeln beherrschen, beherrschen die Stadt. Aber ich war mir da nicht mehr so sicher. Goreaner sind nicht dumm. Es ist schwierig, sie mehr als einmal zu täuschen. Sie vergessen die Vergangenheit nicht. Sicher, Cos konnte sich auf jene verlassen, die in seiner Vormachtstellung ihre Interessen am besten vertreten sahen, und viele dieser Leute nahmen hohe Ämter ein, saßen sogar im Zentralzylinder. Auch würde Cos' unablässige Gehirnwäsche nicht völlig fruchtlos bleiben. Solche Anstrengungen produzieren Marionetten, Legionen von Kreaturen, die von Werten überzeugt sind, die sie niemals auch nur im Ansatz hinterfragt haben. Aber ich war davon überzeugt, daß es auch Bürger gab, für die ein Heimstein der Heimstein war und nicht nur ein Stück Felsen.

Ich dachte über das Ar unter dem Joch der Cosianer nach, über Hoffnung und Stolz, über die Deltabrigade. Ich dachte an Seremides, den ich vor langer Zeit gekannt hatte, damals während der Ära des Cernus'. Ich hatte der Sklavin mutige Worte gesagt, aber wer konnte schon wissen, was die Zukunft brachte? Und ich dachte an Marlenus von Ar, der zweifellos in den Voltaibergen bei seiner Strafexpedition gegen Treve getötet worden war. Seine von Jards blankgepickten Gebeine lagen mit Sicherheit in einer abgelegenen Schlucht in den Voltai. Welche Macht – ob die des Menschen oder der Natur – hätte ihn sonst von den Mauern von Ar ferngehalten?

Draußen vor der Tür quietschten Bodenbretter.

Ich lag still da. Dann rollte ich zur Seite und tastete nach dem Messer, das neben der Decke lag. Ich fand es. Ich zog es aus der Scheide und legte es wieder ab. Dann wickelte ich die Decke um meinen linken Unterarm. Ich nahm das Messer und erhob mich lautlos. Ich glaube nicht, daß ich gern der erste Mann gewesen wäre, der durch diese Tür treten würde. Unter der Tür schimmerte kein Licht hindurch, also hielt derjenige, der auf der anderen Seite stand, keine Lampe. Ich stand nicht direkt vor dem Holz. Die Eisenspitze eines aus nächster Nähe abgefeuerten Armbrustbolzens konnte eine so primitive Tür mühelos durchschlagen und sich in die gegenüberliegende Wand bohren.

Ich hörte, wie die Klinke niedergedrückt wurde und sich jemand leicht gegen die Tür stemmte. Natürlich war der Riegel vorgeschoben. Man würde sie schon eintreten müssen.

Dann hörte ich, wie jemand leise anklopfte.

Ich reagierte nicht.

Ich wartete.

Nach einer kleinen Pause klopfte es vier Mal. Kurz darauf wiederholte sich dies.

Ich war völlig überrascht. Ich warf die Decke zu

Boden, steckte das Messer in den Gürtel und schob den Riegel nach hinten. Dann trat ich zurück, während sich die Tür öffnete.

»Ich gehe mal davon aus, daß man unbeschadet eintreten kann«, sagte eine Stimme.

»Ja.« Ich hätte auf ähnliche Weise gezögert, spät in der Nacht ein dunkles Zimmer eines *insulas* zu betreten.

»Ich war unvorsichtig. Wächter haben mich gesehen.«

»Komm rein.«

»Ich konnte ihnen entwischen. Sie suchen jetzt in den westlichen Straßen.«

»Was tust du hier?« fragte ich.

»Ich war mir nicht sicher, ob du noch hier bist.«

»Ich hielt es nicht für klug, plötzlich meine Unterkunft zu wechseln.«

»Ich schätze, du kannst dir die Miete mit deinem Sold leisten.«

Ich hantierte an der Lampe herum und entzündete sie.

Nach dem ersten Anklopfen, das den Bewohner aufmerksam gemacht hatte, waren die Klopfzeichen in Vierergruppen erfolgt. Der vierte Buchstabe im goreanischen Alphabet ist das Delka.

»Warum bist du zurückgekommen?« fragte ich.

»Ich bin nie fortgewesen«, antwortete er.

»Wo ist Phoebe?«

»Die ist mit einer Haube über dem Kopf versehen hinter einem der Wagen deines Freundes Boots Tarskstück angekettet. Ich habe sie mit eigenen Händen dort festgemacht.«

»Also glaubt sie, daß du sie begleitest?«

»Morgen früh wird sie die Wahrheit entdecken.«

»Sie wird dir nachreisen wollen«, sagte ich.

»Sie ist eine Frau«, erwiderte er. »Ketten werden sie dort festhalten, wo ich sie haben will.«

»Sie wird untröstlich sein.«

»Die Peitsche wird sie beruhigen.«

»Du weinst«, stellte ich fest, als das Licht endlich brannte.

»Das ist nur der Rauch von der Lampe.« Er blickte sich um. »Gibt es hier etwas zu essen?«

»Ein Stück Brot«, sagte ich und zeigte auf einen Klumpen, der am Boden lag.

Er nahm es und biß gierig hinein.

»Anscheinend qualmt die Lampe noch immer«, meinte ich.

»Ist mir gar nicht aufgefallen«, erwiderte er.

»Du kamst nach Ar, um Ar-Stations Heimstein zurückzuholen«, sagte ich. »Das hast du getan. Deine Aufgabe hier ist erledigt. Du solltest nach Port Cos zurückkehren.«

»Ich glaube nicht, daß meine Anwesenheit bei der Truppe von Boots Tarskstück einen großen Unterschied machen würde.«

»Trotzdem ist dein Werk hier getan«, wiederholte ich.

»Du hast die Frau, derentwegen du nach Ar kamst, in deinen Besitz gebracht«, sagte er zwischen zwei Bissen. »Sie ist jetzt deine Sklavin. Du könntest sie jetzt, in diesem Augenblick, von dem Ort holen, an dem sie hilflos in Ketten liegt. Du könntest sie aus der Stadt schaffen. Aber du hast dich dagegen entschieden. Statt dessen läßt du sie gehen.«

»Ich sehe das anders«, erwiderte ich. »Ich finde, daß ich sie eine Zeitlang an einer langen Leine laufen lasse.«

»Auch du hast dein Werk in Ar beendet«, sagte er. »Warum bist du nicht gegangen und hast deine Sklavin mitgenommen?«

»Sie ist nicht wichtig«, sagte ich. »Sie ist bloß eine Sklavin.«

»Aber du bist ihretwegen nach Ar gekommen«,

sagte er. »Und du hast dafür gesorgt, daß sie sich ganz von selbst in deine Hände manövriert. Es war ein Bra-vourstück. Sie ist dein.«

»Ich glaube, ich bleibe noch eine Zeitlang hier.«

»Warum? Du bist nicht mal Bürger dieser Stadt.«

»Warum bist du zurückgekommen?« fragte ich. »Ge-fällt es dir hier so sehr?«

»Ich hasse Ar!«

»Warum bist du dann zurückgekehrt?«

»Weil du noch immer hier bist.«

»Ich habe auch Hunger«, meinte ich.

Er riß ein Stück Brot ab. »Hier«, sagte er.

»Marcus, mein Freund, ich danke dir.«

»Das ist nicht der Rede wert.«

Und wir aßen im Licht der kleinen Lampe.

GOR

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman den großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen Tarl Cabot auf dem phantastischen Planeten Gor, der Gegenerde, schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Das glorreiche Ar hat den Krieg verloren. Verrat und Heimtücke öffnen dem Erzfeind Cos die Tore des Stadtstaates, und durch Lügen und Intrigen sollen die einst stolzen Bürger zu demütigen Vasallen gemacht werden.

Tarl Cabot und sein junger Freund Marcus wollen Gerechtigkeit für alle jene, die den Machenschaften der Ränkeschmiede zu Opfer fielen. Aber um dieses Ziel zu erreichen, brauchen sie die Hilfe der Zauberer von Gor.

Heyne Fantasy

Best.-Nr. 06/9019

ISBN 3-453-14927-0
DM 14,90/ÖS 109,00

0 14 90



9 783453 149274

EIN HEYNE-BUCH